DEUTSCHE VIERTELJAHRS SCHRIFT

FÜR

LITERATURWISSENSCHAFT

UND

GEISTESGESCHICHTE

33. JAHRGANG 1959 HEFT 2/JUNI

J. B. METZLERSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG

STUTTGART

POSTVERLAGSORT STUTTGART

DEUTSCHE VIERTELJAHRSSCHRIFT FÜR LITERATURWISSENSCHAFT UND GEISTESGESCHICHTE

Begründet von Paul Kluckhohn und Erich Rothacker

Herausgegeben von Prof. Dr. Hugo Kuhn, München 22, Veterinärstraße 2 und Prof. Dr. Friedrich Sengle, Ziegelhausen über Heidelberg, Moselbrunnenweg 25a

Schriftleiter: Dr. Richard Brinkmann, Tübingen, Im Rotbad 30

INHALT HEFT 2/1959

Manfred Fuhrmann (Freiburg), Friedrich August Wolf 187

Hans Fromm (München), Kapitel 168 der Thidrekssaga 237

E. H. Zeydel (Cincinnati), Die elf Epigramme der Münchner Ruodliebhandschrift 257

Kurt Ruh (Basel), Lancelot. 269

Fritz Tschirch (Freiburg/Br.), Kapitelverzahnung und Kapitelrahmung durch das Wort im 'Ackermann aus Böhmen' 283

Wolfgang Iser (Heidelberg), The Owl and the Nightingale. Versuch einer formgeschichtlichen Ortsbestimmung 309

Helmut Thomas †, Eine neue Waltherausgabe 324

Eingesandte Bücher 335

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beilag. Der Abdruck von Dissertationen oder Teilen von solchen ist grundsätzlich ausgeschlossen.

Jeder Verfasser erhält von seinem Beitrag 20 unberechnete Sonderdrucke, weitere 30 Sonderdrucke können auf Wunsch gegen Berechnung geliefert werden.

Neu erschienene Bücher aus dem Aufgabenkreis der Deutschen Vierteljahrsschrift und Sonderdrucke sind an die J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, Kernerstraße 43, zu senden. Sie werden in der Rubrik „Eingesandte Bücher" im jeweils nächsten Heft aufgeführt und, soweit dazu geeignet, in einem der Sammelreferate besprochen. Eine Verpflichtung zur Besprechung besteht nicht.

J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, Kernerstraße 43, Ruf 9 25 18. Satz und Druck von H. Laupp jr in Tübingen. Erscheint jährlich in 4 Heften von etwa je 10 Bogen. Der Abonnementspreis beträgt je Heft DM 10.50, der Einzelpreis DM 14.—. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen.

Alle Rechte gemäß § 42 des Gesetzes über das Verlagsrecht vom 19. 6. 1901 sowie das der Übersetzung in fremde Sprachen vorbehalten. Ohne Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, diese Zeitschrift oder Teile derselben auf dem Wege des photomechanischen Nachdrucks, der Fotokopie oder der Mikroverfilmung zu vervielfältigen. Printed in Germany.

Wir weisen besonders auf die Prospekt-Beilagen folgender Verlage hin:

J. B. Metzler · Vandenhoeck & Ruprecht · Ernst Reinhardt Verlag.

(Liegt nur einem Teil der Auflage bei.)

Friedrich August Wolf*

Zur 200. Wiederkehr seines Geburtstages am 15. Februar 1959

Von Manfred Fuhrmann (Freiburg i. Br.)

1/2 Die Persönlichkeit Wolfs im Urteil der Zeitgenossen und der Nachwelt; Wolf als Pädagoge des deutschen Neuhumanismus. – 3 Geschichte der Altertumswissenschaft: Stand der Forschung. – 4 Die idealistische Begründung der Altertumsstudien durch Humboldt und Wolf. – 5 Die Vorgeschichte der 'Prolegomena ad Homerum': d'Aubignac, Blackwell, Wood. – 6/7 Die Methode der 'Prolegomena ad Homerum'; Wolfs methodologische Prinzipien: Intuition, Akribie, Zusammenhang der Fakten. – 8 Der Konflikt zwischen dem traditionellen Klassizismus und dem neuen geschichtlichen Denken bei Wolf, Voss und Goethe. – 9 Neuhumanistische Dogmatik und historische Forschung in der 'Darstellung der Altertumswissenschaft'; die Grundbegriffe Individualität, Originalität, Idealität, Entwicklung.

1.

»Möge Wolfs Andenken von historischer und Anekdotenbestimmtheit befreit, und er dann, nach dem Bild seiner Meisterwerke, als Heros und Eponymos für das Geschlecht deutscher Philologen, von der Nachwelt gefeiert werden.« So schrieb Niebuhr 1827 im 1. Bande des 'Rheinischen Museums'[1]), drei Jahre nach Wolfs Tode. Zwar ließe sich manches Bekenntnis des ausgehenden 19. oder des beginnenden 20. Jahrhunderts anführen, das diesen vielzitierten Worten Recht zu geben scheint; man könnte vor allem daran erinnern, daß Dilthey, wie wenige zu solchem Urteile berufen, Wolf als ersten in der Reihe jener Männer nennt, deren große methodische Leistung darin bestehe, daß sie die Geisteswissenschaften auf die geschichtlichen und gesellschaftlichen Tatsächlichkeiten gegründet und ihnen eine Organisation verliehen hätten, durch die Philologie, Kritik und Geschichte unter Anwendung des Entwicklungsgedankens zum ersten Male in ein inneres Verhältnis zueinander getreten seien[2]).

---

*) Ausarbeitung eines Vortrages, der während der Tagung der Mommsen-Gesellschaft in Eisenach am 6. Juni 1958 gehalten wurde. Der Verfasser dankt Herrn Prof. Snell (Hamburg) für Hinweise und fördernden Rat.

[1]) Rhein. Mus. 1, 1827, 257.

[2]) Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, Ges. Schr. 7, 1927, 93 ff. Vgl. Diltheys Vortrag: Der Plato Schleiermachers, abgedr. im Leben Schleiermachers, 1922², 646: »Die philologisch-historische Kritik

Andererseits aber fehlt es nicht an kritischen Stimmen, an schroff ablehnenden oder auch nur vor Überschätzung warnenden Urteilen. Auch die zu Lob und Anerkennung neigenden Betrachter scheinen im Gegensatz zu Dilthey meist nicht gewillt, Friedrich August Wolf einem Niebuhr, Eichhorn oder Savigny, einem Hegel oder Schleiermacher, einem Bopp oder Jakob Grimm als ebenbürtig an die Seite zu stellen[3]). Man könnte

---

nimmt unter den großen Kräften, die das moderne wissenschaftliche Bewußtsein herbeigeführt haben, eine viel bedeutendere Stellung ein, als aus den bisherigen Darstellungen ersichtlich ist. Ihr Ziel ist die Rekonstruktion der geschichtlichen Welt aus Nachrichten und Quellen von wissenschaftlicher Gültigkeit. In diese Arbeit sind wir Deutschen nach Semlers sprunghafter Bibelkritik erst am Ende des vorigen Jahrhunderts mit einer genialen Leistung eingetreten. 1795 erschienen die Prolegomena zu Homer von Friedrich August Wolf« usw.

[3]) Dem Urteile Diltheys folgen z. B. Wach, Das Verstehen, 1, 1926, 62 ff., bes. 63[1], und zuletzt Wickert, Goethe und der Historismus in der Altertumswissenschaft, in: Convivium (Festschr. f. K. Ziegler), 1954, 162. Schon Varnhagen von Ense schrieb im Jahre 1838 (Tagebücher 1, 1861, 106): »Da sieht man, wie in der Literatur alles ineinandergreift, eines das andere schafft und bedingt! – Wolf, Niebuhr, Strauß . . .!« Hingegen hat Meinecke in seiner 'Entstehung des Historismus', 1946[2], Wolf keiner Erwähnung gewürdigt; Srbik, Geist und Geschichte vom deutschen Humanismus bis zur Gegenwart 1, 1950, 197 f., hebt immerhin hervor, daß durch Wolf das genetische Prinzip eine unabhängige Anwendung auf eines der monumentalsten Dichtwerke gefunden habe. Andere Schriftsteller betonen Wolfs klassizistische Haltung; sie neigen der Auffassung zu, daß die aprioristische Bindung seines Denkens durch die Dogmatik des deutschen Neuhumanismus eine eigentlich geschichtliche Betrachtung der Antike nicht zugelassen habe; so etwa Kaerst, Die Geschichte des Altertums im Zusammenhange der allgemeinen Entwicklung der modernen historischen Forschung, Ilbergs N. Jb. 9, 1902, 36 f., und vor allem Spranger, W. v. Humboldt und die Humanitätsidee, 1909, 462 ff.; 489 ff.; vgl. ferner Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts 2, 1921[3], 210 ff. In der Tat ist das Verhältnis von klassizistischer Dogmatik und »unvoreingenommener« historischer Forschung das wichtigste Problem, das sich dem Versuch einer geistesgeschichtlichen Würdigung Wolfs stellt; siehe hierüber die folgenden Betrachtungen, bes. S. 224 ff.; S. 229 ff. Daß dieses Problem noch für Niebuhr Gültigkeit hat, zeigt der Vortrag von Schnabel, Niebuhr, 1931, bes. 44 f. Die dem Positivismus zuneigende historische Altertumswissenschaft des späteren 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts prüfte Wolfs schriftstellerische Leistungen lediglich auf ihre sachliche Richtigkeit hin; dem Methodiker Wolf wurde sie selten gerecht, geschweige denn, daß sie Verständnis für den genialen Pädagogen des deutschen Neuhumanismus gehabt hätte. So erklärt sich, daß einseitig negative Urteile vornehmlich von Fachgenossen vorgebracht wurden; schon Wolfs Schüler Boeckh fand für eine der schönsten Leistungen seines Lehrers, die 'Darstellung der Altertumswissenschaft' (Museum der Altertumswissenschaft 1, 1807, III–IX, 1–145; abgedr. in den Kl. Schr., hrsg. v. Bernhardy, 1869, 2, 808 ff.) nur Worte herbsten Tadels (siehe seine Enzyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften, hrsg. v. Bratuschek, 1877, 39 ff.; vgl. seinen Brief an Schleiermacher v. 9. 2. 1808, veröffentl. im Briefwechsel Fr. Schleiermachers mit Aug. Boeckh und Imm. Bekker,

also mit Fug bezweifeln, daß Wolf im Selbstbewußtsein der modernen Geisteswissenschaften den Platz einnimmt, den Niebuhr ihm zuweisen zu dürfen glaubte; jedenfalls aber scheint die Vielfalt der Meinungen zu einer Betrachtung zu berechtigen, die aufs neue Wolfs geistesgeschichtliche Bedeutung abwägen, insbesondere Art und Maß seines wissenschaftlichen Wirkens bestimmen möchte.

Vorab bedürfen freilich alle die Gegebenheiten einer kurzen Erörterung, die das Urteil seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts oft begrenzend oder gar störend beeinflußt haben, zunächst das einseitige, bisweilen oberflächliche und klischeehafte Bild, das zahlreiche Stimmen der Zeitgenossen von Wolfs Charakter und Persönlichkeit übermitteln. Selbst Niebuhr dachte hierüber offenbar so gering, daß er auf Wolfs schriftstellerische Tätigkeit als das einzige Kriterium seiner Größe deutete, und gewiß fehlte es einer derartigen Meinung nicht an mannigfachen Gründen[4]). Man konnte sich vor allem darauf berufen, daß Wolfs wissenschaftliche, geistige und menschliche Bahn einen seltsam schroffen Bruch zeigte, daß dem konsequenten Aufstieg während der über 23 Jahre sich erstreckenden Wirksamkeit in Halle die unglückliche Berliner Zeit folgte, eine Periode der Zerfallenheit, der Hypochondrie und Hybris, während derer es Wolfs positiven Kräften nicht mehr gelingen wollte, in seiner mächtigen Seele die Oberhand zu gewinnen. Zu wichtigen wissenschaftlichen Unternehmungen fehlte ihm damals trotz aller jähen und hochfliegenden Pläne besonnener Mut und innere Sammlung; seine von Anfang an unlustige Tätigkeit als Lehrer der Berliner Universität, die zu begründen er mitgewirkt hatte, wurde bald von dem emsigen und bedeutsamen Wirken seiner Schüler Boeckh und

Mitt. d. Literaturarchive in Berlin, N. F. 11, 1916, 13, sowie dessen Antwort v. 8. 3. 1808, ebd. 17 f. Über die Kritik an den Prolegomena ad Homerum siehe u. Anm. 12). Während sich Haym, W. v. Humboldt, 1856, 69 ff., um ein wohlabgewogenes Urteil über das Verhältnis der Fähigkeiten und Leistungen Heynes und Wolfs bemüht hatte, fiel Leos Vergleich zwischen den beiden Philologen einseitig zuungunsten Wolfs aus; siehe dessen Schrift über Heyne, Festschr. z. Feier d. 150jähr. Bestehens d. Kgl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, 1901, 231 ff., bes. das Résumé (233): »In der Tat geht der Strom der inneren Entwicklung von ihm (von Heyne), nicht von Wolf, in das Heroenalter der historischen Altertumswissenschaft hinüber.«

[4]) Zum folgenden siehe die biographischen Darstellungen. Das zweibändige Werk 'Leben und Studien Friedr. Aug. Wolfs des Philologen', 1833, das Wolfs Schwiegersohn Körte aus den nachgelassenen Papieren kompiliert hat, muß allerdings mit größter Vorsicht benutzt werden; es ist völlig vom Standpunkte Wolfs aus geschrieben. Schon Varnhagen von Ense hat es durchaus richtig beurteilt; er schreibt (Tagebücher 10, 384): »Schade, daß letztere (die Biographie Wolfs) in Körtes ungeschickte Hände gefallen ist! Trotz seiner Pfuscherei ist das Buch immer noch ein sehr reichhaltiges und anmutiges.« Zur Arbeitsweise Körtes siehe M. Bernays, Goethes Briefe an Friedrich August Wolf, 1868, 59[3]. Arnoldt schickte seinem Werke 'Friedrich August Wolf in seinem Verhältnisse

Bekker überstrahlt; mit den staatlichen und wissenschaftlichen Behörden ließ der nie Zufriedene es stets zu neuen Mißhelligkeiten kommen, und von den meisten seiner Freunde entfremdete ihn sein unverträgliches, stets zu gereiztem Widerspruch geneigtes Wesen[5]). Besonders fatal erschien den Zeitgenossen der Angriff, den Wolf in der Vorrede seiner 'Literarischen Analekten' gegen seinen Schüler Heindorf richtete[6]) und der alsbald Buttmann und Schleiermacher als streitbare Beschützer auf den Plan rief[7]): derartige Grobheiten mochten auch die Polemiken der Halleschen Zeit, das rechthaberische Pochen auf seine Priorität gegenüber Herder[8]) und Heyne[9]), in trüberem Lichte erscheinen lassen, als in jener an ätzenden Kontroversen wahrlich nicht armen Zeit recht und billig war.

Freilich hatten sich auch sonst schon in Halle die Schwächen von Wolfs Charakter nicht selten gezeigt, etwa sein Hang zum Projektemachen, oder sein schroffes Betragen gegenüber den meisten seiner Amtsgenossen, die sich, wie er glaubte, mit seiner geistigen Bedeutung nicht messen konnten; doch dergleichen trat damals völlig in den Hintergrund gegenüber der großartigen Energie seines pädagogischen und wissenschaftlichen Wirkens, dem die Hallesche Universität verdankte, daß sie, die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts von der Georgia-Augusta Göttingens aus ihrer führenden Position verdrängt worden war, nunmehr als Künderin neuer gei-

---

zum Schulwesen und zur Pädagogik', 1861/62, im 1. Bande einen Biographischen Teil voraus; dieser enthält eine ebenso sorgfältige wie verständnisvolle Darstellung von Wolfs Leben. Einen wichtigen Ausschnitt, die Beziehungen Wolfs zu Goethe, schildert mit vielen feinen Bemerkungen über Wolfs Charakter und über seine wissenschaftliche Bedeutung Bernays in der soeben genannten Veröffentlichung. Eine gute Würdigung der Halleschen Wirksamkeit Wolfs enthält das Werk von Schrader, Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle 1, 1894, 434 ff. Lenz, Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin 1, 1910, 71 ff.; 85 ff.; 90 ff.; 107 f.; 158 ff.; 352 ff., erörtert das Verhältnis Wolfs zur Gründung und zu den Anfängen der Berliner Universität; seine Darstellung wird dem Philologen nicht immer gerecht, siehe u. Anm. 11. Kurze Gesamtwürdigungen Wolfs verfaßten Reiter, Ilbergs N. Jb. 13, 1904, 89 ff., und Kern, Friedrich August Wolf, 1924.

[5]) Dieser oft hervorgehobene Wesenszug des Alternden gefährdete selbst die Freundschaft mit Goethe; siehe vor allem dessen Brief an Zelter v. 28. 8. 1816; Riemer, Mitteilungen über Goethe, Juni 1814; Fr. v. Müller, Tagebücher, 3. 4. 1824. Siehe hierzu Bernays, a.a.O. 78 ff.; 85 f.

[6]) Kl. Schr. 2, 1021 f.

[7]) Mit der Replik 'Buttmann und Schleiermacher über Heindorf und Wolf', 1816; siehe Körte a.a.O. 2, 106 ff.

[8]) In der 'Ankündigung eines deutschen Auszugs aus Prof. Wolfs Prolegomenis ad Homerum und Erklärung über einen Aufsatz im 9. Stücke der Horen', Kl. Schr. 2, 724 ff.

[9]) In den 'Briefen an Herrn Hofrat Heyne von Professor Wolf', 1797; vgl. Kern a.a.O. 17.

stiger Werte wieder zu den ersten Hochschulen Deutschlands zählte. Um so deutlicher empfanden die Zeitgenossen den Kontrast: der Berliner Wolf habe den Halleschen Wolf aufgefressen, witzelten sie, und er selbst fühlte den Sturz und litt darunter.

Dieses Versagen während der erfüllten Zeit der Regeneration des preußischen Staates und der Befreiungskriege, die quälende, fast krankhafte Sonderbarkeit der Altersjahre, der Egoismus und der Dünkel haben nun, wie schon angedeutet, nicht nur die Mitwelt verstimmt[10]), sondern auch manchen späteren Betrachter wenn nicht zu gänzlicher Ablehnung, so doch zu einer nervösen, herben Tadel und Klage mischenden Animosität veranlaßt[11]). Niebuhrs Standpunkt wurde nicht immer geteilt, und so stimmten die Schwächen von Wolfs Charakter auch gegen den wissenschaftlichen Ertrag seiner Forschungen mißtrauisch; zumal der Nimbus seines berühmtesten Werkes, der 'Prolegomena ad Homerum', schien sich vor einer scharf zupackenden Kritik in Nichts aufzulösen[12]).

Diese Haltung tut Wolf sicherlich Unrecht. Allenfalls mag man mit Niebuhr von der Betrachtung seiner Persönlichkeit absehen und seinen Wert einzig aus seinen Werken zu ermessen suchen; richtiger aber wird man verfahren, wenn man auf die Distanz Bedacht nimmt, die dem Heutigen manchen unbequemen Zug von Wolfs Charakter in freundlicherem Lichte erscheinen läßt als den Zeit- und Altersgenossen. Was ihm gewiß die meisten Feindschaften eintrug, die beißenden Witzworte, die Verstöße gegen die Regeln der Konvention, kann jetzt der Betrachtung seines eigenartigen Wesens sogar einen gewissen Reiz verleihen. Und wenn, was auch heute noch schwer wiegt, die Berliner Jahre der Zeit in Halle nicht entsprachen, so wird man berücksichtigen müssen, daß dieser Wandel in erheblichem Maße durch die Umstände verursacht war. Denn Wolf war nicht, wie die jüngere Generation der Schlegels, der Romantiker überhaupt, zu kometenhaft glänzender Tätigkeit an wechselnden Schauplätzen

---

[10]) Siehe z. B. den Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, bes. Goethes Brief v. 28. 8. 1816 und Zelters Briefe v. 8.–12. 11. 1814; 8.–12. 5. 1816; 14. – 20. 10. 1816. Niebuhr weiß bereits am 14. 9. 1810 an Dore Hensler zu berichten, Wolf sei »allgemein verabscheut« (Die Briefe B. G. Niebuhrs 2, 1929, 155); vgl. seine Briefe an Schuckmann v. 2. 5. 1811 (a.a.O. 207) und an D. Hensler v. 21. 3. 1812 (a.a.O. 258).

[11]) So vor allem Lenz in dem oben Anm. 4 zitierten Werke.

[12]) Unter den Neueren urteilten über die 'Prolegomena' besonders scharf Finsler, Homer in der Neuzeit, 1912, 463 ff., und Homer 1, 1913 ², 353 ff., sowie von Wilamowitz-Moellendorff, Homerische Untersuchungen, Philolog. Unters. 7, 1884, 400 f., und: Die Ilias und Homer, 1916, 14 f. Daß derartige kritische Äußerungen meist mit einer Antipathie gegen Wolfs Charakter verbunden sind, deutete bereits Pohlenz, Un mensonge de la science allemande?, Ilbergs N. Jb. 43, 1919, 374, an; dort 351 ff. eine gerechte Würdigung der 'Prolegomena'.

berufen; er bedurfte vielmehr, hierin etwa Kant ähnlich, des äußerlich beschränkten, aber dauerhaften Kreises einer kleinen deutschen Universitätsstadt, und als im Jahre 1806 der Befehl Napoleons die Pforten der Halleschen Universität geschlossen hatte und Wolf nach Berlin übergesiedelt war, da war ihm mit der Stätte seines beruflichen Wirkens und seines gesellschaftlichen Umgangs gleichsam die Lebensluft entzogen.

2.

Vor allem aber sind von Wolfs Persönlichkeit auch große positive Wirkungen ausgegangen, Wirkungen, die gewiß die Schattenseiten seines Wesens völlig aufwiegen. Schon Niebuhr hat nicht berücksichtigt, daß Wolf der geniale Lehrer des deutschen Neuhumanismus war, und spätere Kritiker, die ihn nicht mehr kannten, behandelten ihn vollends so, als hätten sich seine größten Leistungen in seinen Veröffentlichungen objektiviert. Diese Betrachtungsweise widerspricht jedoch sowohl Wolfs eigenen Aussagen wie den Berichten vieler Zeitgenossen. *Docendo aliquanto plus quam scribendo delector,* schrieb er einmal an Ruhnken[13]), und in der Vorrede zu seiner Zeitschrift 'Literarische Analekten' versicherte er, er habe niemals Schriftsteller, sondern nur Lehrer sein wollen[14]). Diese Aussagen dürfen freilich nicht so verstanden werden, als habe Wolf seine vornehmste Aufgabe in pädagogischer Wirksamkeit gesehen. Er war allerdings ein bedeutender Pädagoge[15]); seine didaktischen Fähigkeiten bedurften jedoch eines bestimmten, eben eines altertumswissenschaftlichen Gegenstandes, um sich zu entzünden, und waren mit der Eigenart seiner wissenschaftlichen Begabung und mit gewissen Grundüberzeugungen vom Wesen der Wissenschaft auf das engste verknüpft. Offenbar wirkte Wolf nicht nur, wie Wilhelm Müller meinte[16]), am liebsten, sondern auch am besten durch

---

[13]) Am 25. 3. 1796; der Brief wurde von Reiter in Ilbergs N. Jb. 18, 1906, 83 ff. sowie in der Sammlung Friedrich August Wolf, Ein Leben in Briefen, 1935, 1, 203 ff., veröffentlicht.

[14]) Kl. Schr. 2, 1019. Vgl. Wolfs Brief an Joh. v. Müller v. 9. 12. 1807 (veröffentl. v. Reiter a.a.O. 2, 22 f.): »... wenn ich denn nicht bleiben darf, wozu eigentlich mein Naturell mich mehr bestimmte, mündlicher Lehrer einer Wissenschaft ...«

[15]) Siehe Arnoldt a.a.O.; Th. Ziegler, Geschichte der Pädagogik (Hb. d. Erziehungs- u. Unterrichtslehre 1, 1), 1923[5], 286 ff.; Paulsen a.a.O. 210 ff.; vgl. ferner Varrentrapp, Johannes Schulze und das höhere preußische Unterrichtswesen in seiner Zeit, 1889, bes. 30 ff., sowie den Artikel Wolf von Wassner im Pädagog. Lexikon, hrsg. v. H. Schwartz, 4, 1931, 1152–56. Die wichtigste Quelle für Wolfs pädagogische Anschauungen ist die Sammlung von Entwürfen, Konzepten und Notizen, die Körte unter dem Titel 'Friedrich August Wolf über Erziehung, Schule, Universität (Consilia scholastica)' im Jahre 1835 publiziert hat.

[16]) Einige Worte über Friedrich August Wolf, Verm. Schr., 1830, 4, 164 f.

das lebendige geflügelte Wort. Sein Geist war auf das Stimulans einer aufmerksam lauschenden Zuhörerschaft angewiesen; sein Improvisationstalent, seine wissenschaftliche Phantasie, seine Kombinationsgabe und seine Meisterschaft in kritischen Untersuchungen schienen der unmittelbaren mündlichen Mitteilung zu bedürfen, um sich in ihrem ganzen Reichtum und ihrer ganzen Vielseitigkeit zu entfalten. Er gesteht in der erwähnten Vorrede[17]), er habe sich seit langer Zeit an den zarten Reiz gewöhnt, welcher in der augenblicklichen Entwicklung unserer Gedanken vor gespannten Zuhörern liege und in deren von dem Lehrer leise empfundenen lebendigen Gegenwirkung; hierdurch werde in seiner Seele eine geistvolle Stimmung geweckt, die der Sitz vor den leeren Wänden und dem gefühllosen Papiere so leicht niederschlage. Sein Mund sei fertiger oder doch kühner geworden als die Feder; ihm werde daher das Schreiben in die Länge wirklich beschwerlich. Diese Worte würden, so möchte man glauben, einem Romantiker besser anstehen als dem Intellektualisten Wolf; man darf jedoch nicht außer acht lassen, daß sich der Philologe auch sonst zu irrationalen Grunderfahrungen bekannt hat, etwa zur Intuition, die es ihm ermöglichte, sich mit seinem ganzen Wesen in die Eigenart vergangener Menschen und Völker hineinzuversetzen[18]). Will man das Besondere seiner pädagogisch-wissenschaftlichen Wirksamkeit erfassen, so muß man außer seinem Bekenntnis zur lebendigen mündlichen Mitteilung die methodischen Prinzipien berücksichtigen, auf denen seine Lehrtätigkeit beruhte. Er hielt es nämlich nicht für seine Aufgabe, in seinen Vorlesungen »eine große Menge einzelner Kenntnisse zu überliefern . . ., sondern vielmehr Grundsätze mitzuteilen, die zur Erwerbung eigener Einsichten reizen und leiten und so den wissenschaftlichen Geist zu wecken. Im ersten Falle«, so schrieb er, »macht man gewöhnlich den Zuhörer zum Erben fremder Schätze, und ein solcher wird entweder ein Nachsager, oder legt oft nachher die Hände in den Schoß und kann dabei leicht wieder verarmen; hingegen der zu eigenem Erwerbe Angefeuerte und Begeisterte arbeitet auf dem vorgezeichneten Wege weiter, und desto leichter, wenn man ihm zugleich ein kleines Kapital zum Anfange vorgeschossen hat«[19]). Man kann diese Notiz durch verwandte Äußerungen ergänzen. »Der Geist der Kinder muß selbst arbeiten«, mahnte Wolf, und an den gelehrten Schulmann richtete er die kühne Forderung: »Habe Geist . . .« und »besitze die Kunst, andern deinen Geist mitzuteilen, sie auf allerlei Weise zum Selbstdenken zu gewöhnen«[20]). Stets kommt es Wolf vornehmlich auf das erkennende Subjekt und seine Erkenntnisfähigkeit und nicht so sehr auf bestimmte Kenntnisse an: mit diesem Wandel in der Zweck-

[17]) Kl. Schr. 2, 1019. [18]) Hierüber siehe u. S. 219 ff.
[19]) Zitiert nach Bernays a.a.O. 59[3].
[20]) Friedrich August Wolf über Erziehung, Schule, Universität, 58; 85.

bestimmung des Unterrichts hängt die neue Auffassung von der Wissenschaft zusammen, wie sie etwa Humboldt in seinem Entwurf 'Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin' [21]) formuliert hat. Es sei eine Eigentümlichkeit der höheren wissenschaftlichen Anstalten, heißt es dort, daß sie die Wissenschaft immer als ein noch nicht ganz aufgelöstes Problem behandelten [22]); bei der Organisation dieser Anstalten müsse daher das Prinzip erhalten werden, »die Wissenschaft als etwas noch nicht ganz Gefundenes und nie ganz Aufzufindendes zu betrachten, und unablässig sie als solche zu suchen. Sobald man aufhört«, schreibt Humboldt, »eigentlich Wissenschaft zu suchen, oder sich einbildet, sie brauche nicht aus der Tiefe des Geistes heraus geschaffen, sondern könne auch durch Sammeln extensiv aneinandergereiht werden, so ist alles unwiederbringlich und auf ewig verloren« [23]). Wolf hat diese Auffassung geteilt, wie sowohl eigene Äußerungen als auch Zeugnisse über die Art seines Unterrichts bekunden. Die Humboldtsche Konzeption vom ewigen Gespräch der Wissenschaft steht hinter den Worten, mit denen er seine 'Prolegomena' begleitete: »Hier helfen die Rezensionen nichts, und Buch um Buch ist das einzige Mittel, zum Zweck zu kommen« [24]). Goethe rühmte nach dem Besuch einer Wolfschen Vorlesung die »aus der Fülle der Kenntnis hervortretende freie Überlieferung«, die »aus gründlichstem Wissen mit Freiheit, Geist und Geschmack sich über die Zuhörer verbreitende Mitteilung« [25]). Das freie Schalten mit allen Gütern und Hilfsmitteln der Pedanterie weiß auch Varnhagen von Ense hervorzuheben [26]), und eben dieser Geist der Freiheit scheint der Knotenpunkt, das gemeinsame Prinzip seiner Lehr- und Forschungstätigkeit gewesen zu sein: Freiheit gegenüber aller Überlieferung [27]) und insbesondere gegen-

---

[21]) Veröffentl. v. Gebhardt, W. v. Humboldt als Staatsmann, 1896, 1, 118 ff.; ferner in den Ges. Schr., hrsg. v. Leitzmann, 10, 1903, 250 ff.; zuletzt in der Sammlung: Die Idee der deutschen Universität, 1956, 375 ff.

[22]) Die Idee der deutschen Universität, 377.

[23]) Ebd. 379.

[24]) Brief an Böttiger v. 15. 5. 1795, veröffentl. v. Reiter a.a.O. 1, 162 ff. Vgl. Prolegomena, Kap. 27, wo Wolf erklärt, er wolle es anderen überlassen, die Schwierigkeiten, die sich aus dem vorzüglichen Aufbau der homerischen Epen für seine Theorie ergäben, abzuwägen und mit allen Kräften zu vermehren. Er selbst habe zwar schon dergleichen getan, doch verdiene dieses Problem von mehreren, sich verschiedener Methoden befleißigenden Gelehrten erörtert zu werden. Über den aporetischen Charakter der Prolegomena siehe u. S. 224 ff.

[25]) Tag- und Jahreshefte 1805, W. A. 1, 35, 201; siehe hierzu Bernays a.a.O. 58 f.

[26]) Ausgew. Schr., 1. Abt.: Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens, 1871 [3], 1, 329.

[27]) Dieses Gefühl der Freiheit gegenüber der Autorität der Tradition konnte sich zu triumphierender Freude über die Macht der Kritik steigern; siehe die Praef. ad orationem Marcellianam, Kl. Schr. 1, 391 ff.; 408.

über dem Sammeleifer und der Systemsucht des 17. und 18. Jahrhunderts. Das historische Material wurde ein- und umgeschmolzen; eine neue Form sollte gefunden, neue Prinzipien sollten angewandt und neue Aspekte gewonnen werden. Alles geriet in Fluß; überall zeigte sich Bewegung und Leben: ein solcher Forschergeist mußte sich bemühen, seinesgleichen hervorzubringen; dieses Ziel konnte er aber nicht durch bloßes Tradieren positiver Kenntnisse erreichen, sondern allein dadurch, daß er sich selbst in seiner freien schöpferischen Tätigkeit offenbarte, daß er nicht nur die Ergebnisse dieser Tätigkeit mitteilte, sondern auch die Mittel, mit denen jene gewonnen waren. Daß Wolf nicht etwas von irgend jemandem bereits zu Ende Gedachtes, sondern sein eigenes Denken vortrug, zeichnete seine Lehrweise aus: so vermochte er seine Zuhörer zum Mitdenken anzuregen und zum selbständigen Denken zu befähigen. Als Bestätigung diene noch einmal ein Wort Varnhagens[28]): »Die alte Geschichte bei Wolf war ungemein reichhaltig und anregend, er trug weniger eine Erzählung als vielmehr eine fortlaufende Kritik vor und versetzte die Zuhörer unmerklich in solche Selbsttätigkeit und Mitarbeit, daß man am Schlusse der Stunde sich stets in der heitersten und wärmsten Stimmung, in der angenehmsten Aufregung aller Geisteskräfte befand.«

Bereits im Jahre 1794 nannte Morgenstern in der Dedikation seiner 'Commentationes tres de Platonis Republica' ein großes Modell für die Eigenart der Wolfschen Lehr- und Forschungsweise. Wolf gehöre nicht zu jenen Lehrern, heißt es dort, die stets strengen Gehorsam fordern und keinen Widerspruch ertragen. Wenn man seine Methode mit wenigen Worten charakterisieren wolle, so könne man auf den bekannten Ausspruch des platonischen Sokrates hinweisen[29]), worin jener seine Schüler auffordere, sich mehr um die Wahrheit zu kümmern als um ihn selbst. Zudem mißbillige Wolf offenbar eine Unterrichtsweise, die den Schülern lauter einzelne Tatsachen vermittele und ihrem Gedächtnisse einhämmere, so daß sie sich daran gewöhnten, alles von ihrem Lehrer zu empfangen und nichts aus eigener Kraft hervorzubringen. Er scheine vielmehr in der Weise Platons zu lehren, wie jener sie in seinem siebenten Briefe dargestellt habe: hierbei genüge es nicht, daß man sich einfinde und seine Fackel in Brand setze; diese Methode sei vielmehr von der Art, daß sich in den Herzen der Begabten wie von selbst ein Funke zu einem unauslöschlichen Feuer entzünde[30]). In der Tat scheint der platonische Sokrates die treffendste Analogie zu Wolfs pädagogischer und wissenschaftlicher Wirksamkeit. Die offene, untersuchende Form seines Lehrvortrags, das Gefühl für die

---

[28]) Ausgew. Schr. a.a.O. 333.

[29]) Phaed. 90 B/C.

[30]) Zitiert nach Hanhart, Erinnerungen an Friedrich August Wolf, 1825, 22.

Wechselwirkungen des συμφιλολογεῖν[31]), die Überzeugung, daß die Wissenschaft ein nie zum Ziel führender Weg des Menschen sei[32]), der Vorrang, den das produktive Vermögen gegenüber dem Produzierten erhält, die Konzeption der aus dem Inneren stammenden und ins Innere zu pflanzenden Wissenschaft: alle diese Züge deuten auf eine Wesensverwandtschaft Wolfs mit Sokrates-Platon. Nicht zufällig beginnt die Reihe seiner Veröffentlichungen mit einer Ausgabe des Symposion[33]); eben diese Ausgabe hat damals den Minister Zedlitz veranlaßt, Wolf nach Halle zu berufen. Der Plan einer großen kritischen Gesamtedition der platonischen Schriften hat ihn durch viele Jahre hindurch begleitet[34]), und es erbitterte ihn heftig, daß andere ihm hierin zuvorkommen wollten[35]). Wolf stand mit seiner Neigung zu den irrationalen, enthusiastischen Elementen der platonischen Philosophie nicht allein; sie waren seit Winckelmann integrierender Bestandteil des deutschen Neuhumanismus[36]). Auf Wolfs Homer folgte Schleiermachers Platon als zweite große Leistung der jungen historischen Altertumswissenschaft[37]); um dieselbe Zeit schuf Ast sein platonisierendes hermeneutisches System[38]).

Wolf hat keinen Platon gefunden. Ein paar aus den verschiedensten Quellen zusammengetragene Notizen vermögen sein auf unmittelbare, gegenwärtige Wirkung angelegtes Wesen nicht wieder zum Leben zu erwecken. Vielleicht kann man die Energie dieser Wirkung aus den Folgen erahnen, aus dem ungeheuren Aufstieg der Altertumswissenschaft während der ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts. Wilhelm Müller hat offenbar die Wahrheit getroffen, wenn er meinte, Wolf habe durch seine Schüler

---

[31]) Wolf gebraucht diesen Ausdruck für seinen wissenschaftlichen Gedankenaustausch mit Humboldt, siehe Darstellung der Altertumswissenschaft, Kl. Schr. 2, 884.

[32]) Vgl. die Praef. ad Herodianum, Kl. Schr. 1, 346, wo Wolf die Philologen glücklich preist, weil es ihnen erlaubt sei, Wert und Bedeutung der Dinge in jeder Beziehung zu prüfen, die herrschenden Auffassungen bald zu billigen, bald zu verwerfen und sich der jeweils am besten fundierten Meinung anzuschließen. Anders stehe es mit den Theologen, die durch die kirchlichen Dogmen gebunden seien usw.

[33]) Von Wolfs anonym erschienener Ausgabe einer englischen Tragödie (siehe Körte a.a.O. 1, 79 f.) darf hier abgesehen werden. Über die Ausgabe des Symposion siehe Körte a.a.O. 1, 89 ff.

[34]) Siehe Körte a.a.O. 2, 92 ff.; der erste Teil einer Auswahl (Platonis dialogorum delectus pars I: Euthyphro etc., 1812) war alles, was Wolf von diesem auch öffentlich angekündigten Vorhaben ausführte.

[35]) Siehe die Vorrede zu den Literarischen Analekten, Kl. Schr. 2, 1021 ff.

[36]) Über den Platonismus Winckelmanns siehe z. B. Meinecke, a.a.O. 320 ff.; vgl. Lempicki, Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, 1920, 364 f.

[37]) Siehe Dilthey, Leben Schleiermachers, 645 ff.

[38]) Siehe Wach a.a.O. 1, 31 ff.

mehr als durch seine Bücher lehrend fortleben wollen; seine Unsterblichkeit lebe im Geist und Worte der Lebenden in einer nicht zu berechnenden und zu begrenzenden Ausdehnung des Zeugens und Gebärens[39]). Diese Wirkung hat an den Grenzen des Faches nicht halt gemacht; schon Dahlmann war überzeugt, daß der dem Philologen eigene Geist freier Untersuchung den deutschen Köpfen einen Anstoß gegeben habe, dessen Schwingungen über das Gebiet der Altertumswissenschaft weit hinausgingen[40]). Sicherlich war Wolfs Tätigkeit in Halle und Berlin ein großes Beispiel für die neue Gesinnung, die fortan nach den Wünschen der Besten alle wissenschaftliche Arbeit beseelen sollte. So ist Humboldts Entwurf wohl nicht nur in Einzelheiten durch Wolfs Auffassungen beeinflußt[41]): der Philologe scheint auch das Modell für manche Grundkonzeption des geistigen Stifters der Berliner Universität gewesen zu sein. Der Entwurf versucht z. B., das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler an den höheren wissenschaftlichen Anstalten zu bestimmen; Humboldt meint, der Lehrer sei nicht für die Schüler, sondern beide seien für die Wissenschaft da; sein Geschäft hänge mit an ihrer Gegenwart und würde ohne sie nicht glücklich vonstatten gehen[42]): in diesen Sätzen spiegelt sich auf das Genaueste die Eigenart der Wolfschen Lehrpraxis. Weiterhin fordert der Entwurf, daß Wissenschaft aus der Tiefe des Geistes heraus geschaffen, nicht durch Sammeln extensiv aneinandergereiht werden solle, da sie nur dann den Charakter umzubilden vermöge, wenn sie aus dem Inneren stamme und ins Innere gepflanzt werde[43]). Die Illustration zu diesen Worten enthält ein Brief Humboldts an Dohna, der im Hinblick auf Wolf geschrieben wurde[44]): »Auf einer Universität und bei der Bildung einer ganzen Nation kommt es nicht so sehr auf die bloße Masse angesammelter und vielleicht tot daliegender Kenntnisse, als auf den Geist an, mit welchem ein ganzes Fach überschaut und das Studium desselben dergestalt geleitet wird, daß es ... für Kopf und Charakter fruchtbar wird.«

---

[39]) a.a.O. 4, 163 f.

[40]) So schrieb Dahlmann allerdings im Hinblick auf die 'Prolegomena'; veröffentl. v. Springer, Fr. Chr. Dahlmann 1, 1870, 452.

[41]) Humboldt kannte z. B. Wolfs Schrift 'Grenzbestimmung zwischen dem Unterrichte auf den Schulen und auf den Universitäten', Friedrich August Wolf über Erziehung, Schule, Universität, 95 ff.; siehe W. v. Humboldts Briefe an F. A. Wolf aus der Zeit seiner Leitung des preußischen Unterrichtswesens 1809 und 1810, hrsg. v. Leitzmann, Fleckeisens Jb. 152, 1895, 289 (Brief v. 8. 8. 1809): »Der Plan, den ich allein gemacht, aber mit Benutzung Ihres Aufsatzes über den Unterschied der Bürger- und gelehrten Schulen, ist fertig ...«, siehe Leitzmann z. St. Die von Wolf, a.a.O. 101, getroffene Unterscheidung zwischen Schulen und Universitäten erinnert an die Bestimmung in Humboldts Entwurf, siehe Über die Idee der Universität, 377 f.

[42]) Über die Idee der Universität, 378.

[43]) Ebd. 379. [44]) Ges. Schr. 10, 1903, 17; Brief v. 6. 2. 1809.

3.

Außer den durch die Persönlichkeit Friedrich August Wolfs verursachten Schwierigkeiten stellt sich einer wohlfundierten und gerechten Würdigung seines Lebenswerkes ein weiteres Hindernis überaus störend in den Weg: die ungünstige Situation des jetzigen Betrachters, seine durch den derzeitigen Stand der Forschung bedingte Unsicherheit. Jeder Kundige weiß, wie es mit der Geschichte der Altertumswissenschaft bestellt ist: Materialien dieser Disziplin finden sich zwar in einigen Werken, etwa in Bursians dickleibigem Handbuch chronikartig zusammengestellt[45]); es fehlt jedoch inmitten der Fülle des Stoffes nahezu gänzlich an ordnenden Prinzipien; die übergreifenden geistesgeschichtlichen Zusammenhänge sind nicht erarbeitet noch Maßstäbe geschaffen, die es ermöglichten, das Verdienst einzelner Leistungen richtig abzuschätzen[46]). Dieser Stand der Dinge ist ein Resultat der fundamentalen Wandlungen, die das 19. Jahrhundert auch innerhalb der Altertumswissenschaft herbeigeführt hat: das unmittelbar verknüpfende Band lebendiger Tradition ist damals abgerissen, wie sich schon an der einen Äußerlichkeit zeigt, daß man noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts beständig mit der Gelehrsamkeit des 16. und 17. Jahrhunderts arbeitete, während die gegenwärtig entstehende Literatur selten Zitate wissenschaftlicher Abhandlungen aufweist, die über das Jahr 1830 zurückreichen. An die Stelle der Tradition müßte also jetzt die methodische, mit dem gesamten Instrumentarium der modernen Geschichtswissenschaft operierende historische Rekonstruktion treten, eine Aufgabe, die aus ähnlichen Prämissen auch anderen Geisteswissenschaften erwachsen und dort zum Teil durch glänzende Leistungen wenn nicht endgültig, so doch in einer für die gegenwärtigen Bedürfnisse vollauf befriedigenden Weise gelöst worden ist. Zumal die Geschichtswissenschaft hat das Mittel der Selbstanalyse nicht verschmäht, das die Betrachtung der eigenen Vergangenheit an die Hand gibt: hier führt eine Reihe wertvoller Versuche bis zu Srbiks zweibändigem Werk 'Geist und Geschichte'[47]). Auch die der Altertumswissenschaft durch ihr antikes Substrat verwandten Disziplinen anderer Fakultäten haben in letzter Zeit einige bedeutende Gesamtdarstellungen hervorgebracht: H. J. Kraus widmete sich der Geschichte der

[45]) Bursian, Geschichte der klassischen Philologie in Deutschland (Gesch. d. Wiss. in Deutschld., Neuere Zt., 19, 1–2), 1883; siehe ferner die von Wegner, Altertumskunde, 1951, 320, genannte Lit.

[46]) Vgl. mit diesem vielleicht allzu summarischen Urteil die Bemerkungen Wickerts, a.a.O. 155[3]. Entschlossene Ansätze einer durch Dilthey, Croce u. a. angeregten geistesgeschichtlichen Betrachtung enthält der jüngste Versuch einer Gesamtdarstellung, die in der vorigen Anm. genannte Altertumskunde von Wegner.

[47]) Srbik setzt sich zu Beginn seines Werkes (1, 1 ff.) mit der älteren Lit. über die deutsche Historiographie auseinander.

historisch-kritischen Erforschung des Alten Testaments[48]), Wieacker der Geschichte der neuzeitlichen Privatrechtswissenschaft[49]). Diese bibliographischen Bemerkungen mögen andeuten, wie problematisch es gerade jetzt erscheinen muß, das Lebenswerk eines Philologen wie Wolfs kritisch betrachten zu wollen. Denn in den genannten Disziplinen kann sich jeder Versuch, eine einzelne wissenschaftliche Leistung zu beurteilen, auf ein überschaubares Ganzes beziehen; überdies sind dort in einer umfangreichen monographischen Literatur alle wichtigen Kreuzpunkte der Entwicklung erörtert und durch viele grundlegende Resultate vor Unsicherheit und Zweifel geschützt. Für die Geschichte der altertumswissenschaftlichen Fächer dagegen fehlt es sowohl an Einzel- wie an Gesamtbetrachtungen[50]).

Mit dem Mangel an geistesgeschichtlicher Übersicht hängt wohl auch zusammen, daß dis bisherigen geschichtlichen Darstellungen altertumswissenschaftlicher Disziplinen ihren Gegenstand im allgemeinen überaus eng begrenzt haben. So hat man sich zwar gewöhnt, die Humanisten trotz der Vielfalt ihrer Bestrebungen vollauf zu berücksichtigen; man ist jedoch andererseits geneigt, sich bei der Darstellung des 17. und 18. Jahrhunderts auf die zünftige Wissenschaft zu beschränken, d. h. auf jene an den Universitäten gepflegte, mehr sammelnde und ordnende als geistig aneignende Gelehrsamkeit. Hier hat eine durch den Historismus und Positivismus bestimmte Auffassung von der Wissenschaft dazu geführt, daß eines der wichtigsten Themen des neuzeitlichen Europa außer Betracht blieb, jene große geistige Auseinandersetzung, die sich von Italien aus über Frankreich nach England und Deutschland hin fortsetzte und durch die der europäische Geist im Gegenbild der Antike seine Eigenart zu begreifen versuchte. Und nicht nur die entscheidenden geistigen Impulse jeglicher Beschäftigung mit dem Altertum wurden ignoriert; man überging auch alle die grundlegenden Voraussetzungen, die durch die Philosophie, insbesondere durch die Psychologie und Ästhetik, und nicht zuletzt durch die Historiographie des 17. und 18. Jahrhunderts für die modernen, dem geschichtlichen Denken verpflichteten Geisteswissenschaften geschaffen wurden. Offenbar hat hier der Warschauer Germanist Lempicki

[48]) Geschichte der historisch-kritischen Erforschung des Alten Testaments von der Reformation bis zur Gegenwart, 1956. Dieses Werk läßt freilich bisweilen eine zureichende Berücksichtigung der allgemeinen Voraussetzungen einzelner Leistungen, der über den besonderen Gegenstand hinausreichenden geistesgeschichtlichen Zusammenhänge vermissen.

[49]) Privatrechtsgeschichte der Neuzeit, 1952.

[50]) Die monographische Literatur zeigt besonders für das 17. und 18. Jahrhundert fühlbare Lücken. Zahlreiche panegyrisch gestimmte Vorträge und Aufsätze haben als *monumenta pietatis* für die geschichtliche Betrachtung nur bedingten Wert.

richtiger gesehen. Denn er hat in seinem Werk über die 'Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 18. Jahrhunderts' nicht nur die *historia literaria* berücksichtigt, sondern sämtliche von der Philosophie ausgehenden Impulse und insbesondere die Poetik und die literarische Kritik in seine Darstellung einbezogen. Er schreibt hierzu[51]): »Für die Geschichte der Literaturwissenschaft ist es ... besonders wichtig, die wechselseitige Beeinflussung der Literaturgeschichte und Poetik zu verfolgen. Zunächst gehen sie besondere Wege, sind aber in einem gegenseitigen Annähern aneinander begriffen. Den Poetiken des 17. Jahrhunderts fehlt es ebenso an historischem Sinn wie den Literärgeschichten fast völlig an ästhetischem ... In England vollzieht sich die Historisierung der Ästhetik, und in der Kritik kommt hier zuerst der historische Standpunkt zutage. Darin liegt die Bedeutung der französischen Querelle, weil hier – vielfach dadurch, daß sie zum Widerspruch herausforderte – die historische Betrachtung sich endgültig als Resultat ergeben mußte.« Man könnte die Forderung, daß die Dogmatik der literarischen Ästhetik ebenso berücksichtigt werden müsse wie die antiquarische Philologie, noch auf andere Weise begründen. Es gilt als legitimes Prinzip aller Geschichtsschreibung, moderne Komplexbegriffe in die Vergangenheit zurückzuprojizieren, vorausgesetzt, daß die notwendigen methodischen Kontrollen nicht außer acht gelassen werden. So spricht man etwa von der Kultur des perikleischen oder ciceronischen Zeitalters, obwohl den Zeitgenossen jener Epochen mit dem Begriff der Kultur auch die Gesamtvorstellung aller der Faktoren fehlte, die durch diesen Begriff zu einem komplexen Gebilde vereinigt werden. Wendet man dieses Prinzip auf die Geschichte der Philologie an – Entsprechendes gilt für die Archäologie –, so ergibt sich von selbst die Notwendigkeit, die systematische Ästhetik und die auf ihr basierende literarische Kritik in die Betrachtung einzubeziehen. Denn eine der wichtigsten Tätigkeiten des modernen Philologen, die methodisch exakte Interpretation der Texte, geht geradewegs auf die Poetik und die literarische Kritik des europäischen Rationalismus zurück.

4.

Diese allgemeinen Überlegungen scheinen auch für einen Versuch maßgeblich zu sein, der die geistesgeschichtliche Bedeutung Friedrich August Wolfs erfassen möchte. Denn die Zeit seines Wirkens fällt in die fruchtbarste Epoche des deutschen Geisteslebens, zu deren Grundkomponenten, wie zuvor in Italien und Frankreich, die Auseinandersetzung mit der Antike gehörte; er war zudem mit zwei Hauptrepräsentanten klassizistischer Gesinnung, mit Wilhelm von Humboldt und Goethe befreundet. Sein Lebenswerk muß sich also, wenn durch irgend etwas, so durch das

[51]) a.a.O. 7.

Verhältnis von zünftiger Gelehrsamkeit und neuhumanistischer Dogmatik entscheidend bestimmen lassen.

Es fällt sofort in die Augen, daß Wolf mit allen Dichtern und Philosophen der Goethezeit die idealistische Gesinnung, die tiefe Verachtung alles rationalistischen Zweckdenkens teilt[52]). Der Gegensatz, in dem sich damals die führenden Geister gegenüber ihrer von Nützlichkeitssinn und Merkantilismus geprägten Umwelt empfanden, dieser Gegensatz veranlaßte Wolf, die Altertumswissenschaft von ihren bisherigen, utilitaristisch aufgefaßten Funktionen zu emanzipieren und ihr durch eine neue, aus dem Griechenglauben des deutschen Neuhumanismus resultierende Zielsetzung ein völlig anderes Fundament zu verleihen. Zwar ist die Meinung berechtigt, daß die große deutsche Bildungsbewegung der Goethezeit schon sehr viel früher von den Kathedern einiger berufener akademischer Lehrer ihren Ausgang genommen habe[53]); unbestreitbar gebührt insbesondere Gesner das Verdienst, zu den Wegbereitern des Neuhumanismus zu zählen[54]). Gleichwohl hat erst Wolf voll und ganz die neue Epoche repräsentiert; niemand anders als er brachte die Entschlossenheit und den Mut auf, radikal mit den überlieferten Anschauungen zu brechen.

Bei Gesner stehen die überkommene rationalistische Topik und völlig andere, zukunftsträchtige Gedanken noch gleichwertig nebeneinander. Dieser Göttinger Gelehrte fordert deshalb zum Vergleich mit Wolf heraus, weil er wie jener eine enzyklopädische Einführungsvorlesung abzuhalten pflegte[55]), deren sorgfältige und umfangreiche Nachschrift noch im Jahre 1784 in 2. Auflage publiziert wurde[56]). Dieses ebenso weitschweifige wie schwunglose Werk stellt sich dem Leser als 'Primae lineae isagoges in eruditionem universalem' vor; es enthält, wie der Titel ebenfalls andeutet, neben den Elementen der Philologie auch eine Einführung in die *historia* und *philosophia*. Die spätere Altertumswissenschaft ist also noch völlig in das auf Bacon und Vossius zurückgehende System der barocken Polymathie einbezogen[57]). Gesner deutet nun zwar bereits die alsbald von

---

[52]) Siehe Arnoldt a.a.O. 1, 77. Über die »Spannung zwischen dem Idealismus der Goethezeit und dem Realismus ihres bürgerlichen Grundes« handelt Korff in der Einleitung seines Werkes 'Geist der Goethezeit', siehe bes. 1, 1957[4], 9 ff.

[53]) So Wentscher im Pädagog. Lexikon, hrsg. v. H. Schwartz, 3, 1930, 912 ff., Artikel Neuhumanismus.

[54]) Siehe z. B. Ziegler a.a.O. 269 ff.

[55]) Dergleichen war damals in allen Fakultäten üblich; siehe die in Gesners Isagoge (1, 44) zitierten Enzyklopädien; ferner z. B. Büsch, Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften, 1795 [2].

[56]) Primae lineae isagoges in eruditionem universalem, nominatim philologiam, historiam et philosophiam, ed. Niclas, 1784 [2].

[57]) Über das Baconsche System siehe Lempicki a.a.O. 106 ff.; über Vossius ebd. 113 ff. und 468.

Wolf gelehrte idealistische Auffassung der Altertumswissenschaft an, wenn er meint, man solle die Beschäftigung mit der schönen Literatur um ihrer selbst willen schätzen und nicht nur wegen ihres propädeutischen Wertes für die Brotstudien[58]); gleichwohl klingen diese und ähnliche Sentenzen frostig genug, und überdies halten ihnen die üblichen utilitaristischen Argumente die Waage. So heißt es einmal, man könne die alten Sprachen nicht entbehren, da die meisten Bücher lateinisch geschrieben seien[59]); später wird nochmals betont, daß die Kenntnis des Lateinischen für alle diejenigen notwendig sei, die sich in der Theologie, Jurisprudenz, Medizin oder Philosophie einer Prüfung unterziehen und, ohne eine schimpfliche Abweisung befürchten zu müssen, um ein öffentliches Amt bewerben wollten[60]).

Wolfs Axiomatik widersprach indessen nicht nur dem auf den Universitäten gelehrten Utilitarismus[61]), seine Polemik richtete sich vielmehr vor allem gegen die damals in Deutschland herrschende pädagogische Richtung der Philanthropinisten[62]). Das Ausmaß dieses Konfliktes wird zwar gemeinhin überschätzt[63]): Wolf hat in seinen pädagogischen Vorlesungen

---

[58]) a.a.O. 1, 54 (§ 43); diese Maxime soll offenbar für alle Wissenschaften, nicht allein für das Studium der alten Sprachen gelten. Deutlicher klingen neuhumanistische Gedanken in den Worten an (1, 116 ff., §§ 120 ff.): *at qui* (zuvor heißt es, wer Latein nur als Werkzeug für seinen Beruf benötige, brauche nicht viel von der Grammatik zu verstehen) *ad cultum mentis altiorem summos omnis aevi homines interius nosse, et de praestantissimis animabus aliquid in se derivare, qui populi principis res volunt exquisitius cognoscere . . . iis opus est uberiore haustu grammatices* etc.; siehe ferner 1, 142 ff. (§ 137 f.).

[59]) a.a.O. 1, 22 (§ 3).

[60]) a.a.O. 1, 110 ff. (§§ 112 ff.); zur Begründung führt Gesner aus, daß die Theologen sonst den Streit der Orthodoxie mit den Freidenkern nicht verstehen könnten, und außerdem handelten nicht ein Hundertstel so viel deutsche Bücher wie lateinische über Kirchengeschichte. Die Juristen aber bedürften des Lateinischen vornehmlich wegen der subsidiären Geltung des römischen Rechts; überdies sei eine *horribilis multitudo* von Büchern in lateinischer Sprache geschrieben usw.

[61]) Gegen die banausenhafte, nur auf zukünftigen Broterwerb bedachte Gesinnung der Studenten wendet sich Wolf des öfteren in seinen Proömien zu den Halleschen Vorlesungsverzeichnissen, siehe z. B. Kl. Schr. 1, 45 ff.; 70 ff.; 95 ff.

[62]) Siehe z. B. Epistola ad Villoisonium, Kl. Schr. 1, 314; Über Erziehung, Schule, Universität 27; Darstellung der Altertumswissenschaft, Kl. Schr. 2, 856, Anm.; 859, Anm. Über die Philanthropinisten siehe Ziegler a.a.O. 231 ff.; Schrader, Die Erziehung des Philanthropismus, 1928, dort weitere Lit.

[63]) So schon in dem zeitgenössischen Werke Niethammers, Der Streit des Philanthropinismus und des Humanismus, 1808. Gewiß, beide Richtungen unterschieden sich fundamental in ihrem Bildungsziel: für die Philanthropinisten schien das Glück des Individuums höchster Wert zu sein; die Humanisten forderten Begeisterungsfähigkeit für die Ideen des Wahren, Schönen und Guten. In Wahrheit enthielt die Lehre Basedows und seiner Anhänger ebenfalls ein überindivi-

große Teile der philanthropischen Doktrin, besonders soweit sie die Kindererziehung betreffen, unverändert übernommen[64]). In einem Punkte freilich mußte er den auf Nützlichkeit bedachten Pädagogen schroff widersprechen: in der Zweckbestimmung des Sprach-, insbesondere des Lateinunterrichts. Basedow und seine Gefolgsleute hatten sich hierüber nicht völlig einstimmig geäußert; wenn sie glaubten, sich in das Unvermeidliche fügen und den Lateinunterricht auch weiterhin dulden zu müssen, so rechtfertigten sie ihre Konzession durch utilitaristische Erwägungen, wie etwa Salzmann[65]): »Mehrere europäische Sprachen sind doch aus dieser (d. h. aus der lateinischen Sprache) entstanden und werden leichter gelernt, wenn man in jener einen guten Grund gelegt hat; überdies ist sie nun einmal so allgemein, daß man nicht leicht ein Buch in neuern Sprachen lesen kann, in welchem sich nicht hier und da Brocken davon befänden, welche Lesern, die damit ganz unbekannt sind, immer Steine des Anstoßes sein müssen.« Diesen ebenso unzureichenden wie rührenden Versuchen, ein wichtiges Element der deutschen Bildungstradition vor dem Forum der zweckhaft kalkulierenden Vernunft zu rechtfertigen, trat Wolf energisch in den Weg; besonders in seiner oft gehaltenen enzyklopädischen Vorlesung[66]) nahm er Gelegenheit, auf die Mängel der bisherigen Argumentation hinzuweisen. In seiner berühmten 'Darstellung der Altertumswissenschaft', die auf eben jener Vorlesung beruht, führt er aus[67]), vom 14. bis zum 16. Jahrhundert habe man das Altertum als ein großes, an Ideen und Sachen ergiebiges Ganzes ergriffen, jeden Teil davon zu unmittelbarer Anwendung betrieben und sich bemüht, sowohl materiellen und wissenschaftlichen als mancherlei formellen Nutzen daraus zu ziehen.

duelles Prinzip, konnten sich doch die Philanthropinisten die Wohlfahrt des einzelnen nicht anders verwirklicht denken als durch völlige Hingabe an die Gesellschaft. Vor allem jedoch hatten sich die Philanthropinisten eine andere Aufgabe gestellt als die Humanisten: sie waren wirkliche Erzieher, die die umstürzenden psychologischen Lehren Rousseaus ernst nahmen und sich nicht sowohl die intellektuelle wie die sittliche Entfaltung der kindlichen Seele angelegen sein ließen. Die Lehren der Humanisten dagegen richteten sich vornehmlich an urteilsfähige, reife jugendliche Menschen, also hauptsächlich an die akademische Jugend; die eigentlich pädagogischen Probleme früherer Altersstufen waren ihnen ziemlich gleichgültig, und dem Schulwesen suchten sie vor allem im Hinblick auf eine bestimmte Basis für das Universitätsstudium eine entsprechende Gestalt zu geben.

[64]) Siehe die Sammlung Über Erziehung, Schule, Universität, bes. 34 ff.; hierzu Arnoldt a.a.O. 2, 19 ff.; 31 ff. Wolf hatte als Nachfolger des Philanthropinisten Trapp, des ersten Pädagogikprofessors in Preußen, pädagogische Vorlesungen abzuhalten.

[65]) Ameisenbüchlein, 1806, 146 f.

[66]) Nachschriften dieser Vorlesung wurden publiziert von Stockmann, Fr. Aug. Wolfs Enzyklopädie der Philologie, 1831, und Gürtler, Vorlesungen über die Enzyklopädie der Altertumswissenschaft, 1831.

[67]) Kl. Schr. 2, 858 ff.

Der Fortschritt der Wissenschaften habe diesen Gesichtspunkt großenteils illusorisch gemacht. »Von geringerem Gehalt«, fährt Wolf fort, »waren weiterhin die Zwecke, auf die man das Studium der Altertumskenntnisse zu stützen suchte.« Man habe nämlich allgemein die Hilfe erkannt, welche viele jener Kenntnisse den Wissenschaften unserer heutigen öffentlichen Bedürfnisse leisten; man habe sie daher zu besserer Betreibung der sogenannten Hauptwissenschaften empfohlen. Wolf gibt nun zwar zu, daß in Wissenschaften, die von geschichtlicher Seite ganz auf dem Altertume ruhen, also in der Theologie und Jurisprudenz, ohne Kenntnis der alten Welt schlechterdings keine gründliche Einsicht zu erlangen sei; »bei dem allen«, wendet er jedoch ein, »ist dieser ganze historische Gesichtspunkt und der damit verbundene materielle Nutzen, so schätzbar er übrigens sein mag, dem Altertume und dessen Werken fremd und durchaus zufällig. Auch ist leicht einzusehen«, schreibt Wolf, eine inzwischen für die Jurisprudenz tatsächlich eingetretene Entwicklung voraussehend, »wohin dereinst eine solche Würdigung gelehrter Bildungsmittel führen müßte, sobald etwa die eine oder andere jetzige Bedarfswissenschaft sich mehr, als bereits geschehen, von dem Ansehen alter Schriften und deren Auslegung losmachte.«

So wies Wolf alle Argumente des Utilitarismus seiner Zeit mit Entschiedenheit zurück. Er konnte es, weil damals die seit langem vorbereiteten, durch Gesner, Ernesti und Heyne repräsentierten Tendenzen zu voller Entfaltung gelangten, weil während der Jahre seines Halleschen Wirkens das neue Bildungsideal zum gänzlichen Bewußtsein seiner selbst gekommen war. Was Wolf in der 'Darstellung der Altertumswissenschaft' an die Stelle der von ihm abgelehnten Topik des 18. Jahrhunderts setzt, ist These um These die Dogmatik des deutschen Neuhumanismus in einer spezifischen Färbung. Ihr Urheber ist Wilhelm von Humboldt. Dieser hatte Wolf im Jahre 1793 eine Frucht seiner der Selbstbildung gewidmeten Bestrebungen übersandt, die Skizze 'Über das Studium des Altertums, und der Griechen insbesondere'[68]). An dem Zustandekommen dieser Skizze

[68]) Ges. Schr. 1, 1903, 255–281. Zum folgenden siehe Haym a.a.O. 72 ff.; Spranger a.a.O., bes. 456 ff. Wolf, dessen eigenen Ideen die Skizze in mehreren Punkten begegnete (siehe Humboldts Brief an Wolf v. 31. 3. 1793, Ges. Werke, Alte Ausg. 5, 1846, 37), nahm alsbald eine Abschrift, die sich, mit Marginalien von seiner Hand versehen, in seinem Nachlasse gefunden hat (siehe d. Anm. v. Leitzmann, W. v. Humboldt, Ges. Schr. 1, 255). Das Original gelangte dann nach Jena, zu Schiller, der in einer Anmerkung den Kerngedanken seiner Kulturstufentheorie entwarf (siehe Humboldts Brief an Wolf v. 31. 3. 1793, a.a.O. 38 f.). Humboldts unscheinbare, auch in Aufbau und Ausdruck etwas unbeholfene Skizze gehört also zu jenen wichtigen Dokumenten, die, in der Zeit ihres Entstehens der Allgemeinheit unzugänglich, gleichsam die ideologische Substruktion des deutschen Klassizismus bilden.

ist Wolf sicherlich nicht unbeteiligt; auf ihn geht z. B., wie Humboldt bezeugt[69]), die Bestimmung zurück, daß die Altertumswissenschaft die Kenntnis der Menschheit im Altertum bezwecke, und überhaupt wird der intensive freundschaftliche Umgang mit dem Philologen Humboldt in der Fixierung seiner Gedanken mannigfach gefördert haben. Man darf indessen nicht übersehen, daß sich die beiden Freunde in Wesensart und Bildungsgang auf das Bestimmteste voneinander unterschieden: Humboldt hatte sich vornehmlich mit Winckelmann, Lessing und Kant auseinandergesetzt und neigte zu großen spekulativen Entwürfen; Wolf dagegen, der Fachgelehrte, der sich der strengen kritischen Schule holländisch-englischer Provenienz unterworfen hatte, widmete sich vor allem einer auch das geringste Detail nicht mißachtenden Rekonstruktion des historischen Altertums. Man wird daher Wolfs Anteil an den Spekulationen der Skizze nicht allzu hoch veranschlagen dürfen. Der Philologe hat also dort, wo seine 'Darstellung der Altertumswissenschaft' mit der Skizze übereinstimmt, zumal in der wichtigen, dem »letzten Ziele« gewidmeten Partie[70]), im wesentlichen Humboldts Gedanken rezipiert[71]). So zunächst die Unterscheidung zwischen ästhetisch-normativer und anthropologisch-historischer Betrachtungsweise: beide Schriften lassen den ersteren Gesichtspunkt unerörtert, die 'Darstellung' mit dem Hinweis, daß er bei dem eigentlichen Altertumskenner viel weniger vorwalten dürfe als der rein historische, der die Erscheinungen in ihrer organischen Entwicklung aufnehme[72]). Die beiden Arbeiten teilen ferner die an das Kausalitätsdenken der Aufklärung erinnernde Partie über die Ursachen der Größe des Griechentums[73]); sie stimmen vor allem darin überein, daß sie sich zu den klassizistischen Dogmen von der Originalität der griechischen Kultur, von der organischen Entfaltung der griechischen Volksindividualität und von der Idealität des griechischen Charakters bekennen und daraus folgern, daß das Studium der griechischen Nation das Studium aller übrigen Völker, ja der Menschheit schlechthin zu repräsentieren vermöge[74]).

[69]) In seinem Brief an Wolf v. 23. 1. 1793, a.a.O. 18. [70]) Kl. Schr. 2, 883 ff.

[71]) Siehe Haym a.a.O. 77 f. Was er dort aus Eigenem hinzugefügt hat, geht eher die wissenschaftliche Forschung an als die allgemeine Bildung.

[72]) Skizze, a.a.O. 256 (§ 2); Darstellung, Kl. Schr. 2, 874.

[73]) Skizze, a.a.O. 268 ff. (§§ 22 ff.); Darstellung, Kl. Schr. 2, 874 ff.

[74]) Skizze, a.a.O. 263 ff. (§§ 14 ff.); über die entsprechenden Partien der Darstellung siehe u. S. 231 ff. Wolf hat übrigens der Mitwelt den Anteil Humboldts an diesen Gedanken nicht vorenthalten: an der Stelle, wo die 'Darstellung', von der Unterscheidung einer zweifachen Menschenkenntnis ausgehend und die wahre, philosophische Menschenkenntnis mit dem repräsentativen Studium des Griechentums verknüpfend, beinahe wörtlich an die Skizze anklingt, zitiert er in einer Anmerkung wichtige Teile aus Humboldts Jugendschrift; diese Zitate sind das einzige, was der zeitgenössischen Öffentlichkeit von Humboldts Skizze bekannt wurde.

Die Konsequenzen, die sich aus dieser neuen Konzeption von der Würde und Bedeutung der Altertumswissenschaft ergaben, sind bekannt genug: die Polymathie des Barockzeitalters hatte sich überlebt und verschwand rasch von den Universitäten; die klassischen Studien waren zu einer selbständigen, in gegenständlicher Hinsicht scharf umrissenen materialen Disziplin zusammengeschlossen. Mit dieser Veränderung im akademischen Unterricht ging die preußische Schulreform Hand in Hand; Wolf hat sie, vornehmlich durch Gutachten sowie durch seine Inspektion über das Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin, mannigfach gefördert[75]) und insbesondere seinem Freunde Humboldt manche wichtige Anregung gegeben, als dieser in den Jahren 1809/10 an der Spitze des preußischen Unterrichtswesens stand[76]). Mit alledem war eine bedeutsame soziologische Veränderung verknüpft, die rechtliche Verselbständigung des Lehrerstandes, seine endgültige Trennung von den Theologen. Wolf selbst hatte hierzu bereits zu Beginn seiner Tätigkeit in Halle erheblich beigetragen, da er die ordentliche Mitgliedschaft in dem von ihm geleiteten Seminar nur Studenten der Philologie gewährte, nicht auch, wie es an den älteren deutschen Schwesterinstituten üblich war, den angehenden Theologen[77]).

5.

Unternimmt man den Versuch, das Wesen und die Eigenart der von Wolf auf idealistischem Fundament neubegründeten Altertumswissenschaft zu erfassen, so sieht man sich vornehmlich auf die beiden wichtigsten Veröffentlichungen des Philologen, auf die 'Prolegomena ad Homerum' und die 'Darstellung der Altertumswissenschaft' verwiesen. Der Charakter beider Werke wird ebensowohl durch eine neue wissenschaftliche Axiomatik wie durch klassizistische Dogmen bestimmt; eine Betrachtung dieser einander teils fördernden, teils hemmenden Tendenzen und ihres wechselseitigen Verhältnisses scheint daher besonders geeignet, den geistesgeschichtlichen Standort Friedrich August Wolfs zu ermitteln. Hierbei darf eine gewisse Entwicklung in den Auffassungen des Philologen nicht außer acht gelassen werden; jenes Verhältnis zwischen den Prinzipien des historischen Denkens und den Postulaten der klassizistischen Ästhetik hat sich nämlich in der 'Darstellung' in einem Maße gewandelt, das sich offenbar nicht allein durch den verschiedenen Inhalt und Zweck der beiden Hauptwerke erklären läßt. Die 'Prolegomena' zeigen den Trieb nach Erforschung der

---

[75]) Hierüber Arnoldt a.a.O.; eine gute Übersicht über die Wandlungen im preußischen Unterrichtswesen seit 1786 gibt Varrentrapp a.a.O. 225 ff.

[76]) Siehe z. B. den oben Anm. 41 zitierten Passus aus Humboldts Brief an Wolf v. 8. 8. 1809.

[77]) Siehe Arnoldt a.a.O. 1, 94 ff.; Wolfs Gründe gehen aus der 'Idee eines Seminarium philologicum', Über Erziehung, Schule, Unterricht, 310, hervor.

geschichtlichen Wahrheit in offenem Konflikt mit den Bedürfnissen unbedingten normativen Wertens; in der 'Darstellung' dagegen haben sich beide Tendenzen wechselseitig durchdrungen und sind untereinander zu einem gewissen Ausgleich gelangt.

Man bemüht sich seit langem, die wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung der 'Prolegomena' zu ermessen; bekanntlich führten diese Versuche nicht selten zu vernichtender Kritik[78]). Zwar ließ sich im Streit der Meinungen alsbald eine besonnene Stimme vernehmen, die darauf hinwies, daß über den Wert der Wolfschen Untersuchung noch nicht entschieden sei, wenn man die Abhängigkeit ihrer einzelnen Thesen von der älteren Literatur nachgewiesen habe[79]); man kam gleichwohl hartnäckig auf die Frage der Originalität zurück und glaubte sich zu einem negativen Urteil berechtigt, da man nach sorgfältigem Studium der von Wolf benutzten Werke versichern konnte, daß alle wichtigen Argumente der 'Prolegomena' schon vorher mit größerem oder geringerem Nachdruck ins Feld geführt worden waren. Man behauptete daher, der Ruhm, der Vater der modernen Homerforschung zu sein, gebühre gar nicht Wolf, sondern einem französischen Schriftsteller aus der Zeit Ludwigs XIV., dem Abbé d'Aubignac[80]). Dieser Ansicht wurde zwar alsbald widersprochen[81]); man hat sie jedoch bisher keiner gründlichen Widerlegung gewürdigt. Zudem beriefen sich Angreifer wie Verteidiger der 'Prolegomena' mehr auf den Inhalt der von Wolf und seinen Vorgängern beigebrachten Argumente als auf die jeweils angewandte Argumentationstechnik und Methodik. Es erscheint daher angemessen, das Verhältnis der Wolfschen Untersuchung zu einigen älteren Werken über Homer aufs neue zu erörtern und hierbei besonders den methodologischen Wert der einzelnen Schriften in Betracht zu ziehen.

Die 'Conjectures académiques ou Dissertation sur l'Iliade' François Hedelins, des Abbé d'Aubignac, waren schon vor 1664 entstanden, wurden jedoch erst im Jahre 1715 veröffentlicht[82]). Das Werk zeigt in seinem Verhältnis zur Geschichte typische Merkmale des französischen Rationalismus. So werden etwa in dem ersten einleitenden Teile[83]) die antiken Zeugnisse über Leben und Schriften Homers erörtert; der Verfasser bestreitet die

---

[78]) Siehe oben Anm. 12. Einen Überblick über die homerische Frage vor und seit Wolf gibt Schadewaldt, Von Homers Welt und Werk, 1951 ², 9 ff.

[79]) Siehe Volkmann, Geschichte und Kritik der Wolfschen Prolegomena zu Homer, 1874, 4.

[80]) Siehe unten Anm. 92.

[81]) Siehe Pohlenz a.a.O., bes. 351; 356; 374.

[82]) Siehe Finsler, Homer in der Neuzeit, 208; Pohlenz a.a.O. 342 ff.; dort auch über den Zusammenhang der Schrift mit der Querelle. Das Buch ist eine bibliographische Seltenheit; die Göttinger Bibliothek scheint das einzige in Deutschland vorhandene Exemplar zu besitzen; vgl. Kern a.a.O. 15.

[83]) a.a.O. 66 ff.

Glaubwürdigkeit der Viten, aber nicht sowohl, weil er den unauthentischen, novellistischen Charakter dieser Überlieferung durchschaut, als vielmehr deshalb, weil sich die einzelnen Angaben der Quellen widersprechen. Dieser Pyrrhonismus, die zum wissenschaftlichen Prinzip erhobene Resignation vor dem Widerspruch der Zeugnisse und überhaupt vor der Unsicherheit der Überlieferung hatte sich damals vieler Geister bemächtigt[84]); man erkannte zwar auch die Gefahren einer solchen unschöpferischen, lediglich zerstörenden Skepsis und beschwor die Forscher, sich ihr nicht allzu leichtfertig zu ergeben[85]), doch wußte man oft keine Kriterien ausfindig zu machen, die es ermöglicht hätten, das eine Zeugnis zu verwerfen und das andere zu akzeptieren. Zudem mochte die Geschichtsforschung durch die rigoristischen Forderungen eines von der Mathematik übernommenen Evidenzbegriffes nicht nur zu Leistungen äußersten Scharfsinns angespornt, sondern oft auch beengt und eingeschüchtert werden. So ist es nicht verwunderlich, daß der Pyrrhonismus zu den beständig wiederkehrenden Requisiten historischer Untersuchungen des Aufklärungszeitalters gehört[86]).

D'Aubignac, Literat des französischen Klassizismus, ist nun allerdings durchaus kein Skeptiker: er huldigt nur deshalb pyrrhonistischen Gedankengängen, um sich freie Bahn für seine rationalistischen Konstruktionen zu schaffen[87]). Was er will, sagt er sofort auf der ersten Seite seiner

---

[84]) Siehe hierzu Hazard, Die Krise des europäischen Geistes (Dtsche Übersetzung), 1939, 57 ff.; Meinecke a.a.O. 37 f.

[85]) So Perizonius in seiner Inauguralrede vom Jahre 1702; s. Hazard a.a.O. 61 f. Vgl. ferner Bentley, Abhandlungen über die Briefe des Phalaris, Dtsche Übersetzung von Ribbeck, 1857, 221 f.: der Verfasser führt hier die pyrrhonistische Haltung seines Gegners Boyle mit geistreich gewählten Beispielen ad absurdum.

[86]) Er spielt auch in der Vorgeschichte der homerischen Frage noch einmal seine mephistophelische Rolle: bei Heyne, der, als Wolf seine 'Prolegomena' publizierte, längst zu ähnlichen Ergebnissen gekommen war. Aber er hatte nicht den Mut gehabt, sie wissenschaftlich zu vertreten: »Wie sollte es mir einfallen«, schrieb er am 22. 9. 1790 an Zoëga (veröffentl. von Welcker, Zoëgas Leben, 1819, 2, 62), »über das Zeitalter der homerischen Gedichte weiter zu gehen als Data vorhanden sind? Alles übrige heißt geträumt. Mir ist es wahrscheinlich: es sind erst einzelne Gesänge gewesen, die man nachher verband. Im Grunde ist es doch nur eine Möglichkeit. Ein Hälmchen im Ozean ist noch kein Fahrzeug, bis an das andere Ende zu schwimmen.« In der Abhandlung 'De antiqua Homeri lectione indaganda, diiudicanda et restituenda' vom Jahre 1795 heißt es mit derselben Unentschlossenheit: *Habent haec aliquam probabilitatem; etsi contra negantem nihil video satis stabiliri ac fundari posse; video quoque ab aliis aliud aliter constitui posse* etc. (Comm. soc. reg. Gott. 13, Class. hist. et phil. 159 ff.); siehe hierzu Leo a.a.O. 220 ff.

[87]) Vgl. zum folgenden die ausführliche Inhaltsangabe von Pohlenz a.a.O. 344 ff.

'Conjectures': die Poesien Homers würden als Meisterwerke angesehen; er gedenke ihre *foiblesse*, ihre *fautes contre le bon sens* nachzuweisen. Er gibt sich als einen jener Kritiker, die seit den Tagen Vidas und Julius Cäsar Scaligers nicht müde wurden, die Ungereimtheiten und Regelwidrigkeiten der homerischen Epen aufzudecken; er scheint zu jenen »Modernen« des klassizistischen Frankreich zu gehören, die erbarmungslos die poetische Hinterlassenschaft der Antike vor das Tribunal der Vernunft und des aus ihr deduzierten ästhetischen Kanons stellten und als unzulänglich verwarfen. Es fehlt bei ihm nicht an Schlagworten aus dem damaligen literarischen Kampfe: nicht der Autorität und dem Alter, sondern vernünftigen Prinzipien komme die Entscheidung über Wert und Unwert der homerischen Dichtungen zu; nur die tiefeingewurzelte Macht des Vorurteils habe eine Poesie, die auf so häßlichen und ungeläuterten Vorstellungen beruhe, für vorbildlich ansehen können usw.[88]). Der Verfasser bringt, mit genauer Kenntnis der Schriften älterer Homergeißler und mit eigenen Beobachtungen gerüstet, auf über 300 Seiten eine Fülle von Beispielen zusammen, aus denen sich seiner Meinung nach die Normwidrigkeit der Ilias mit aller nur wünschenswerten Evidenz ergibt; er weist nach, daß diese Dichtung gegen sämtliche Prinzipien der rationalistischen Poetik verstößt, gegen die Wahrscheinlichkeit der Geschehnisse z. B. und die Deutlichkeit der Darstellung, gegen die Einheit der Handlung und gegen die Würde und den Anstand, wie sie für Personen von Stande, für Götter und Helden angemessen ist. Doch seltsamerweise verbindet der Verfasser diese Tendenz mit einer zweiten und er wird, ohne es zu wollen, aus einem Ankläger zum Verteidiger der altgriechischen Epik[89]). Den Namen und die Person Homers gibt er freilich preis; denn, so schärft er es seinen Lesern unermüdlich ein, von einem einzelnen Dichter konnte etwas so Abgeschmacktes und Unvernünftiges wie die Ilias gar nicht geschrieben werden. Nach seiner Meinung muß man vielmehr davon ausgehen, daß eine Anzahl ursprünglicher Einzelgedichte, für sich und von verschiedenen Dichtern verfaßt, nachträglich von einem *esprit ingénieux* zu einem Cento vereinigt wurde. Denn schon fünfzig Jahre nach dem trojanischen Kriege habe es unzählige Lieder zum Preise der Helden gegeben, die sich darin ausgezeichnet hatten; ein Redaktor, behauptet der Abbé, traf aus diesem Schatze eine passende Auswahl, die er, indem er sie in geeigneter Weise ordnete und überleitende Verse hinzudichtete, zu einem großen Corpus zusammenschloß. Legt man diese Hypothese zugrunde, so erklären sich, wie d'Aubignac meint, die Unterschiede in Ton und Charakter der einzelnen Teile der Ilias von selbst. So erklärt sich auch, daß die Ilias eines Planes, eines einheitlichen Themas ermangelt, daß die Exposition un-

[88]) a.a.O. 9; 20 ff. [89]) a.a.O. 82 ff.

genügend ausgefallen ist, daß das Werk keinen Schluß hat. So erklären sich schließlich die langatmigen minutiösen Beschreibungen, die Dialoge der Kämpfer mitten im Getümmel der Schlacht, die Wiederholungen, die Widersprüche.

In diesen Ausführungen steckt eine Fülle ebenso selbständiger wie treffender Beobachtungen. Mit dem methodischen Instrument der Analyse verschafft sich d'Aubignac eine ziemlich deutliche Vorstellung von einem bestimmten Typus kurzer Lieder, von den Aristien, die unter Verwendung stets wiederkehrender Motive jeweils einen einzelnen Helden verherrlichen[90]). Freilich soll ihm sein Erklärungsprinzip mehr leisten, als es in Wahrheit leisten kann. Große Teile des Werkes sind den angeblich abgeschmackten, unsinnigen Göttergeschichten, den vermeintlichen Roheiten und niedrigen Handlungen der Helden gewidmet[91]): gegen diese Vorwürfe kann jedoch die Einzelliedhypothese offensichtlich gar nichts ausrichten. Der Verfasser verzichtet denn auch in diesen Abschnitten meistens darauf, seine kritischen Bemerkungen mit seiner Theorie in Verbindung zu bringen; er gerät wieder völlig in den Bann der lediglich nach ästhetischen und moralischen Normen aburteilenden literaturkritischen Tradition.

Die 'Conjectures' sind ein seltsamer Zwitter, teils typischer Repräsentant der literarisch-ästhetischen Kritik an Homer, teils ein Vorbote der Homeranalyse und des historisch-genetischen Homerverständnisses[92]). Der Abbé verstand freilich ebensowenig geschichtlich zu denken, wie alle seine Zeitgenossen in Frankreich; sein rechnender Verstand oder besser sein *esprit ingénieux* hat mehr oder weniger zufällig den Weg beschritten, den die spätere Wissenschaft ebenfalls einschlug, als sie nicht nur mit schärferen Werkzeugen ausgerüstet, sondern auch von ganz anderer Hingabe an die

---

[90]) Siehe vor allem 162 ff.; 177 ff.

[91]) a.a.O. 185 ff.; 222 ff.

[92]) Für ein gerechtes Urteil über die 'Conjectures' bedurfte es offenbar einer großen zeitlichen Distanz. Über die Reaktionen der an der Querelle beteiligten Literaten des ausgehenden 17. Jahrhunderts, die das Manuskript kannten oder durch Perraults Parallèle von ihm erfuhren, siehe Finsler a.a.O. 207 f.; Pohlenz a.a.O. 342 ff.; als die Schrift im Druck erschien, wurde sie nicht mehr beachtet. Wolf hatte für sie nur herbsten Tadel übrig (Prolegomena, Kap. 26, Anm. 84; siehe hierzu Pohlenz a.a.O. 361 f.); noch Volkmann, a.a.O. 12, nannte sie ein »mit unglaublicher Dreistigkeit ... geschriebenes Machwerk«. Finsler, a.a.O. 208 ff., verfiel sodann ins entgegengesetzte Extrem; er wollte den Abbé auf Kosten Wolfs zum »Vater der modernen Homerkritik« machen: schon deshalb ein vergebliches Unterfangen, weil die 'Conjectures' überhaupt keine Wirkung, weder auf die Engländer, noch auf Vico oder Herder, noch schließlich auf Wolf gehabt haben; vgl. Pohlenz a.a.O. 351; 374. Erst Pohlenz, a.a.O., bes. 356; 374, ist es gelungen, dem Werke des Abbé den Wert und Rang zuzuerkennen, der ihm gebührt.

Sache erfüllt und von neuen irrationalen, intuitiven Kräften beseelt war. Gleichwohl ist der Abbé eine beachtliche Erscheinung. Die 'Conjectures' bezeugen auf höchst merkwürdige Weise, daß der Rationalismus eine Vorstufe des geschichtlichen Denkens aus sich hervortreiben konnte: durch seine eigene, immanent wirkende Gesetzlichkeit, nicht dadurch, daß er, wie bei den Späteren, die Reaktion anderer, ihm selbst unbekannter seelischer Kräfte zur Rechtfertigung der Vergangenheit mobilisierte. Eine vereinfachende, von sachbedingten Unterschieden absehende Betrachtung darf den Abbé einem Perizonius, dem Vorboten Niebuhrs, und einem Witter oder Astruc, den Vorboten Eichhorns, zur Seite stellen; sie alle fanden, ihrer Zeit weit vorauseilend, mit Hilfe von Liedtheorien als heuristischen Prinzipien kühne, die Epoche des Historismus erregende Hypothesen, der Abbé d'Aubignac für die Entstehung der homerischen Epen, Witter und Astruc für das Zustandekommen des Pentateuchs, Perizonius für die Überlieferung von der Frühzeit Roms[93]).

Im Jahre 1735 erschien die 'Enquiry into the Life and Writings of Homer' von Blackwell[94]). Man rechnet dieses Werk zu den Dokumenten jener englischen, als Präromantik bezeichneten Geistesrichtung, die sich im Laufe des 18. Jahrhunderts mehr und mehr verstärkte, alsbald auf den Kontinent übergriff und die hier herrschenden aufklärerischen Ideen überwand[95]). Um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert hatten in allen Bereichen des Denkens fruchtbare und folgenreiche Wandlungen stattgefunden; mit einer neuen Psychologie war eine neue Ästhetik entstanden; neue metaphysische Ideen hatten neuen Anschauungen über die Geschichte den Weg bereitet. Blackwell gebührt das Verdienst, die während der vorangegangenen Jahrzehnte gewonnenen Erkenntnisse zum ersten Male an einem konkreten Gegenstand der Literaturgeschichte erprobt zu haben[96]). Er war freilich kein Feuergeist, der die Entwicklung mit genialer Kraft vorangetrieben hätte, noch eignete ihm die kritische Schärfe zeitgenössischer Rationalisten; seine Schrift verbreitet das milde Licht einer neuen Stimmung, einer neuen gefühlsbetonten Beteiligung an der Vergangenheit. Seine präromantische Gesinnung hat sich noch keine eigenen, ihr angemessenen Denkformen geschaffen; seine Intentionen kontrastieren vielmehr mit dem systematisierenden Konstruktivismus, den er von der rationalistischen Historiographie übernommen hat. Er will, so schreibt zu Be-

---

[93]) Über Witter und Astruc siehe Kraus a.a.O. 84 ff.; über Perizonius siehe Volkmann a.a.O. 6 ff.

[94]) Über Blackwell siehe Volkmann a.a.O. 14 ff.; Finsler a.a.O. 332 ff.; Meinecke a.a.O. 253 f.

[95]) Siehe van Tieghem, Le Préromantisme, 2 Bde., 1924; Meinecke a.a.O. 248 ff.

[96]) Siehe hierzu das vorzügliche Kapitel 'Die Grundlagen der Literaturwissenschaft im 18. Jahrhundert', Lempicki a.a.O. 214 ff.

ginn seines Werkes [97]), untersuchen, welches Zusammenstimmen der Dinge Homer zum größten Dichter gemacht hat: schon dieses Thema ist jenem Pragmatismus verpflichtet, der durch den Nachweis zureichender Gründe die Zwangsläufigkeit möglichst vieler historischer Phänomene aufdecken möchte. Die Ausführung scheint die Geschichte vollends zu einem Automaten kausaler Zusammenhänge zu degradieren: die klimatischen Bedingungen und der Zustand der Sprache, die Sitten und religiösen Vorstellungen des homerischen Zeitalters, schließlich die persönlichen Verhältnisse des Dichters, seine Ausbildung und seine Reisen, alle diese Faktoren seien, versichert Blackwell [98]), von solcher Art gewesen, daß Homer unweigerlich als der größte Dichter aller Zeiten daraus hervorgehen mußte, als den ihn, mangels einer ähnlichen Konstellation günstiger Umstände, keine andere Zeit hätte hervorbringen können. Hier konkretisiert sich also ein Hauptthema der Shaftesbury-Leibnizschen Philosophie, die Frage nach dem Verhältnis von Individuum und Kosmos, zur Untersuchung der Bedingtheit eines Dichters durch seine Umwelt: diese Milieutheorie, die bereits von Wotton und Du Bos für die Würdigung literarhistorischer Erscheinungen fruchtbar gemacht worden war [99]), ist hier zu einem System physischer und moralischer Faktoren vorangetrieben. Wie in den Werken eines Voltaire oder Montesquieu [100]) stehen auch bei Blackwell die einzelnen Bereiche der Kultur unverbunden nebeneinander; Sprache, Religion und Sitten werden noch nicht in ihrer wechselseitigen Durchdringung gesehen und dargestellt: ein Umstand, der das rationalistisch-mechanistische Gepräge der Schrift wesentlich bestimmt. Gleichwohl bilden diese strukturellen Züge nur die eine, die der Vergangenheit und Gegenwart zugekehrte Seite der Schrift; der Kausalitätsapparat ist nur die Einfassung für eine Reihe zukunftweisender Erkenntnisse. Blackwell hat hier prakti-

---

[97]) a.a.O. 4 (zitiert nach der deutschen Übersetzung von Joh. Heinr.Voss, Untersuchung über Homers Leben und Schriften, 1776).

[98]) Die Ursachenerklärung beginnt a.a.O. 7 ff.; den einzelnen Faktoren ist jeweils ein besonderes Kapitel gewidmet.

[99]) Von Wotton in den Reflections upon Ancient and Modern Learning, 1694, von Du Bos in den Réflexions critiques sur la poésie et sur la peinture, 1719; siehe Finsler a.a.O. 302 f.; 233 ff.; über einen ersten Ansatz in Temples Essay of Poetry, 1694, siehe Lempicki a.a.O. 229. Bereits Bodin hatte in seinem 'Methodus' (1566) auf die Bedeutung des Klimas und der Bodenbeschaffenheit als kausaler Faktoren hingewiesen; siehe Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie, 1908[6], 217 ff. Berühmt und einflußreich ist vor allem die Klimalehre Montesquieus (Esprit des lois, Buch 14 ff.) geworden; siehe Meinecke a.a.O. 140 ff.

[100]) Über diesen Zug der Voltaireschen Geschichtsschreibung siehe Srbik a.a.O. 1, 114; auch Montesquieu vermochte die einzelnen Kulturgebiete noch nicht miteinander zu einem Gesamtzusammenhang zu verschmelzen; vgl. Srbik a.a.O. 1, 116.

ziert, was Hume bald darauf als Prinzip theoretisch formulierte[101]): daß der Kritiker die Vergangenheit nicht mit dem Maßstabe seiner eigenen Zeit messen dürfe, sich vielmehr in Geist und Umstände der jeweiligen Zeiten hineinversetzen müsse. Die 'Enquiry' hat den selbstherrlichen ästhetisch-moralischen Kanon preisgegeben und unternimmt einen ersten Versuch, das homerische Zeitalter aus sich selbst zu verstehen. Hierzu bedient sich Blackwell der Nachahmungstheorie des französischen Klassizismus, deren abstrakt-konstruktiven Naturbegriff er mit einem neuen, empiristisch-naturalistischen Inhalt erfüllt; so wird bei ihm die Nachahmungstheorie zu einem Instrument, das aus den Werken Homers die Kultur des homerischen Zeitalters zu erschließen gestattet[102]). Blackwell deduziert nicht mehr aus einer abstrakten Naturnorm, wie Homer Menschen und Zustände hätte abbilden sollen, sondern er versteht die handelnden Charaktere und ihre Umwelt als Abbildung einer wirklichen geschichtlichen Epoche. Überall, so beobachtet er, hat die Natur der Dichtung vorgezeichnet, und er ist des Lobes voll über die Wahrheit der homerischen Schilderungen. So kann er die Vorwürfe des »feinen Geschmacks« zurückweisen; der *βοὴν ἀγαθὸς Μενέλαος* z. B. ist eben ein nach der Natur gemalter Heroe[103]). Allerdings zeigt Blackwells naturalistische Theorie von der homerischen Poesie noch deutlich konstruktivistische Züge. Das Ungenügen an der eigenen Zeit, die Ablehnung ihrer raffinierten, den Menschen entstellenden Mode, ihres Reichtums und ihrer Üppigkeit sowie der gleichmacherischen Routine des Staatsapparates haben dem Schriftsteller die Feder geführt; die Sehnsucht nach einfachen, wahren und natürlichen Charakteren und Sitten bestimmten ihn gleich Rousseau, das progressistische Denken seiner Zeit umzustülpen und den Höhepunkt der Geschichte statt in die Zukunft in die Vergangenheit zu verlegen[104]). Kurz, das idealisierte Griechenbild des deutschen Klassizismus bereitet sich vor.

Mit dem Entwurf eines durch Schlichtheit und Größe gekennzeichneten homerischen Zeitalters ist die Bedeutung der 'Enquiry' noch nicht erschöpft. Blackwell hat sich auch über das Zustandekommen der »Naturgemälde« Homers, über den dichterischen Schaffensprozeß Gedanken ge-

---

[101]) Siehe bes. seinen Essay on the Standard of Taste, Essays moral, political and literary, ed. by Green and Grose 1, 1875, 276 f.: *A critic of a different age or nation . . . must place himself in the same situation as the audience . . . A person influenced by prejudice complies not with this condition . . . but, full of the manners of his own age and country, rashly condems what seemed admirable in the eyes of those for whom alone the discourse was calculated.* Vgl. Lempicki a.a.O. 231 f.

[102]) Die Theorie von der Treue der homerischen Naturgemälde wird zwar erst am Schluß des Werkes (326 ff.) ausführlich erörtert; sie liegt jedoch bereits allen vorausgehenden Abschnitten zugrunde.

[103]) a.a.O. 358 ff.

[104]) Siehe bes. 32 ff.; 75 ff.; 367 ff.

macht. So schildert er einmal die Vortragsweise des weitgereisten Weltbürgers Homer und erklärt, die Begeisterung habe bei ihm wie ein Gießbach die Lücken der auswendig rezitierten Werke ausgefüllt[105]); er rechnet also in begrenztem Umfange mit der Improvisation des Rhapsoden. An einer anderen Stelle geht es Blackwell um die Erklärung der dem Rationalismus überaus unbequemen homerischen Götter[106]). Sie seien sinnliche Vorstellungen von den Kräften der Natur, versichert er; man dürfe sie als Produkte der Phantasie nicht aus ihrem Zusammenhang mit der Poesie herauslösen. Die Mythologie werde von einer seelischen Kraft hervorgebracht, die sich der zergliedernden Untersuchung entziehe, von einem Strome dichterischen Gefühls, von einer Glut der Leidenschaft, die kein Nachdenken und Folgern dulde; diese Raserei, die dem Wahnsinn verwandte Begeisterung, sei das Kennzeichen des großen Dichters[107]).

Soweit die 'Enquiry'. Blackwell hat darin eine Fülle von Ideen der zeitgenössischen Philosophie für Homer und für die literarhistorische Betrachtung überhaupt nutzbar zu machen gewußt; in dieser mehr oder minder geschickten Anwendung liegt der Wert des schlichten, bisweilen geradezu naiven Werkes. Besonders die Lehre von der Simplizität des homerischen Zeitalters, die Theorie der Improvisation und sein Bekenntnis zum dichterischen Enthusiasmus haben auf die Folgezeit gewirkt: auf die englischen Landsleute, auf Herder und auf Wolf.

Noch ein zweites der homerischen Dichtung gewidmetes Werk der englischen Präromantik hat allgemeine Bedeutung für die Entwicklung des historischen Denkens erlangt: Robert Woods im Jahre 1769 veröffentlichter 'Essay on the Original Genius of Homer'[108]). Heyne würdigte das Buch sofort in einer ausführlichen Rezension[109]); er meinte dort, bisher sei das Postulat, daß man Homer als Dichter eines ganz anderen Weltalters auffassen müsse, zwar oft genug ausgesprochen, aber nur selten befolgt worden. Hierin erblickte er den wichtigsten Vorzug des 'Essay', und in

[105]) a.a.O. 143 ff.; siehe hierzu Finsler a.a.O. 334 f.

[106]) a.a.O. 175 ff. Auch Blackwells Deutung der homerischen Religion erinnert in manchem an die Lehren Humes; siehe dessen Essay of Superstition and Enthusiasm und die Natural History of Religion; vgl. Meinecke a.a.O. 209 ff.

[107]) Im Widerspruch zu diesen Ausführungen degradiert Blackwell den Dichter gegen Ende seines Werkes (323) zum Kopisten der Natur. Er versichert, Homers Kunst werde gemeinhin überschätzt; die Gunst der Umstände habe das meiste für ihn getan, und er habe nur zu beschreiben brauchen, was er sah und erlebte; vgl. 38 ff., wo das dichterische Schaffen ebenfalls als sklavische Abbildung von Eindrücken und Erlebnissen verstanden wird.

[108]) Siehe Volkmann a.a.O. 23 ff.; Finsler a.a.O. 368 ff.; vgl. Meinecke a.a.O. 257 ff.

[109]) Gött. gel. Anz., 1770, 32. Stck.; abgedr. in der anonymen, wahrscheinlich von Michaelis angeregten Übersetzung Versuch über das Originalgenie des Homers, 1773, 8 ff.

der Tat hat es Wood verstanden, der geschichtlichen Wirklichkeit viel näher zu kommen, als es noch einem Blackwell gelungen war. Nicht mehr die dichterische Größe Homers und die seine Größe bedingenden Faktoren stehen im Mittelpunkt der Betrachtung, sondern seine Naturnachahmung. Bei diesem Thema erübrigte sich ein mechanistischer Kausalitätsapparat[110]), doch bleibt Wood der Geschichtsschreibung seiner Epoche dadurch verpflichtet, daß er die Kultur nach einem analytischen Schema in isolierte Einzelgebiete aufgliedert und keinen Totaleindruck vom homerischen Zeitalter zu vermitteln vermag[111]). In strenger Einseitigkeit beschränkt er sich darauf, die Zuverlässigkeit der beiden altgriechischen Epen als historischer Quellen zu prüfen; ästhetische Gesichtspunkte dagegen liegen außerhalb seines Themas. Um nun Homer als getreuen Kopisten der Natur zu erweisen, um darzutun, daß der Dichter sowohl über die geographischen Gegebenheiten wie über Religion und Sitten seiner Zeit und schließlich auch über den damaligen Zustand der Sprache und der Gelehrsamkeit getreulich Bericht erstatte, braucht sich Wood nicht mehr wie Blackwell damit zu begnügen, die innere Wahrscheinlichkeit der homerischen Schilderungen darzutun. Ihm stehen vielmehr, da er den vorderen Orient bereist hat, zwei außerhomerische Kriterien zu Gebote: einmal seine genaue Kenntnis der geographischen Verhältnisse, zum anderen sein eingehendes Studium der in patriarchalischer Verfassung lebenden Beduinen. Seine geographischen Ausführungen[112]), die beständigen Hinweise auf die Genauigkeit der homerischen Ortsangaben usw. mögen dem heutigen Leser bisweilen platt und pedantisch vorkommen; sie verdienen jedoch als ein erster Versuch gewürdigt zu werden, den homerischen Epen ihr griechisch-kleinasiatisches Lokal zurückzugewinnen. Die fruchtbarsten Wirkungen des 'Essay' gingen sicherlich von dem ethnographischen Vergleich aus, von dem Bemühen, Sitten und Charaktere der homerischen Helden durch die Analogie der heutigen Beduinen verständlich zu machen[113]). Woods Verfahren war nun zwar keineswegs originell; der Engländer hat lediglich auf die homerische Dichtung und die in ihr sich spiegelnde Kultur angewandt, was seine Zeit längst als Hilfsmittel für das Verständnis entlegener Epochen und fremdartiger Zustände schätzen gelernt hatte[114]).

---

[110]) Nur gelegentlich noch erliegt der Verfasser der Leidenschaft seiner Zeit, dem Hang, für alle Erscheinungen der Geschichte eindeutige Ursachen nachzuweisen, z. B. in dem Abschnitt, der die homerischen Helden mit den Beduinen vergleicht (175 ff., zitiert nach der deutschen Übersetzung des Jahres 1773).

[111]) Siehe o. S. 212.

[112]) a.a.O. 32ff.; 61 ff.

[113]) a.a.O. 173 ff.

[114]) Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts gab es eine umfangreiche ethnographische Literatur; die Berichte der Missionare, die Reisejournale der Kaufleute und romanhaft ausgeschmückte Erzählungen über den mittleren und fernen Orient

Doch beweist der Eindruck, den Woods Beduinenvergleich damals hervorrief[115]), daß jenes der Geschichte entfremdete Geschlecht immer wieder einer vermittelnden Anschauung bedurfte, um sich Zugang zu der Andersartigkeit der Vergangenheit zu verschaffen. Der heutige Betrachter wird freilich nicht übersehen, daß auch Woods ethnographische Analogie lediglich eine Vorstufe des historischen Denkens repräsentiert: wie nicht anders zu erwarten, hat der Verfasser, durch seine Erfahrungen mit den Beduinen verleitet, die Kultur des homerischen Zeitalters durchaus unterschätzt; diese Tendenz scheint, wie schon bei Blackwell, durch Rousseausche Wunschvorstellungen verstärkt worden zu sein[116]).

6.

Betrachtet man vom Standpunkte der Wolfschen 'Prolegomena' aus die Werke d'Aubignacs, Blackwells und Woods, so erscheinen sie sämtlich ebenso jugendfrisch wie dilettantisch. Die Freude am Phantasieren und Kombinieren ist noch nicht durch wissenschaftliche Skrupel gehemmt; man wendet die Ideen der Zeit wortwörtlich auf historische Erscheinungen an und neigt insbesondere dazu, sich in dem Bemühen um das Verständnis der homerischen Dichtungen auf ein bestimmtes Rezept zu beschränken, auf die Liedtheorie, auf den Kausalitätsmechanismus der Milieutheorie oder auf die ethnographische Analogie. Zudem sind die Werke des Franzosen und der beiden Engländer dem modernen Leser nicht mehr ohne weiteres vollauf verständlich und müssen daher als geistesgeschichtliche Phänomene methodisch erschlossen werden. Mit den 'Prolegomena' tritt in allen diesen Punkten ein völliger Wandel ein. Einer kühnen These will auch diese Untersuchung zum Siege verhelfen; Wolf bemüht sich mit

sowie über die Indianerkulturen Mittel- und Südamerikas erregten damals die Gemüter; siehe Hazard a.a.O. 34 ff. Bald versuchte die Wissenschaft, sich des ungeheuren Stoffes zu bemächtigen; man erforschte die Sprachen und Sitten der »Wilden« und versenkte sich in die Geschichte der alten Kulturvölker. Die Deisten stellten die neugewonnenen ethnographischen Kenntnisse in den Dienst ihrer religionsvergleichenden und religionsgeschichtlichen Forschung; siehe Lechler, Geschichte des Deismus, 1841, 134 f.; 370 f.; 391; Kraus a.a.O. 51 ff.; 83 f. Der Göttinger Orientalist und Theologe Michaelis verwandte einen beträchtlichen Teil seiner ungeheuren wissenschaftlichen Arbeitskraft auf die biblische Archäologie und sandte eine Forschungsexpedition aus, die sich ein lebendiges Bild von den orientalischen Sprachen, Sitten und Einrichtungen verschaffen und über alles Bericht erstatten sollte, was für die Bibelexegese Bedeutung hatte; siehe Kraus a.a.O. 87 ff. Auch Heyne versuchte in seinen mythologischen Arbeiten die Ethnographie für das Verständnis der Vorzeit fruchtbar zu machen; siehe Leo a.a.O. 225 f.

[115]) Heyne meinte in seiner Rezension des Essay, man könne aus keiner Quelle so viel über Homer lernen, wie aus Beschreibungen der Sitten und Gebräuche wilder Völker.

[116]) Siehe a.a.O. 173 ff.; 230 f.; 262 ff.

derselben Energie wie seine Vorgänger, das Dunkel einer längst dahingesunkenen Epoche zu erhellen. Aber diese Energie ist verhaltener. Sie verbirgt sich in der schweren Rüstung strenger Wissenschaftlichkeit; eine differenzierte Methodik sichert behutsam, manchmal geradezu umständlich jeden Schritt, der näher ans Ziel führt. Die Beschäftigung mit der homerischen Dichtung ist in ein reiferes Stadium eingetreten: die ungebrochene Freude an farbenprächtigen, detaildurchsättigten Gemälden der Vergangenheit hat einer Haltung weichen müssen, die, von übereilter Skepsis ebenso weit entfernt wie von übereilter Konstruktion, unverdrossen sämtliche Zeugnisse der Geschichte auf ihren Wahrheitsgehalt hin vernimmt und durch einen mühsamen Prozeß des Zergliederns und Vergleichens, des Prüfens und Abwägens ihre Resultate zu gewinnen sucht. Diese Haltung ist sich der Fremdheit alles Vergangenen viel deutlicher bewußt geworden[117]); der geschichtliche Stoff leistet größeren Widerstand, und ein verfeinerter Apparat, eine komplizierte Technik müssen die Kluft überbrücken helfen, die durch die Einsicht in die Wandelbarkeit aller Phänomene im physischen wie im geistigen Bereich zwischen Jetzt und Einst aufgerissen ist. Alle nicht ausdrücklich verbürgten Umstände bleiben tunlichst außer Betracht; die kombinierende Phantasie, soviel auch ihre veranschaulichende Kraft zu leisten vermag, wird nur noch mit größter Vorsicht als Hilfsmittel für die Ergänzung der lückenhaften Überlieferung angewandt. Vor allem aber soll die Geschichte nur durch sich selbst sprechen: die vermittelnden Dienste allgemeiner philosophischer Theorien werden strikt abgelehnt[118]). So stehen die 'Prolegomena' am Beginn des Historismus; mögen ihre Thesen der Sache nach ebenso überholt sein wie der Inhalt älterer Werke über Homer, ihre Methodik weist sie gleichwohl an den Anfang der Epoche modernen geschichtlichen Denkens.

Die 'Prolegomena ad Homerum' erschienen im Jahre 1795[119]). Das Werk

---

[117]) Siehe Wolfs Hinweise, man dürfe keine modernen Vorstellungen in die Vergangenheit hineintragen, jede Zeit müsse mit ihrem eigenen Maß gemessen werden usw.; z. B. Praef. ad Hesiodi Theogoniam, Kl. Schr. 1, 165: *de hac ratione ... vehementer errares, si ex nostris ingeniis nostrisque moribus existimare velles;* Praef. ad Iliadem, ebd. 1, 195; Ist Homer auch übersetzbar, ebd. 2, 642 f.

[118]) Siehe die Warnung vor der heraufkommenden deutschen Geschichtsphilosophie, Darstellung, Kl. Schr. 2, 840.

[119]) Die Entstehungsgeschichte der 'Prolegomena', die mannigfachen, schon im Jahre 1779 einsetzenden Vorarbeiten Wolfs erörtert ausführlich Volkmann a.a.O. 35 ff.; dort auch über die von Villoison im Jahre 1778 veranstaltete Ausgabe der im Codex Venetus A überlieferten Ilias-Scholien, deren wertvolles Material Wolfs bereits feststehende Theorie auf vielfältige Weise zu bekräftigen schien. Wolf hat die 'Prolegomena' nicht vollendet; lediglich ihr erster, vom Verfasser als historisch bezeichneter Teil wurde ausgeführt, während ein zweiter, technisch-methodischer Abschnitt Projekt blieb; siehe die Vorrede zur Iliasausgabe des Jahres 1794, Kl. Schr. 1, 200; vgl. Prolegomena, Kap. 7 a. E.

ist seiner Form und seinem Aufbau nach nichts als die ausführliche Vorrede einer Textausgabe; es soll eine neue Rezension der homerischen Dichtungen rechtfertigen, indem es deren Ziel und Mittel mit umfassender Begründung darlegt. Wolf bekennt sich zu der Ansicht, daß lediglich der spätantike, auf den alexandrinischen Rezensionen basierende Vulgattext sich einigermaßen wiederherstellen lasse[120]); diese These veranlaßt ihn, die Geschichte des Homertextes, insbesondere deren erste, angeblich allein auf mündlicher Tradition beruhende Phase zu erörtern. Die der Schriftlosigkeit des homerischen Zeitalters gewidmeten Kapitel 12–26 wurden von Wolf selbst als das Kernstück seiner Untersuchung betrachtet[121]); sie beginnen mit der berühmten, die Grenzen einer Vorrede sprengenden Hypothese[122]): *totum . . . contextum ac seriem duorum perpetuorum carminum non tam eius, cui eam tribuere consuevimus, ingenio, quam sollertiae politioris aevi et multorum coniunctis studiis deberi, neque adeo ipsas ἀοιδάς, ex quibus Ilias et Odyssea compositae sunt, unum omnes auctorem habere;* d. h. die homerischen Epen bestehen aus Einzelliedern, die von verschiedenen Verfassern stammen und erst in späterer Zeit, unter Peisistratos, zu den beiden erhaltenen Werken vereinigt worden sind. Die 'Prolegomena' enthalten weder in dem Abschnitt über die Schriftlosigkeit noch sonst völlig neue und überraschende Behauptungen. Der Verfasser gesteht selbst wie viel er der Überlieferung verdankt[123]); überdies setzt er sich gründlich mit den Argumenten auseinander, die Wood zum Beweise der Schriftlosigkeit des homerischen Zeitalters vorgebracht hatte[124]). Die umstürzende Wirkung der 'Prolegomena' beruht vielmehr durchaus auf ihrer Methode, die von einer für den damaligen Stand historischer Forschung unerhörten Überzeugungskraft gewesen ist und deren großartiger Stringenz sich selbst der heutige, sachlich viel besser orientierte Leser kaum entziehen kann.

7.

Wolf hat seine methodologischen Grundsätze niemals zu einem systematischen Kompendium, zu einer »Historik« oder »Hermeneutik« zusammengefaßt; solche Intentionen waren seiner unphilosophischen Wesens-

---

[120]) Prolegomena, Kap. 2/3; 7; 11; vgl. die Praef. zur Homerausgabe des Jahres 1804, Kl. Schr. 1, 239 ff.

[121]) In der Anm. 119 genannten Vorrede, Kl. Schr. 1, 200.

[122]) Prolegomena, Kap. 11.

[123]) In der Anm. 119 genannten Vorrede, Kl. Schr. 1, 205, meint Wolf, er habe lediglich die in Vergessenheit geratenen Erörterungen der antiken Grammatiker erneuert. Vgl. Russell, A Tour in Germany 2, 1825 [2], 87 (über die Prolegomena): *The doctrines maintained in this celebrated Introduction were far from being altogether new.* Der englische Reisende hat sich offenkundig von Wolf selbst instruieren lassen.

[124]) Prolegomena, Kap. 12.

art nicht gemäß[125]). Hingegen deutete er oft im konkreten Zusammenhang des jeweiligen Problems an, wie seiner Meinung nach mit diesem und ähnlichen Fällen verfahren werden müsse; dergleichen methodologische Maximen durchziehen fast alle seine Schriften[126]); sie bestätigen und ergänzen das Bild, das sich aus seinem praktischen Verhalten gegenüber dem Stoff seiner Untersuchungen ergibt.

Eine von Wolf wiederholt berührte Voraussetzung bei der, wie er einmal sagt[127]), »mühseligen Vergegenwärtigung eines fremden Zeitalters« ist die Intuition. Am schönsten beschreibt er ihre der Mystik verwandte anverwandelnde Kraft in der Darstellung[128]): »Um das Leben und Wesen einer vorzüglich organisierten und vielseitig gebildeten Nation mit Wahrheit zu ergreifen, um die längst verschwundenen Gestalten in die Anschauung der Gegenwart zurückzuziehen, dazu müssen wir unsere Kräfte und Fähigkeiten zu vereinter Tätigkeit aufbieten; um eine als unendlich erscheinende Menge fremder Formen in uns aufzunehmen, dazu wird es notwendig, unsere eigenen nach Möglichkeit zu vertilgen und gleichsam aus dem ganzen gewohnten Wesen herauszugehen. Hieraus entspringt aber eine Vielseitigkeit des Denkens und Empfindens, die in wissenschaftlicher Hinsicht für uns Moderne eine schönere Stufe der Geisteskultur wird, als es für den Weltmann die Fertigkeit ist, ungewohnte Formen sich anzueignen, die er eben seinen Absichten angemessen glaubt.« Dem intuitiven Vermögen liegen nach Wolfs Überzeugung natürliche Anlagen zugrunde, vor allem »eine gewisse Gewandtheit«, eine »Leichtigkeit der Seele, sich in fremde Gedanken hineinzustimmen«[129]). Dem Philologen waren diese Eigenschaften in hohem Maße gegeben. Mag sich dem Leser seiner Schriften vor allem das rationalistische Gefüge der Argumente aufdrängen: dieser logische Mechanismus darf gleichwohl nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Verlauf der Untersuchung oft insgeheim durch aprioristische Gesamtauffassungen bestimmt wird. Humboldt meinte ein-

[125]) Vgl. Wach a.a.O. 1, 62 ff., bes. 65, über die aphoristische Form der hermeneutischen Lehren, die Wolf in seinem enzyklopädischen Kolleg vortrug und in der Darstellung (Kl. Schr. 2, 830 f.) kurz wiederholte.

[126]) Sie finden sich besonders häufig in den 'Prolegomena', siehe z. B. Kap. 6: Wolf fordert, daß sich jeder Herausgeber eines griechischen Literaturwerkes zunächst mit den Lehren der griechischen Grammatiker vertraut mache; Kap. 8: ein ohne Anstoß lesbarer Text darf nicht sofort für rein und fehlerfrei gelten; Kap. 10: der Verfasser warnt vor trägem Festhalten am traditionellen Vulgattext; Kap. 19: über die Zuverlässigkeit des *argumentum ex silentio* usw. Das 1. Kapitel ist gänzlich einer methodischen Frage vorbehalten; hier unterscheidet Wolf zwei Arten der Textverbesserung, die *recognitio* und *recensio*.

[127]) Über ein Wort Friedrichs II. von deutscher Verskunst, Kl. Schr. 2, 953.

[128]) Kl. Schr. 2, 886 f.; vgl. 830 f.

[129]) Enzyklopädie der Philologie, 164; Vorlesungen über die Enzyklopädie, 273; siehe hierzu Wach a.a.O. 1, 71 ff.

mal[130]), die 'Prolegomena' zeigten in bewundernswürdigem Grade Wolfs Fähigkeit, aus einer Tatsache nicht zu viel und nicht zu wenig zu schließen: er spürte offenbar, daß hinter dem Werk eine Gesamtkonzeption steht, die jeder Einzelheit ihren Wert und ihre Bedeutung zuweist; er mochte wissen, daß diese Gesamtkonzeption nicht allein aus den Tatsachen abgeleitet, sondern zugleich durch intuitive Anschauung gewonnen war[131]). Vor allem aber wird Wolf im mündlichen, improvisierten Vortrag sein Einfühlungsvermögen bewährt haben, seine Fähigkeit, mit allen Kräften seiner Seele das »gewohnte« Selbst auszulöschen und es gänzlich dem Erkenntnisgegenstand anzugleichen[132]). So konnte sich Goethe bei näherer persönlicher Bekanntschaft mit dem Philologen notieren[133]), jener verstehe mit einer fast magischen Gewandtheit, Ort und Zeit der Schriftsteller zu bestimmen und sei in der Lage, sich die Vergangenheit im höchsten Grade zu vergegenwärtigen, und Wilhelm Müller schrieb über ihn[134]): »Sein Geist regenerierte gleichsam das Altertum, er war gleichsam selbst Grieche und Römer, wenn er uns die griechische und römische Welt darstellte ... Solche Lebensfülle, fähig, das Tote zu erwecken und das Ferne in die nächste Gegenwart zu versetzen, verbunden mit der geistreichsten und freiesten Vielseitigkeit ..., das sind die Hauptzüge von Wolfs Charakter.« Wach hat bereits auf die wichtigsten geistesgeschichtlichen Wurzeln dieser »magischen Gewandtheit« hingewiesen[135]): auf die französische Psychologie, die Frucht »der gesellschaftlichen Kultur des 18. Jahrhunderts«, und auf Herder, der seiner Zeit das große Beispiel für die Einfühlung in das Seelentum bedeutender Menschen und in den Charakter fremder Stämme und Nationen gegeben habe.

[130]) In seinem Brief an Wolf v. 23. 12. 1796, a.a.O. 175.

[131]) So konnte er auch vom Leser der 'Prolegomena' fordern (Brief an Wolf v. 30. 1. 1795, a.a.O. 96 – dort mit der falschen Jahreszahl 1794), daß er sein gesundes Gefühl zu Hilfe nehme, daß er den Takt, die Stimmung, die der Geist durch ein richtiges Studium des homerischen Zeitalters erhalte, mitrichten lasse.

[132]) Etwa in der Art, wie er das 22. Kapitel der Prolegomena beginnt: *hic prorsus obliti scrinia nostra et bibliothecas, quibus nunc studiorum immortalitas constat, transvolemus hinc in alia tempora et in alium orbem rerum, ubi tot inventa, quae nobis videntur ad beate vivendum necessaria esse, a sapientibus omnibus et stultis ignorabantur.*

[133]) Tag- und Jahreshefte 1805, W. A. 1, 35, 195. [134]) a.a.O. 171.

[135]) a.a.O. 1, 72 f. Unmittelbare Anregungen verdankt Wolf sicherlich nicht zuletzt der theologischen Forschung; siehe Arnoldt a.a.O. 2, 389 ff. Wolf war mit Semler befreundet; in den 'Prolegomena', wo er sich oft auf biblische Parallelen beruft (Kap. 3; 4; 15; 24; 33; 35; 37; 38; 42), wird zweimal Eichhorn zitiert (Kap. 15 a. E.; 33 a. E.), insbesondere die berühmte 'Einleitung in das Alte Testament', die es sich unter Anwendung Herderscher Ideen zur Aufgabe machte, die Schriften des Alten Testaments »als Werke des grauen Altertums nach Verdienst zu würdigen« (Einl., 1787², 1, 3). Siehe über dieses Grundbuch des geschichtlichen Bibelverständnisses Kraus a.a.O. 125 ff. Über die Bedeutung der Intuition für Herders Verhältnis zur Geschichte siehe Lempicki a.a.O. 365 ff.

Wolfs eigene Reflexionen und die gesamten Zeugnisse über die Art seines Vortrags schließen sich zu einem deutlichen Bilde zusammen: er achtete auf die unwägbaren Voraussetzungen der historisch-kritischen Tätigkeit und scheute sich nicht, sie anzuwenden; er wagte es, dem Gefühl neben den Regeln, der Divination neben dem Fleiße theoretisch wie praktisch Rechte einzuräumen [136]). Gleichwohl gehören diese Züge seiner Forscherpersönlichkeit einer Tiefendimension an, die er, jedenfalls in seinem schriftstellerischen Wirken, nicht oft fremden Blicken freigab. Wolf war kein Irrationalist; sein Geist hatte sich an der chronologischen Logik eines Bentley, an der kritischen Schärfe eines Lessing geschult [137]); Herders Denk- und Schreibweise dagegen mußte ihm nicht nur um der Traditionen seines Faches willen, sondern auch wegen der völligen Andersartigkeit seines Wesens widerstreben [138]). Von Schwärmerei und bloßem Enthusiasmus wollte Wolf bei der wissenschaftlichen Arbeit nichts wissen [139]). Seine Rücksicht auf intuitive Kräfte ist keine Vorstufe jener Geschichtsspekulationen, deren Phantasie und Assoziationsbereitschaft weder zeitlicher noch räumlicher Grenzen achtete.

Die Divination war bei Wolf einer strengen Zucht unterworfen. Eine jede Behauptung mußte den Forderungen seines scharfen Verstandes genügen: Beweise, nicht Wünsche verlangte er von sich und anderen [140]).

[136]) Siehe hierzu die Rezension von Raths Ausgabe der ciceronischen Tuskulanen (Jen. A. L. Z. v. 27. 2. 1806, Nr. 49, 1, 385; abgedr. v. Arnoldt a.a.O. 1, 125; zur Frage der Verfasserschaft siehe Bernays a.a.O. 53 [90]): »Wenn irgendeine Kunst von denen, die sich ihr widmen, Ernst und Besonnenheit erfordert, so ist es die philologische Kritik. Weniger auf Regeln als auf das Gefühl vertrauend, weniger dem Fleiße günstig, der in jedes Macht steht, als der Divination, die niemand erzwingen kann, scheint sie eine Geburt der Willkür, ein Spiel des Witzes« usw.

[137]) Dem großen englischen Philologen hat Wolf eine biographische Skizze gewidmet (Kl. Schr. 2, 1030–1094). Die Geistesverwandtschaft, die Wolf mit Lessing verbindet, wurde bereits von Humboldt beobachtet (an Wolf, v. 30. 1. 1794, a.a.O. 99 f.): »Ich weiß keine philologische Schrift, die diesen Untersuchungen (den Prolegomena) gleich käme, nur mit den Lessingschen glaube ich hie und da Ähnlichkeit der Manier bemerkt zu haben.« Vgl. Fr. Schlegel, Über die homerische Poesie, Jgdschr., hrsg. v. Minor, 1882, 1, 215 [1], wo die Prolegomena ein »Meisterwerk eines mehr als Lessingschen Scharfsinns« genannt werden. Siehe auch Arnoldt a.a.O. 1, 89; Schrader a.a.O. 451.

[138]) Hiervon legt insbesondere Wolfs berüchtigte Erklärung über einen Aufsatz im 9. Stücke der Horen (gemeint ist Herders Essay 'Homer ein Günstling der Zeit'), Kl. Schr. 2, 724–728, ein unmißverständliches Zeugnis ab; siehe hierzu Haym, Herder 2, 1885, 596 ff.; Bernays a.a.O. 13 ff.; bes. 18 f.

[139]) Vorlesungen über die Enzyklopädie, 281 ff.

[140]) Siehe seinen Brief an Böttiger v. 2.–8. 5. 1795, veröffentl. v. Reiter a.a.O. 1, 157 f., wo es von einer Abhandlung heißt, sie bestehe bloß aus Wünschen, ohne Beweise; vgl. die berühmte Stelle aus der Ilias-Vorrede von 1795, Kl. Schr. 1, 210: *tota quaestio nostra historica et critica est, non de optabili re, sed de re facta.*

Die Beweisbarkeit war für ihn Kriterium aller Wissenschaft; mochten sich die historisch-kritischen Disziplinen von den exakten durch die Art der Beweise und die Kunst der Beweisführung unterscheiden: in ihrem Anspruch auf Wahrheit und Gültigkeit der Ergebnisse standen ihm Geschichte und Mathematik bei aller sachbedingten Inkommensurabilität gleichberechtigt nebeneinander[141]). Diese Überzeugungen enthielten ein ebenso hohes wie schwer erreichbares Ziel; handelte es sich doch bei der historisch-kritischen Demonstration nicht um ein »mathematisches Kalkül«, sondern um die »Berechnung und Abwägung unendlich ungleicher geschichtlicher Momente«[142]). Wolf forderte daher vom Altertumsforscher eindringenden Scharfsinn und umsichtiges Urteil. Zumal der Textkritiker hatte sich seiner Meinung nach der äußersten Behutsamkeit zu befleißigen; er müsse, so schrieb Wolf[143]), sich durch eine hundertfältige Lektüre völlig mit den sprachlichen Eigentümlichkeiten des betreffenden Autors vertraut machen, ehe er es wagen dürfe, die überlieferte Fassung durch Konjekturen anzutasten. Wolf selbst hat diese Prinzipien stets auf das genaueste befolgt; seinem stilistischen Feingefühl, seiner Sicherheit in der Datierung literarischer Werke, seiner kühnen Echtheitskritik liegt ein mühsames und unermüdliches Studium der Texte zugrunde. Er war ein Meister der philologischen Gewissenhaftigkeit und Akribie. Die 'Prolegomena' gewähren dem Leser Einblick in den langwierigen, an unzählige Vorarbeiten geknüpften Prozeß ihres Entstehens[144]); die Ausgaben und insbesondere deren Vorreden, oder auch Abhandlungen wie die 'Quaestiones epistolicae de orthographicis quibusdam Graecis'[145]) bekunden eindrucksvoll, in welchem Maße er sich die große holländisch-englische Tradition sorgsamster Beachtung aller sprachlichen Probleme zu eigen gemacht hatte. Zugleich überragte er diese Tradition in dem Maße, als er nicht in der philologischen Kleinarbeit aufging, als sie ihm vielmehr lediglich Mittel für die Erkenntnis großer geschichtlicher Zusammenhänge war. Wolfs Wirken habe die »Holländerei« aus Halle vertrieben, meint einer seiner Schüler[146]); wer in seine Vorlesungen gekommen sei, um seine Mappe mit neuen Noten zu den *notis variorum* anzufüllen, sei enttäuscht worden. Ein Berliner Hörer schrieb im Jahre 1816[147]): »Wolf ist der wahre Philologe ... Er ist so ge-

[141]) Darstellung, Kl. Schr. 2, 832; vgl. die Anm. 136 genannte Rezension sowie die Vorrede zur oratio Marcelliana, Kl. Schr. 1, 408; siehe hierzu Bernays a.a.O. 52 f., bes. 53[90].

[142]) Darstellung, Kl. Schr. 2, 832.

[143]) Auctarium ad Vateri Animadversiones Aristotelias, Kl. Schr. 1, 368.

[144]) Siehe bes. Kap. 5–6.

[145]) Kl. Schr. 1, 529–566.

[146]) Hanhart a.a.O. 7 ff.

[147]) Der Student Twesten; seine Aufzeichnungen werden von Lenz a.a.O. 1, 352 zitiert.

lehrt im einzelnen, ein Kritiker wie kein anderer, und trägt es doch gerade vor sich her, daß er jede obskure Erudition und Silbenknackerei verachtet, wenigstens für das Unwichtigere, obgleich auch Notwendige hält, an dem nur keiner kleben bleiben muß. Er hat bei jenen trockenen Beschäftigungen sich Sinn und Geist für das Höhere zu erhalten gewußt.« Derselbe Wesenszug von Wolfs Forscherpersönlichkeit hat schließlich auch Varnhagen von Ense beeindruckt: »Er besaß alle Güter und Hilfsmittel der Pedanterie«, schreibt Varnhagen in seinen Denkwürdigkeiten[148]), »aber alle hatte er durchgeistet und schaltete frei mit ihnen, so daß er wie über seinem Wissen auch über allen seinen Wissensgenossen stand und hinwieder durch sein Wissen jedem anderen Gelehrten eine beneidenswerte Grundlage aller Geistesbildung zu schauen gab.« Wolf selbst bekundet auf mannigfache Weise, wie sehr die Einsicht in den Zusammenhang aller Gegebenheiten des Altertums leitendes Prinzip seiner wissenschaftlichen Arbeit war. Isolierte Fakten galten ihm wenig: erst durch seine Bezogenheit auf ein Allgemeines, so lehrte er, erhält alles einzelne seinen Rang und seinen Wert[149]). Gleichwohl bedarf der Forscher eines großen und vielfältigen Vorrates einzelner Tatsachen, um aus ihnen jenes Allgemeine abzuleiten; Wolf schenkte daher jedem noch so unbedeutenden grammatischen oder stilistischen Phänomen, jedem noch so dürftigen Überrest aus der Antike seine Aufmerksamkeit, und in der 'Darstellung' warnte er eindringlich vor einer Gesinnung, die »mit falschem Ekel bloß das Klassische und Schöne aufhöbe, alles übrige aber sogenannten Altertumskrämern überließe«[150]). Er lehrte den Grundsatz, daß auch »eine nachlässig gemachte Kompilation von Geschichten, ein gewöhnliches Gerät alter Keller und Küchen, eine unförmliche Münze, eine beschriebene Ziegelmarke« als Zeugnis vergangener Zustände geschichtlichen Wert habe; »schon oft«, so schrieb er, »warf ein unscheinbares Bruchstück schlechter Technik, eine geistlose Stelle eines Versifikators längst gewünschtes Licht auf ein besseres Werk«. Wolf hat diese Prinzipien nirgends so überzeugend angewandt wie in den 'Prolegomena'. Besonders in dem Abschnitt über die Schriftlosigkeit hat er es verstanden, eine Fülle verschiedenartiger Gesichtspunkte auf

[148]) a.a.O. 329. Ähnlich urteilt schließlich auch Föhlisch, der in den Jahren 1798–1802 in Halle studierte (abgedr. v. Arnoldt a.a.O. 1, 91 ff.): »Wolf besaß eine seltene Kombinationsgabe. Aus leisen Andeutungen in den alten Schriftstellern und ihrer Verbindung leitete er oft die überraschendsten Wahrheiten für Sprachkunde und Geschichte ab. Mit einem ungemeinen Scharfblicke in der Auffassung und Entwickelung des Kleinsten verband er zugleich die Gabe, das große Ganze der Wissenschaft in seinen Grundgedanken und ihren wechselseitigen Beziehungen zu überschauen und mit der sorgfältigsten Zergliederung des einzelnen den übersichtlichen Zusammenhang des Ganzen zu verbinden.«

[149]) Siehe hierzu den Grundriß der römischen Literatur, Kl. Schr. 2, 692.

[150]) Kl. Schr. 2, 827 f. Dort auch das Folgende.

ein einziges Ziel hin zu konzentrieren und den Gang der Untersuchung so zu lenken, daß sich vor dem Leser ein peripetienreiches Pro und Contra abwickelt, bis schließlich die Hauptthese unumstößlich gegen allen Zweifel gesichert zu sein scheint. Was diese überaus wendige, mit heterogenstem Material operierende Argumentationstaktik auszeichnet, hat der Verfasser selbst zur methodologischen Maxime erhoben; jegliche historische Forschung, so schreibt Wolf[151]), beruhe auf dem Grundsatz, daß sich mit einzelnen Schriftstellerzitaten nichts beweisen lasse, vielmehr alles von der wechselseitigen Verknüpfung, von dem Zusammenhang der Zeugnisse und Argumente abhänge. Die Methode der Kapitel über die Schriftlosigkeit besteht in der Anwendung dieses Gesetzes: meisterhaft führt Wolf in der Form einer entwickelnden, gleichsam die Hauptverhandlung vor dem Leser austragenden Darstellung vor, daß die ineinandergreifenden Beweise durch die Kraft ihres Zusammenwirkens wie von selbst auf seine These führen.

8.

Auf den Abschnitt über die Schriftlosigkeit des homerischen Zeitalters folgen in den 'Prolegomena' einige skizzenhafte Betrachtungen, welche die Frage erörtern, ob sich die Liedtheorie durch die Analyse der homerischen Epen bekräftigen lasse[152]). Wolf berührt hier ein Problem, das sein genialer Geist nicht zu bewältigen vermochte: das Verhältnis seiner Theorie zu der vielgerühmten Einheit der homerischen Dichtungen. Offen gesteht er seine Unsicherheit in dieser Frage[153]); er weist selbst auf die Schwierigkeiten hin, die sich aus dem vortrefflichen Aufbau der beiden Epen ergäben und räumt ein, daß ihre großartige und schlichte Handlung trotz der bunten Fülle von Dingen und Ereignissen überall deutlich zutage trete und daß man daher berechtigt sei, die ästhetischen Gegebenheiten der homerischen Dichtungen zu bewundern. Andererseits aber widersetzt er sich auf mannigfache Weise dem Schluß, die kompositorischen Qualitäten der Ilias und Odyssee müßten mit Notwendigkeit auf einen großen Schöpfer, eben auf Homer, zurückgeführt werden. Bald bestreitet er die uneingeschränkte Gültigkeit des Prinzips der Einheit, bald meint er, diese Einheit sei dem

[151]) Vorrede zur Ilias-Ausgabe des Jahres 1794, Kl. Schr. 1, 206. Russell fährt an der oben Anm. 123 genannten Stelle fort: ... *but Wolf was the first who gave them a connected and systematic form.* Vgl. auch Humboldts Brief an Wolf v. 30. 1. 1795, a.a.O. 95 ff.: Humboldt sei von den Prolegomena überzeugt; indes habe dies keines der dort vorgebrachten Argumente einzeln bewirkt – gegen jedes seien Einwendungen möglich –, wohl aber die vereinte Stärke aller.

[152]) Kap. 27 ff.

[153]) Auch in der Vorrede zur Ilias-Ausgabe von 1794, Kl. Schr. 1, 200, bekennt Wolf seine Verlegenheit; er schreibt dort über die Kap. 27 ff. der 'Prolegomena': *addidi quaedam velut summissa voce, quae forsitan omittenda erant plane aut dicenda contentius.*

mythischen Stoffe immanent gewesen und schließlich hält er sie für das Werk der späteren Redaktoren. Wolf hat selbst empfunden, daß er sich hier auf Experimente einließ, daß er in eine Antinomie geraten ist, aus deren Unauflöslichkeit ihm seine tastenden Vermutungen nicht herauszuhelfen vermochten. Aus dieser Quelle entsprangen die Skrupel, die ihn, wie er in den 'Prolegomena' berichtet[154]), lange Jahre davon abhielten, sich mit seiner These an die Öffentlichkeit zu wagen, und daß er auch hernach den Zwiespalt noch nicht überwunden hatte, bezeugt die 'Praefatio' seiner Iliasausgabe. Er läßt sich dort einwerfen[155]), es sei bare Willkür, wenn man durch einen Haufen von Gründen die allgemeine Überzeugung zerstören und den Dichterfürsten entthronen wolle, ohne daß man zu allererst den aufrichtigsten und ältesten Zeugen befrage, den Dichter selbst, seine Werke *in quibus tanta conspicitur unitas et simplicitas argumenti et dispositionis*. Er billigt diesen Standpunkt, er stimmt nach seinen eigenen Worten nahezu völlig mit ihm überein; desto deutlicher fühle und erkenne er, auf was für ein Wagnis sich seine Untersuchung einlasse. Er gesteht, daß er sich auch jetzt noch gern aller historischen Gesichtspunkte entschlage und die homerischen Epen in ununterbrochener Lektüre auf sich wirken lasse. Wenn er sich dann in den vollen und klaren Strom der Handlung versenke, wenn er sich Rechenschaft ablege von dem einheitlichen Charakter und der inneren Geschlossenheit der Epen sowie von der sicheren und folgerichtigen Zeichnung der Hauptpersonen, dann zürne er sich selbst am allermeisten, weil er sich des Genusses beraubt habe, alles, was unter dem Namen Homers überliefert sei, für homerisch zu halten. Deutlicher und schärfer konnte Wolf den Konflikt nicht schildern. Er sah sich den Ansprüchen zweier geistiger Haltungen gegenüber, die er nicht zu vereinigen wußte: auf der einen Seite standen die Forderungen des traditionellen Klassizismus, auf der anderen die Gesetze des neuen geschichtlichen Denkens. Nicht ohne Überwindung gab Wolf den normativen Ästhetizismus preis und bekannte sich zur historischen Forschung: *tota quaestio nostra historica et critica est, non de optabili re, sed de re facta*[156]).

Die 'Prolegomena' riefen eine überaus heftige Wirkung hervor; in der allgemeinen Betroffenheit drängte man Wolf in die Position eines Radikalisten und übersah völlig die Skrupel und Vorbehalte, mit denen er selbst sich halb von seiner Theorie distanziert hatte. Man las über die aporetische Offenheit seiner Untersuchung hinweg und nahm die These von der Schriftlosigkeit des homerischen Zeitalters und die daraus abgeleiteten Konsequenzen für ein neues Dogma. Viele ergriffen sofort eindeutig Partei, mochten sie sich nun für oder gegen den Philologen aussprechen; insbesondere ließen sich die *religiosi* vernehmen[157]), deren Widerstand Wolf

[154]) Kap. 26, Anm. 84.
[155]) Kl. Schr. 1, 206 ff.
[156]) Kl. Schr. 1, 210.
[157]) Ein Beispiel nennt Bernays a.a.O. 4[5].

vorausgesehen hatte[158]). Andere aber, und nicht die geringsten Geister, erkannten gleich Wolf die Bedeutung und Schwierigkeit des Problems und bemühten sich vergeblich, eine endgültige Wahl zwischen den Dogmen des Klassizismus und den Prinzipien historischer Forschung zu treffen. Von den Fachgenossen äußerte Ruhnken eine unentschlossene, schwankende Haltung; freimütig bekannte er in einem Briefe an seinen Freund Wolf, daß er sich dem Bann der 'Prolegomena' nicht entziehen könne, solange er sich mit ihnen beschäftige; habe er aber das Buch aus der Hand gelegt, so kehre er alsbald zu seinen alten Überzeugungen zurück[159]). In eine ähnliche Situation geriet Johann Heinrich Voß; sein Manövrieren muß geradezu als Ironie erscheinen, da Wolf ihn namentlich als einen der Männer bezeichnet hatte, von denen sich am ehesten Aufschluß über die in den 'Prolegomena' nicht ausgetragene Problematik erwarten lasse[160]). Zunächst schien Voß sich ganz und gar auf die Seite des Halleschen Philologen schlagen zu wollen: »Das nenne ich mir eine Untersuchung!« schrieb er am 8. Juni 1795, »da mag man vorher wünschen und glauben, was man wolle; man muß mit, wohin der Geist führt.« Offenbar wurde er durch den ersten unmittelbaren Eindruck der Wolfschen Methode überrannt; bald, schon am 3. November desselben Jahres, hatte er sich eines anderen besonnen, und es hieß: »Ich glaube einen Homer! Eine Ilias! Eine Odyssee!«[161])

Hier die Stringenz der historischen Kritik und ihr Resultat, die Liedtheorie, dort die durch unmittelbare Anschauung gewonnene Einsicht in die von einem Genie gefügte Einheit der homerischen Epen: eben dieser

---

[158]) Kl. Schr. 1, 206; vgl. 201.

[159]) *Dum lego librum, assentior; cum posui librum, assensio omnis illa elabitur* (Brief an Wolf v. 3. 8. 1795, veröffentl. v. Reiter, Ilbergs N. Jb. 18, 1906, 14; siehe Reiter z. St.).

[160]) So in den Prolegomena, Kap. 27. Zum folgenden siehe Volkmann, Nachträge zur Geschichte und Kritik der Wolfschen Prolegomena zu Homer, 2. Teil, Progr. d. Gymn. Jauer, 1887, 1 f. Dort sind auch die hier zitierten Briefstellen (veröffentl. in den Briefen, 1830, 2, 215 ff.) abgedruckt.

[161]) Ein dritter, am 17. 11. 1795 an Wolf gerichteter Brief charakterisiert die Situation, in die ihn die 'Prolegomena' gedrängt hatten, durch ein treffendes Bild: »Ich werde mich wohl in acht nehmen«, schreibt Voss im Hinblick auf das Argument von der Schriftlosigkeit des homerischen Zeitalters, »Ihre furchtbare Bergfeste mit Beweisen zu bekämpfen; ich umgehe sie. Homer habe meinethalben nicht Bücher geschrieben ... Genug, ein Homer hat jene zwei großen Einheiten gemacht, oder die inneren Beweise gelten nichts.« Vgl. noch den Brief v. 14. 10. 1799; Voss meint dort, in den homerischen Epen sei alles »fest und gediegen« und »glatt wie aus einem Guß«; er wolle sich, wenn's durchaus sein müsse, an die Fahne 'Kein Homer' anschließen; er werde jedoch »mit glühender Andacht dem Pompe folgen, wenn der Obsieger sein Panier in dem Tempel des 'Einen Homer' aufhängt«.

Gegensatz bestimmt auch die zahlreichen Äußerungen, durch die Wolfs größter Freund und Zeitgenosse seine Teilnahme an den 'Prolegomena' bezeugt. Goethe hat sich vom Jahre 1795 an bis in sein hohes Alter immer wieder mit diesem Werke beschäftigt, besonders intensiv während der ersten Zeit nach seinem Erscheinen und dann noch einmal zu Beginn der zwanziger Jahre[162]). Sein Verhältnis zu der Schrift war von Anfang an und blieb stets rasch wechselnden Stimmungen unterworfen; mochten während der reifen Mannesjahre die anerkennenden Worte der Ablehnung durchaus die Waage halten, der greise Dichter, dessen Geist mehr und mehr durch das Streben nach strenger klassizistischer Geschlossenheit geprägt wurde, bekannte sich wieder in fast allen seinen Äußerungen zu dem Glauben an den einen Homer. Seine erste Reaktion bekundet heftiges Mißfallen; sein schöpferisches Künstlertum protestierte gegen den Anspruch, den ein lediglich zerstörender kritischer Intellekt sich anzumaßen schien. »Wolfs Vorrede zur Ilias habe ich gelesen«, so heißt es in dem Briefe vom 17. Mai 1795 an Schiller, »sie ist interessant genug, hat mich aber schlecht erbaut. Die Idee mag gut sein, und die Bemühung ist respektabel, wenn nur nicht diese Herrn, um ihre schwachen Flanken zu decken, gelegentlich die fruchtbarsten Gärten des ästhetischen Reichs verwüsten und in leidige Verschanzungen verwandeln müßten. Und am Ende ist mehr Subjektives als man denkt in diesem ganzen Krame.« Diese Aufwallung gab bald einer kühlen und ernsten Auseinandersetzung Raum; Goethe entschied sich zwar nicht für eine bestimmte Meinung, entdeckte aber in der Methode und in dem Gang der Untersuchung die bislang vermißte positive Seite des Wolfschen Werkes[163]). Dann aber übten die 'Prolegomena' eine größere, ebenso unbeabsichtigte wie unerwartete Wirkung: sie bahnten dem Dichter den Weg zur künstlerischen Produktion; die Vernichtung der Persönlichkeit Homers erweckte einen neuen Homeriden. Goethe berichtet in einem Briefe an Wolf von diesem eigenartigen Vorgang[164]); er

[162]) Zum folgenden siehe Bernays a.a.O. 4–12; 23–34; 82–84; vgl. Finsler a.a.O. 466 ff.; 471 f.

[163]) Siehe Humboldts Brief an Wolf v. 3. 6. 1795, a.a.O. 119.

[164]) V. 26. 12. 1796; veröffentl. v. Bernays a.a.O. 90 f. Die Entstehung des Epos 'Hermann und Dorothea' war, so erfährt man dort, auf das engste mit jener Überzeugung verknüpft, die die 'Prolegomena' dem Dichter fest eingeprägt hatten. »Schon lange«, schreibt Goethe, »war ich geneigt, mich in diesem Fache zu versuchen, und immer schreckte mich der hohe Begriff von Einheit und Unteilbarkeit der homerischen Schriften ab; nunmehr, da Sie diese herrlichen Werke einer Familie zueignen, so ist die Kühnheit geringer, sich in größere Gesellschaft zu wagen und den Weg zu verfolgen, den uns Voss in seiner Luise so schön gezeigt hat.« Gegenüber dem sachlichen Gehalt der Wolfschen Untersuchung gibt Goethe freilich auch hier einen Vorbehalt zu erkennen, da er sich ausdrücklich für inkompetent erklärt, die Schrift theoretisch zu prüfen und deshalb sein Epos einen »praktischen Beifall« nennt.

hat ihn zugleich vor aller Öffentlichkeit in der Einleitungselegie zu dem Epos 'Hermann und Dorothea' bekundet:

> Erst die Gesundheit des Mannes, der, endlich vom Namen Homeros
> Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.
> Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? Und wer mit dem Einen?
> Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön.

Auf diesen Höhepunkt befruchtender Anregung folgten neue Zweifel, und aufs neue und intensiver als je unternimmt Goethe den Versuch, mit dem griechischen Dichter und seinem modernen Kritiker ins Reine zu kommen. Es gelang ihm nicht: während er einmal »alle Chorizonten . . . verfluchen und wie die Franzosen auf Leben und Tod die Einheit und Unteilbarkeit des poetischen Werkes in einem feinen Herzen festhalten und verteidigen« wollte[165]), gestand er ein anderes Mal ein, selbst eine »chorizontische Äußerung« getan zu haben[166]), und schließlich hielt er sich »mehr als jemals von der Einheit und Unteilbarkeit« der Ilias überzeugt[167]). Damals, im Jahre 1800, legte Goethe die 'Prolegomena' aus der Hand; erst zwei Dezennien später beschäftigte er sich wieder mit dem problematischen Werke. Wie schon Bernays aus den zu seiner Zeit publizierten Zeugnissen folgert[168]), war der Dichter inzwischen der kritischen Verstandestätigkeit völlig entfremdet. Immer eindeutiger bekannte er sich zu den Bedürfnissen seiner ästhetischen Empfindung, und er meinte sogar, die Mehrheit der klassisch Gebildeten wünsche sich aus dem Zerstörten und Zerstückten wiederherzustellen, und insbesondere eine frische Jugend habe bewirkt, daß man den früheren Geist der Versöhnung wiederum walten fühle[169]).

---

[165]) An Schiller, v. 28. 4. 1798. Dieser hatte tags zuvor an Goethe geschrieben: »Übrigens muß einem, wenn man sich in einige Gesänge hineingelesen hat, der Gedanke an eine rhapsodische Aneinanderreihung und an einen verschiedenen Ursprung notwendig barbarisch vorkommen, denn die herrliche Kontinuität und Reziprozität des Ganzen und seiner Teile ist eine seiner wirksamsten Schönheiten.«

[166]) An Schiller, v. 2. 5. 1798. Schiller hatte angefragt, ob die Verse Od. 8, 72 ff. nicht auf ein verlorengegangenes Gedicht schließen ließen. »Die Stelle der Odyssee«, so antwortete Goethe, »scheint sich freilich auf eine der unzähligen Rhapsodien zu beziehen, aus denen nachher die beiden übriggebliebenen Gedichte so glücklich zusammengestellt wurden.« Goethe bezeichnet seine These sofort als eine »chorizontische Äußerung«; diese Vorstellungsart sei ihm jetzt günstig.

[167]) An Schiller, v. 16. 5. 1798.

[168]) Seither wurden noch die Entwürfe einer Einleitung publiziert, die Goethe seinem Schema der Ilias voranzuschicken gedachte (W. A. 1, 41, 1. Hälfte, 509 ff.); ferner eine Skizze, die er für eine Vorrede zu der geplanten Übersetzung von Campbells Lectures on Poetry verwenden wollte (W. A. 1, 42, 2. Hälfte, 452 ff.).

[169]) Tag- und Jahreshefte 1821, W. A. 1, 36, 190; vgl. die genannte Einleitung zu dem Schema der Ilias a.a.O. 509; ferner Homer noch einmal, W. A. 1, 42, 2. Hälfte, 236.

9

»Geheimrat Wolf hat uns mit einem trefflichen Hefte über das Studium des Altertums beschenkt, das einen großen Reichtum enthält und an alles erinnert, was wir wissen, und uns freundlich andeutet, was wir noch weiter wissen und wie wir das alles behandeln sollen.« Mit diesen Worten tat Goethe seinen Beifall zu der 'Darstellung der Altertumswissenschaft' kund[170]), einer Schrift, die nicht zuletzt ihm selbst ihre Entstehung verdankte. Denn als die Ereignisse des Jahres 1806 zur Schließung der Halleschen Universität geführt und Wolf seines bisherigen Wirkungskreises beraubt hatten, da richtete der tief niedergebeugte Mann seine Klagen nach Weimar; Goethes Antwort ermunterte ihn zur Tat, sie verwies ihn auf den Reichtum, den er in und bei sich selbst finde und vor Tausenden voraushabe; da ihm einstweilen die mündliche Mitteilung versagt sei, solle er sich der schriftlichen zuwenden, die das große Verdienst habe, daß sie länger und weiter wirke, er solle insbesondere seine Archäologie vornehmen und sie als einen kompendiarischen Entwurf herausgeben[171]). Wolf ließ sich aufrichten; er widmete sich während des Winters 1806/07 einer wohlstilisierten Zusammenfassung seines oft vorgetragenen berühmten enzyklopädischen Kollegs.

Die Schrift ist Goethe, dem »Kenner und Darsteller des griechischen Geistes«, zugeeignet[172]). In feierlich-würdevollen Perioden unterstellt sich die neukonstituierte Altertumswissenschaft dem Patronate dessen, in dem »sich der das Leben verschönernde wohltätige Geist des Altertums eine zweite Wohnung genommen« hat. Sie bekennt sich schon mit diesen Worten zu einem Glaubenssatze des deutschen Neuhumanismus: zuerst hatte Schiller in seinem berühmten Briefe vom 23. August 1794 die Persönlichkeit Goethes als Reinkarnation griechischen Geistes zu begreifen versucht; Goethe selbst wandte diese Vorstellung auf Winckelmann an, in dessen

[170]) An Zelter, v. 16. 12. 1807. Vgl. Niebuhr, an Stein, v. 4. 1. 1808 (veröffentl. v. Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein 2, 1850, 82 ff.): »Seine (Wolfs) Abhandlung über die Altertumswissenschaft empfehle ich Ew. Exzellenz als das Interessanteste friedlicher Literatur, welches seit langer Zeit erschienen ist«; ferner Humboldt, an Wolf, v. 30. 6. 1809 (veröffentl. v. Leitzmann, Fleckeisens Jb. 152, 1895, 167 f.): »Von Beyme muß ich Ihnen doch sagen, daß er mehrmals unumwunden gesagt hat, vor Ihrem Aufsatz im ersten Stück Ihres Journals möchte man niederfallen und anbeten.« Lediglich Boeckh und Schleiermacher ließen sich kritisch über die Darstellung vernehmen, siehe oben Adm. 3.

[171]) An Wolf, v. 28. 11. 1806; siehe hierzu Bernays a.a.O. 69 ff. Mit der Archäologie meint Goethe Wolfs philologische Enzyklopädie; siehe Bernays a.a.O. 72[27]). Nach einer plausiblen Vermutung von Bernays (a.a.O. 58[2]) war es dieses Kolleg, an dem Goethe im Sommer 1805 hinter einer Tapetentür lauschend teilgenommen hatte.

[172]) Kl. Schr. 2, 808 ff.

wirklich altertümlichem Geiste die antike Natur wiedererschienen sei[173]). Die 'Darstellung' verknüpft ihre Goethedeutung mit dem neuhumanistischen Bildungsziel; der Dichter gilt ihr als Bürgschaft einer Wiederkunft der Antike, die herbeizuführen namentlich die deutsche Nation, sei es durch ihre Sprache, sei es durch Urverwandtschaft, befähigt sei[174]). Diese Geschichtsspekulation verleiht der Altertumswissenschaft ihre Würde und ihre Aufgabe: sie soll Größe und Schönheit des Altertums erforschen und auslegen und hierdurch den Geist der Nation befruchten; sie soll also jene ersehnte Menschheitsform verwirklichen helfen, als deren Urbild sie Goethes Geistesart verehrt. Wolf stellt nun zwar mit diesen Programmsätzen die von ihm begründete Disziplin in den Dienst der klassischen Erziehung und weist ihr eine durch die Geschichtsphilosophie des Neuhumanismus bestimmte Funktion zu; gleichwohl ist er durchaus nicht geneigt, die Altertumswissenschaft mit dem Bildungsideal seiner Zeit zu identifizieren[175]). Die von ihm in der 'Darstellung' beschriebene lange Reihe formaler und materialer Fächer hat primär die Aufgabe, durch Zusammenwirken und wechselseitige Ergänzung sämtliche historische Gegebenheiten zu erkennen, die unter den Begriff des Altertums fallen[176]). Mit dieser Zweckbestimmung beruft Wolf die Altertumswissenschaft zu objektiver,

[173]) Winckelmann und sein Jahrhundert, W. A. 1, 46, 24. Vgl. Wolfs Urteile über Goethe, an Joh. Heinr. Voss, v. 12. 10. 1795, a.a.O. 1, 178, und über Fr. Schlegels Elegische Fragmente im 1. Stück des Athenäum, an Fr. Schlegel, v. 8. 6. 1798, a.a.O. 1, 253; Klopstock galt dem Philologen als »ein Dichter von fast griechischem Ohr« (Über ein Wort Friedrichs II. von deutscher Verskunst, Kl. Schr. 2, 946). Auf Wolf selbst wurde dieser Topos von dem Studenten Twesten angewandt (zitiert nach Lenz a.a.O. 1, 352): »Wenn ich mit ihm spreche, glaube ich immer einen Griechen reden zu hören, so ganz auf griechische Weise allseitig ausgebildet ist sein Geist. Und sein Charakter selbst ist ganz antik, leicht kindlich, gemütlich und zugleich tief, so wie unseres Winckelmanns.«

[174]) Vgl. hierzu Humboldt, Geschichte des Verfalls und Untergangs der griechischen Freistaaten, Ges. Schr. 3, 1904, 184: »Die Deutschen besitzen das unstreitige Verdienst, die griechische Bildung zuerst treu aufgefaßt und tief gefühlt zu haben«; ebd. 343: »Die Einwirkung des Studiums der Alten wurde entscheidend, und man kann dreist behaupten, daß die Griechen und Römer von keinem Volke so verstanden und aufgefaßt worden sind, als von den Deutschen.« Vgl. Spranger a.a.O. 469[1].

[175]) Siehe bes. Kl. Schr. 2, 856 f.

[176]) Siehe Kl. Schr. 2, 827 f.; 874; 883 f.: »Es ist aber dieses Ziel (nämlich der Altertumswissenschaft) kein anderes als die Kenntnis der altertümlichen Menschheit selbst, welche Kenntnis aus der durch das Studium der alten Überreste bedingten Beobachtung einer organisch entwickelten bedeutungsvollen Nationalbildung hervorgeht. Kein niedrigerer Standpunkt als dieser kann allgemeine und wissenschaftliche Forschungen über das Altertum begründen; ihm sind teils andere untergeordnet, teils der gewöhnliche, der sich auf die Kenntnis der schönen und klassischen Werke der von den Alten bearbeiteten Gattungen bezieht, als welcher bei den sogenannten Humaniora zum Grunde liegt. Zu dieser Bestimmung kann auch in der Tat nur eine ausgewählte Zahl schriftlicher und

von aprioristischen Intentionen unabhängiger Forschung; er fordert deshalb von ihr eine Fülle notwendiger Vorarbeiten, insbesondere kritische Sammlungen von Quellen[177]), und gibt ihr zugleich eine reiche methodologische Axiomatik des historischen Verstehens auf den Weg. So besteht, wie bereits Spranger feststellte[178]), die Wolfsche 'Darstellung' sowohl aus geschichtsphilosophischen wie aus positiv-wissenschaftlichen Teilen; vielmehr scheinen sich die Elemente der einen wie der andern Art zu einer unauflöslichen Verbindung zu durchdringen. Im Prinzip läßt Wolf strenge Wissenschaftlichkeit neben dem idealisierten Griechenbild des Neuhumanismus unverkürzt zu ihrem Recht kommen; jenes aber wird durch das unbestechliche Streben nach Objektivität nicht gefährdet, geschweige denn zerstört; die 'Darstellung' bezeugt so einen glücklichen, aber unwiederholbaren Schwebezustand, der schon durch die nächste auf Wolf folgende Forschergeneration aufgehoben werden sollte.

In der 'Darstellung' hat Wolfs historische Axiomatik ihren reifsten Ausdruck gefunden. Mochte das Geschichtsbild der Aufklärung noch gelegentlich in dem Rationalismus früherer Arbeiten nachwirken[179]), dieses Werk seiner Meisterjahre beruht gänzlich auf den während des 18. Jahrhunderts in einem komplizierten Prozeß entwickelten Auffassungen[180]). Man begegnet hier auf jeder Seite der neuen Einstellung, die seine Zeit der Vergangenheit gegenüber gewonnen hatte, und den Prinzipien, die diese Einstellung vornehmlich bestimmten[181]). So hielt Wolf es für eine der vornehmsten Aufgaben des Altertumsforschers, die antike Kultur und alle ihre Erscheinungen in ihrer Eigenart zu verstehen und überall des Besonderen habhaft zu werden, des individuellen Charakters von Künstlern und Denkern, Zeiten und Völkern[182]). Der abstrakten Erwägungen nicht geneigte Philologe hat freilich auch dieses Prinzip häufiger praktisch an-

---

anderer Werke dienen; bei jener hingegen vereinigen sich alle altertümlichen Überreste, gleichgültig ob eines größere oder geringere oder gar keine Klassizität hat, nebst jeder Art von Inhalten und Angaben in ihnen, die auf beobachtungswerte Eigentümlichkeiten von Menschen und Zeiten hinweisen.«

[177]) Siehe Kl. Schr. 2, 839 f.; 842; 845 f.; 851 f. [178]) a.a.O. 489 ff.

[179]) Siehe bes. die Jugendaufsätze Über den Ursprung der Opfer, Kl. Schr. 2, 643–66; Beitrag zur Geschichte des Somnambulismus aus dem Altertum, ebd. 2, 666–691.

[180]) Die Kompliziertheit und Vielfältigkeit dieser »langsam fortschreitenden Umbildung des ganzen Bewußtseins, die in ihrem Gesamtumfange unmöglich an eine einzelne Person angeknüpft werden kann« (Spranger a.a.O. 244) geht vor allem aus dem 2. Teil des Werkes von Lempicki, a.a.O. 189 ff., hervor.

[181]) Über diese Prinzipien siehe Meinecke a.a.O., bes. 308 ff.; die Darstellung Meineckes übergeht jedoch u. a. die beträchtlichen Leistungen der liberalen Theologie; siehe hierzu Kraus a.a.O.; hier, 120 ff., über die wissenschaftliche Anwendung der Herderschen Lehren durch Eichhorn.

[182]) Siehe z. B. Darstellung, Kl. Schr. 830 f.; 883 ff.

gewandt[183]) als theoretisch formuliert[184]). Daß er sich gleichwohl seiner fundamentalen Bedeutung vollauf bewußt war, bezeugen vor allem seine Betrachtungen in der 'Darstellung'. So geht er etwa, um das Studium der alten Sprachen zu rechtfertigen, von der Überlegung aus, daß die Sprachen, die ersten Kunstschöpfungen des menschlichen Geistes, den ganzen Vorrat von allgemeinen Ideen und Formen unseres Denkens enthielten; »sie liefern daher«, fährt er fort, »in ihren Zeichen eine Menge einzelner Gemälde von nationalen Vorstellungen, wodurch der Gehalt teils sinnlicher, teils besonders intellektueller Ideen und das Charakteristische in Auffassung von beiden dargestellt wird. Demnach muß jede ihrer Absicht einigermaßen genügende Sprache gewisse Klassen von Ideen darbieten, die nach der physischen und sittlichen Individualität des Volkes, welches sie bildete, vorzüglich bearbeitet, vervollkommnet und mit angemessenen Ausdrücken bezeichnet sind.« Wolf meint nun, die durch die verschiedenen Sprachen gegebenen Modifikationen ähnlicher Hauptideen seien für uns ein Anlaß, Vorstellungen, die uns schon unter anderen Denkformen bekannt waren, von neuen Seiten aufzufassen; wir erhielten so einen uns wirklich bereichernden Vorrat von Mitteln zur Auflösung und Zusammensetzung unserer Ideen. Da sich die antiken Völker von den modernen durch Denkart, Sitten und Lebensweise beträchtlich unterschieden, müßten uns ihre Sprachen desto ungewohntere Ansichten der Dinge, desto mehrere neue Ideen und neue Modifikationen derselben darbieten; während die jetzigen Kultursprachen durch einen gewissen Neo-Europäismus wie zu einem Idiom vereinigt würden, vermittelten uns die antiken eine der unsrigen fremde Welt von Ideen und Bezeichnungen[185]).

Das Dogma von der Eigenart aller geschichtlichen Phänomene, das auf die Erkenntnis von Tatsachen gerichtete Bemühen, diese Eigenart in allen Bereichen der antiken Kultur zu verdeutlichen, war bei Wolf von aprioristischen, der Gedankenwelt des deutschen Neuhumanismus verpflichteten Vorstellungen begleitet. Ihm bedeutet Eigenart soviel wie Originalität, und er war überzeugt, daß sich in dieser Hinsicht kein anderes Volk mit dem griechischen messen könne. Zwar hielt er es in der 'Darstellung' für möglich[186]), »daß die Griechen uranfänglich manche Elementarbegriffe

[183]) Siehe z. B. Zumpt, Jb. f. wiss. Kritik, 1834, Nr. 93, 1, 779 f. (abgedr. v. Arnoldt a.a.O. 1, 123): »Ganz eigentümlich bleibt Wolfen die Vollendung der Interpretationskunst, und dahin führte ihn sein ausgezeichnetes Talent, in alle schriftstellerischen Individualitäten auf das Schärfste einzudringen und den Stil der Autoren in die kleinsten Nuancen zu verfolgen« usw.; vgl. die Bemerkung Goethes in den Tag- und Jahresheften 1805, siehe oben S. 220.

[184]) So des öfteren in Ausführungen über die Erfordernisse der Textkritik; siehe die oben S. 222 zitierte Stelle; vgl. die Praef. ad Herodianum, Kl. Schr. 1, 337.

[185]) Darstellung, Kl. Schr. 2, 863 ff.

[186]) Darstellung, Kl. Schr. 2, 820. Vgl. die Bemerkung Niebuhrs, Hist. u.

ihrer Wissenschaften, manche technische Regeln der Künste aus dem früher zivilisierten Orient gewannen; demungeachtet«, meinte er, »erscheinen sie gleich in ihren ersten Staatsvereinen und Verfassungen, in Sitten, in Sprache, in allem, was ein Volk charakteristisch unterscheidet, aus angestammter Natur so original, als jemals eines war; sie wußten auch dem von auswärts Entlehnten solch einen Stempel ihres Genius aufzudrücken und es so zu bereichern und zu befruchten, daß alles bald ihr Eigentum wurde.« An anderer Stelle erklärte er die klassische Antike für »eine in sich geschlossene Welt«[187]); im Gegensatz hierzu charakterisierte er die europäischen Nationalkulturen als bunte, »aus ungleichartigen Quellen mühselig zusammengetragene ... Gemenge von streitenden Stoffen und Formen«; in der künstlerischen Produktion der modernen Völker zeige sich nur geringe, oft gar keine Eigentümlichkeit und Originalität, sie enthalte mehr Schöpfungen nach allgemeinen Theorien, mehr Nachbildungen nach fremden Mustern, als selbständige Werke[188]). So konnte er behaupten, daß lediglich das Studium der Griechen »reine und gediegene Resultate« für die »höhere Kenntnis des Menschen« verspreche, während sich unter allen Schätzen der modernen Kultur nur wenige Spuren *eines* vorherrschenden Geistes fänden, wodurch man eine Nation und den Menschen überhaupt zu erfassen vermöge[189]). Denn, so glaubte Wolf mit den Größten seiner Zeit, die geschichtliche Leistung der Griechen zeichnete sich nicht nur durch ihre Eigenart und Ursprünglichkeit aus, sondern zugleich durch ein Maximum von Idealität. Aus ihr leitete Wolf die zeitlose Gültigkeit, den ewigen Wert der griechischen Kultur ab[190]); weil die Griechen »in ihrer Natur die meisten solcher Eigenschaften besaßen, welche die Grundlage eines zu echter Menschlichkeit vollendeten Charakters ausmachen«, weil ihre bürgerlichen Einrichtungen »die freie Entwicklung menschlicher Kräfte überhaupt bezweckten«, sah er die Beschäftigung mit ihrer Geschichte, mit ihren künstlerischen und wissenschaftlichen Produktionen als das edelste Mittel an, Kenntnisse durch Wissenswürdiges zu erweitern, den Sinn für Wahrheit zu schärfen, das Urteil über das Schöne zu verfeinern,

philolog. Vorträge, 2. Abt. 1, 1847, 218, Wolf habe die Griechen in ihrer Frühzeit für viel zu selbständig gehalten.

[187]) Darstellung, Kl. Schr. 2, 892. [188]) Darstellung, Kl. Schr. 2, 891 f.

[189]) Darstellung, Kl. Schr. 2, 887 und 892; vgl. 864, wo Wolf die antiken Sprachen als ursprünglich, die modernen als abgeleitete Gemenge bezeichnet.

[190]) Siehe Darstellung, Kl. Schr. 2, 877: »Auf immer dürfen daher die Alten Anspruch machen, durch die Einfalt und Würde und den großen umfassenden Sinn, womit sie, was wahr und edel und schön ist, ausdrücken, die Lehrer und Ermunterer jeder Nachwelt zu bleiben.« Das rousseau-winckelmannsche Motiv der Einfalt wird von Wolf besonders zur Charakteristik des homerischen Zeitalters verwandt, siehe z. B. die Praef. ad Hesiodi Theogoniam, Kl. Schr. 1, 157; Ist Homer auch übersetzbar, ebd. 2, 631; 635 ff.

der Phantasie Maß und Regel zu geben und überhaupt sämtliche Kräfte der Seele zu wecken und im Gleichgewicht zu bilden[191]).

Individualität, Originalität, Idealität: mit diesen das Griechenbild Wolfs konstituierenden Vorstellungen ist das Prinzip der Entwicklung auf das engste verknüpft. Auch an ihm läßt sich jene charakteristische Verbindung zweier verschiedener Intentionen beobachten: es ist einmal wissenschaftliche Kategorie, die, der geschichtlichen Wirklichkeit zugewandt, auf objektive Resultate abzielt, und bezeichnet zugleich ein Dogma des neuhumanistischen Griechenglaubens. Wolf selbst nimmt für seinen Entwicklungsbegriff in Anspruch, daß er die »rein historische« Wahrheit erschließe; er konfrontiert ihn mit einer Betrachtungsweise, der es lediglich um die Klassizität antiker Kunstwerke, um ihren zeitlosen Gehalt an ästhetischen Werten und um ihre Vorbildlichkeit für alle spätere Produktion gehe[192]). Diese Gegenüberstellung abstrahiert nun freilich in erheblichem Maße von den Gegebenheiten jener Zeit, von den Gesichtspunkten, die man während des 18. Jahrhunderts tatsächlich auf Phänomene der Antike und der Vergangenheit überhaupt angewandt hat. Eine mit absoluten Werten messende Einstellung schloß nämlich die Annahme eines gewissen Stufenganges keineswegs aus; man konnte etwa mit der sogenannten Lebensaltertheorie operieren, um sich vorbildliche historische Phänomene als kohärente Gebilde und in sich geschlossene Abläufe vorzustellen. So hatten Montesquieu und Gibbon die Geschicke des römischen Reiches durch die Begriffe Wachstum, Blüte und Verfall zu deuten versucht; so hatte insbesondere Winckelmann den Entwicklungsgang der griechischen Kunst aufgefaßt[193]). Auch in dem Wolfschen Entwicklungsbegriff scheint sich eine normative Betrachtungsweise mit der Lebensaltertheorie verbunden zu haben. Denn einerseits konstatiert der Philologe gern »organische Entwicklungen« und versteht darunter Abläufe, die sich in die Phasen des Ursprungs und Wachstums, der Blüte und des Verfalls gliedern[194]); andererseits hält er die Geschichte der griechischen Kultur, oder, wie er sagt, der griechischen Nationalbildung, für das große Exempel, den Prototyp aller Entwicklung

[191]) Darstellung, Kl. Schr. 2, 887 ff. [192]) Darstellung, Kl. Schr. 2, 874.

[193]) Siehe hierzu Meinecke a.a.O. 313 f.

[194]) Darstellung, Kl. Schr. 2, 883; 891; das Lebensalterschema findet sich z. B. ebd. 840 (Entstehung, Dasein und Untergang); 844 (Ursprung, Wachstum, blühender Zustand, Verfall); 853 (Aufkeimen, Blüte, Ausartung); siehe ferner Grundriß der römischen Literatur, Kl. Schr. 2, 692 sowie das Prooemium ad Scholas de historia literarum Graecarum, Kl. Schr. 1, 466 f. Demgemäß gilt Wolf die »Alexandrinische Periode« als »Ausartung des griechischen Genius«; siehe seinen Beitrag zu Goethes Winckelmann, Kl. Schr. 2, 742; das genannte Prooemium, Kl. Schr. 1, 466; das Urteil über Aelius Aristides, Epistola ad Reizium, Kl. Schr. 1, 300 f.; das Urteil über Herodian, Narratio de Herodiano etc., Kl. Schr. 1, 431; 440. Entsprechend wird die römische Literatur beurteilt, siehe Grundriß der römischen Literatur, Kl. Schr. 2, 695 ff.

und preist ihre unerreichte Vollkommenheit[195]). So erweist sich seine Theorie der Entwicklung als überaus konservativ; auch ihr deterministisches Gepräge, insbesondere die Vorstellung, daß sich im Verlauf einer »natürlichen Entwicklung« vornehmlich ursprünglich angelegte, bereits in den frühesten Stufen erkennbare Keime entfalten, bleibt gänzlich dem Denken der Zeit verhaftet[196]). Demzufolge scheint Wolf sich besonders in diesem Punkte einem ungeschichtlichen Klassizismus verschrieben zu haben. Immerhin verdient der Umstand einige Erwägung, daß der Philologe einen ausgeprägten Sinn für Individualitäten bekundet und sich eine »bloß objektive Vollkommenheit«, die eines individuellen Charakters, der Bestimmtheit durch spezifische Gegebenheiten ermangelt, gar nicht vorstellen kann[197]): diese Ansicht widerspricht dem schematischen Entwicklungsbegriff, den er der griechischen Geschichte unterlegt. Wenn er konsequent hätte denken wollen, so hätte er mit Winckelmann die höchste Vollkommenheit in einer von allen Schlacken des zufälligen Hic et Nunc befreiten Idealität erblicken müssen. So aber unterhöhlte er mit seiner auf das Besondere, Eigentümliche, Individuelle gerichteten Forschungstendenz unbewußt seine Lehre von der Entwicklung des griechischen Volkes als einer Stufenleiter, an der man, wie an einem Kulturmesser, den Gang rein menschlicher Entwicklung überhaupt wahrnehmen könne.

Wolf hat sich vornehmlich in der 'Darstellung' über die Prinzipien, über die methodologische Axiomatik seiner Disziplin mitgeteilt; hier läßt er die Altertumswissenschaft gleichsam in einem Prunkgewande erscheinen, geschmückt mit den Glaubenssätzen, die der neuhumanistischen Richtung seit Winckelmann als ehrwürdiger und unantastbarer geistiger Besitz galten. Gegenüber dieser zu einer gewissen Formelhaftigkeit neigenden Dogmatik ist seine wissenschaftliche Praxis überaus wendig und anpassungsfähig an die jeweils mit der Sache gegebenen Probleme. So weiß er sich in den 'Prolegomena' die Ausbreitung der Schrift als einen allmählichen Prozeß, als einen langen, hindernisreichen Weg vorzustellen[198]); dieser mit dürftigem Material versuchte Nachweis einer Evolution kommt der ge-

[195]) Darstellung, Kl. Schr. 2, 820; hier nennt Wolf den Gang der griechischen Ausbildung eine Stufenleiter, »an der man, wie an einem Kulturmesser, den Gang rein menschlicher Entwicklung überhaupt wahrnehmen kann.« Ebd., 864 f., heißt es, die griechische Sprache habe »jede natürliche Stufe der Bildung« durchgangen, die Geisteskräfte der Griechen hätten sich »in schönster Folge« entwickelt. Siehe ferner ebd. 887 ff.

[196]) Diese Vorstellung ist eine Konsequenz des Axioms von der Originalität. Wolf hat sie z. B. in seinen Ausführungen über die Mythologie, Darstellung, Kl. Schr. 2, 842 ff., formuliert; er sieht in den griechischen Mythen »die Keime aller wissenschaftlichen Aufklärung«. Vgl. Prolegomena, Kap. 26: *non commemorabo, quam apte sint in artibus Graecorum omnes gradus et successus nexi inter se et alii aliis praemuniti, ut, cur quisque sequatur deinceps, ex superiore via et antecessione causarum intellegi possit.*

[197]) Darstellung, Kl. Schr. 2, 876 f.

schichtlichen Wirklichkeit der griechischen Frühzeit erheblich näher als die ältere Anschauung, welche aus der Erfindung des Alphabets seine sofortige Verwendung für sämtliche nur möglichen Aufgaben folgerte und sich den Hergang nach Art einer plötzliche Veränderungen bewirkenden Katastrophe vorstellte. Ferner deutete Wolf die homerischen Epen als Resultate komplizierter Entstehungsprozesse; die harte Positivität dieses Ergebnisses entfernte sich nicht nur von dem ästhetischen Kanon des französischen Klassizismus, sondern auch von einem wichtigen Prinzip des neuen Geschichtsverständnisses der Goethezeit. Denn die These von der allmählichen Entstehung der homerischen Epen richtete sich gegen eine besonders wichtige Ausprägung des Individualitätsgedankens, gegen die Lehre vom Originalgenie, das seine Schöpfungen, aus einer Konzeption geboren und von einem Geiste beseelt, in einem rational nicht analysierbaren Prozeß hervorbringe. So zeigt sich eine gewisse Divergenz zwischen Wolfs neuhumanistischer Programmatik und der wirklich von ihm vollbrachten Forschungsarbeit; beides ist nicht wie etwa bei Winckelmann zu einer schier unlöslichen Einheit verbunden. Wolf hatte eben keine spekulative Veranlagung; er darf vielmehr als Prototyp des scharfsichtigen, den Einzelheiten des überlieferten Materials zugewandten Philologen gelten. Seine Veröffentlichungen befassen sich, wenn man von den 'Prolegomena' und den Textausgaben absieht, mit speziellen und speziellsten Themen der Altertumswissenschaft; sie gehen auf die Erkenntnis historischer Fakten aus und haben in ihrer strengen Positivität wenig oder nichts mit den Tendenzen eines Winckelmann oder Humboldt gemein. Man wird den Beziehungspunkt, der diese Divergenz zwischen Glauben und Forschen zur Einheit verknüpft, in der Persönlichkeit Wolfs suchen müssen; die positive Einzeluntersuchung war offenbar die für ihn angemessenste Art und Weise, seinem schönen, Goethe und Humboldt verpflichteten Bekenntnis gemäß zu handeln[199]): »Den Menschen sucht zunächst der Mensch; ihn strebt er, ohne alle Nebenabsichten in seiner eigenen Natur, in allen seinen Umgebungen zu erkennen. Selbst die entlegensten Gegenden wünscht er zu durchforschen und die Fähigkeiten, den Charakter, die Denk- und Lebensweise ihrer Bewohner zu studieren. ... Ob dies aber bloß auf die gleichzeitig mit uns lebenden Nationen anwendbar sei, oder auch auf längst erloschene ..., dies möchte eine Bedenklichkeit sein, die ... der in die Sache dringenden Einsicht unschwer zu entscheiden ist.«

[198]) Kap. 13–15; 17. Auch für die allmähliche Ausbildung der Homerinterpretation und -kritik, insbesondere für ihre ersten tastenden Versuche und für ihre Irrwege zeigt Wolf großes Verständnis, siehe Prolegomena, Kap. 37f. Daß er sich das Gesetz der Veränderung nicht nur bei äußeren Gegebenheiten, sondern auch im seelisch-geistigen Bereich wirksam dachte, beweist seine These von der Wandelbarkeit des menschlichen Gedächtnisses, Prolegomena, Kap. 24; vgl. Praef. ad Hesiodi Theogoniam, Kl. Schr. 1, 158; 165 f. [199]) Darstellung, Kl. Schr. 2, 823.

Kapitel 168 der Thidrekssaga

Von Hans Fromm (München)

1. Hermann Schneider hat das Kapitel 168 der um die Mitte des 13. Jahrhunderts am Bergener Hansehof geschriebenen Thidrekssaga (Ths.) »vielmißbraucht« genannt[1]). Das ist wenig ermutigend für eine erneute Beschäftigung damit, zumal vor einigen Jahren ein scharfsinniger Aufsatz von Helmut de Boor den Problemen, welche das Kapitel stellt, noch einmal gründlich zu Leibe ging[2]).

Es wird in dem Abschnitt der Ths. kümmerlich und pointelos eine erste Begegnung von Sigurd und Brynhild erzählt. Sigurd ist von Mime an Brynhild gewiesen worden, um sich aus ihrem Gestüt das Roß Grane auszuwählen. Er kommt zur Burg Brynhilds, die mit Eisenriegeln wohl befestigt ist, tötet sieben Torhüter, die sein Eindringen hindern wollen, und wird anschließend mit den herbeieilenden Mannen Brynhilds handgemein. Die Burgherrin kommt von drinnen, trennt die Kämpfenden. Sie kennt den Namen und die Abkunft des Eindringlings. Der Held dagegen weiß wohl seinen Namen, nicht aber seine Abstammung und wird darüber aufgeklärt. Er bringt sein Anliegen vor, Brynhild verspricht ihm das Roß und bietet ihm Gastfreundschaft an. Einen Tag plagt man sich vergeblich mit dem Einfangen des Rosses; der Held muß über Nacht bleiben und erhält auch gute Bewirtung. Am andern Tag beteiligt sich Sigurd selbst am Roßfang, und Grane läßt sich von ihm ohne weiteres zähmen. Sigurd sitzt auf, bedankt sich bei Brynhild und reitet davon.

Der Versuche, hier Motive und Schichten zu sondern, sind viele. Ich nenne nur die wichtigsten. F. Panzer hatte 1912 das Bärensohnmärchen herangezogen und im Kap. 168 eine Erlösungssage deutscher Herkunft gespiegelt gesehen, die eben auf der Motivkette des Bärensohnmärchens aufgebaut sei[3]). Eine deutsche Vorverlobung nahm auch H. Hempel an.

[1]) H. Schneider, Germanische Heldensage. 1928. I, 121.

[2]) H. de Boor, Kapitel 168 der Thidrekssaga. In: Edda, Skalden, Saga (Genzmer-Festschr.). 1952. S. 157–172.

[3]) F. Panzer, Studien zur germanischen Sagengeschichte. 1912. II, 46–48. 71 u. ö.

Daß der sichtlich auf ein Verlöbnis Sigurds mit Brynhild angelegte Besuch des Helden mit einer Roßgewinnung endet, erklärte er sich aus der Rücksichtnahme auf die Werbungssage[4]). H. Schneider sah in dem Bericht der Ths. eine Verarbeitung von Motivgut der Sigurðar saga, also des aus der eddischen Prosa von *Frá dauða Sinfiotla* bis zur Lücke im Codex Regius, aus der Edda Snorris und aus der Völsunga saga im wesentlichen rekonstruierten nordischen Prosawerkes. Der einzige deutsche Zug war ihm, daß dem Helden, der seine Abstammung nicht kennt, Name und Herkunft genannt werden. G. Baesecke, der früher einmal[5]) das deutsche Seifriedslied II »die deutsche Sigrdrífumǫl« genannt hatte, stellte auch in seinem zusammenfassenden Werk das Ths.-Kapitel unter die Überschrift 'Die Erweckung der Jungfrau'[6]). Sein Schüler W. Lehmgrübner trat ebenfalls für eine deutsche Erweckungssage ein, kam aber für Kap. 168 zu keinem rechten Ergebnis[7]). D. v. Kralik nutzte den Bericht der Ths. zum Aufbau seines Brünhildliedes, d. h. er sieht in der Erzählung im wesentlichen den Niederschlag der Werbungssage, die an und für sich zu einer Dichtung von Siegfrieds Tod gehört. Die Werbung Siegfrieds für den schwächeren Gunther verlief also ursprünglich gewaltsam[8]). H. de Boor schließlich glaubte in dem Abschnitt des Ths. die Umbiegung eines deutschen Hortliedes zu erkennen. Die Handlung folge dem erschließbaren Grundriß eines solchen Liedes. Brynhild sei nordische Zutat, vom Sagamann anstelle des Hortbesitzers interpoliert. H. de Boor baute sein Hortlied aus den Teilen des Seifridliedes (SL) und vor allem aus der VIII. Aventiure des Nibelungenliedes (NL; *Wie Sîvrit nâch sînen mannen vuor*) auf. Der Gedanke, daß Brynhild sekundär »an die Stelle des weisen Alten gesetzt worden« sei, »der den mutterlosen Knaben über seine hohe Geburt aufklärt«, war vor de Boor schon von A. Heusler ausgesprochen worden[9]).

Schneider hatte gesagt: »Alles Märchenhafte [der Sigurðar saga] ist dem Rotstift des Rationalisten [d. h. des Sagamannes] zum Opfer gefallen: Flammenwall, Zauberschlaf, Walkürentum, Erweckung« (GHS I, 151). H. de Boor folgert: »Wenn wir Schneider in seiner Anschauung über diesen Abschnitt der Sigurðar saga folgen und Brynhild als Heldin des Hindarfiall-Erlebnisses zugeben, so bliebe nur noch der Besuch an sich, der Name der Besuchten . . .« (Kap. 168 S. 161). Diese Überlegung führte de Boor

---

[4]) H. Hempel, Nibelungenstudien. 1926. I, 132 f.

[5]) AdfA 37. 1917. 135.

[6]) G. Baesecke, Vorgeschichte des deutschen Schrifttums. 1940. S. 227 f.

[7]) W. Lehmgrübner, Die Erweckung der Walküre. 1936. S. 74 ff.

[8]) Dietrich v. Kralik, Die Sigfridtrilogie im Nibelungenlied und in der Thidrekssaga. 1941. I, 626 u. ö.

[9]) A. Heusler, Die Lieder der Lücke im Codex Regius der Edda. In: Germanistische Abhandlungen (Paul-Festschr.). 1902. S. 1–98, hier 36 f.

auf die Hortlied-Spur; und hier setzen auch die folgenden Überlegungen ein. Sie zeigen, warum ich trotz dem bestechenden Zusammenstimmen von Av. VIII des NL (Hortliedfabel) und Kap. 168 der Ths. skeptisch gegen de Boors Auffassung bleiben muß. Ich werde um möglichste Kürze bemüht sein, und darum sollen auch Fragestellungen, die nicht unmittelbar zur Sache gehören, beiseite bleiben.

2. Das Ths.-Kapitel läßt sich gliedern in: Gewaltsames Eindringen Sigurds in Brynhilds Burg mit Erschlagung der Wächter – Namensnennung bzw. -erfragung – Willkommen und Bewirtung – Roßgewinnung.

Sogleich beim ersten Punkt, der am deutlichsten auf Hortgewinnung im Kampf zuzusteuern scheint, meldet sich das Bedenken an, daß die Ths. mit der Verbindung von Brynhild und gewaltsamem Einbrechen des Mannes nicht isoliert steht. H. de Boor sieht das natürlich, aber das von ihm herangezogene Wort Schneiders, daß die Wachmannschaft »nur hier und in der Oddrunklage erhalten ist«, zieht den Kreis zu eng; denn die Zahl der Torwächter ist natürlich sekundär gegenüber dem relevanten Merkmal, daß Sigurd sich den Eingang mit der Waffe erkämpfen muß.

Es sind freilich durchweg junge Zeugnisse zu nennen. Da es aber nach de Boor der Sagamann selbst war, der Hortfabel und Brynhildgestalt kombinierte (S. 171), verlieren die jungen Zeugnisse erst dann ihre Unverächtlichkeit, wenn eine Abstammung von der Ths. selbst vorliegen kann. Und auch in diesem Falle erst, wenn sich erkennen läßt, daß die Ths. an bestimmter Stelle ein überlegenes Sagengedächtnis bewahrt hat. So kann z. B. auch die färöische und skandinavische Ballade herangezogen werden, deren Motive grundsätzlich zum Teil aus der Ths. stammen oder stammen können (K. Liestøl); doch weisen sie einen klareren Zusammenhang auf als das verwirrte Kap. 168, so muß den Balladen noch eine andere Tradition zu Gebote gestanden haben, und sie dürfen befragt werden.

Es geht der ganzen Untersuchung überhaupt nicht um Urfassungen, Frühformen oder dergleichen. Aus diesem Grunde braucht auch die Grenzziehung zwischen Erweckungssage und Werbungssage nicht immer scharf zu sein. Die Widerspenstige, zu der man den Zugang nur durch das Erbrechen der Riegel gewinnt, hat wohl zu Anfang nur zur Brünhild der Werbungssage gehört (Heusler: Lieder der Lücke S. 57), während die froh Erwachende und den Ankömmling freudig Begrüßende in der Erweckungsfabel zu Hause ist. Doch hat man gegenseitige Beeinflussungen und Mischtypen zeigen können[10]); und auch im Kap. 168 scheint diese Kontamination vorzuliegen, wenn Brynhild den Einbrecher und Sieger über ihre Mannen freundlich willkommen heißt. Diejenigen Forscher, die unter Werbung nur die Werbung zugunsten eines anderen (Gunthers-Gunnars) ver-

[10]) Heusler, Lieder der Lücke, S. 97 f.; W. Mohr, DuV 42. 1942. 110.

stehen wollen und im Helden nur den Werbungshelfer sehen (Situation in der Dichtung von Siegfrieds Tod), berauben sich einer wichtigen Möglichkeit des Verständnisses.

Im eddischen Oddrúnargrátr heißt es:

17, 1 *Brynhildr í búri borða rakþi,*
hafði hon lýða ok lǫnd um sik –
iǫrd dúsaði ok upphiminn,
þá er bani Fáfnis borg um þátti.

Þá var víg vegit vǫlsko sverði
ok borg brotin, sú er Brynhildr átti –

(Brynhild Borten Im Burggemach wob, / Sie hatte Land Und Leute zu eigen. / Es hallte Erde Und Himmelswölbung, / Als Fafnirs Töter Die Feste sah. / Kampf ward gekämpft Mit welscher Klinge, / Erbrochen die Burg, Die Brynhild besaß. [Genzmers Übersetzung]). Das Zeugnis ist seinerzeit von R. C. Boer nicht wichtig genommen und als eine Wucherung des Motivs der Sigurðarkviða in skamma erklärt worden, wo man ein kriegerisches Vorgehen der Gjukungen bei der Werbung fürchtet[11]). Auch de Boor mißt Od. nicht viel Bedeutung bei; denn er sieht mit Heusler (Lieder der Lücke S. 20) in der Szene den Höhepunkt des Werbungsrittes für Gunther, und zwar wegen der folgenden Verse 18, 5–8: *vara langt af því, heldr válítit, unz þær vélar vissi allar* (es währte nicht lange danach, sondern kurze Zeit, bis sie all die Ränke wußte). Sicher ist das trotz Detter-Heinzels Kommentar z. St. nicht; denn Vorverlobung und Werbung können in diesem zusammengeflickten Liede ganz zusammengeschoben sein. Man kann auch mit Schneider interpretieren: Bald mußte sie erfahren, daß er sie betrog (GHS I, 139). An sich gehört die mit Handarbeit beschäftigte Maid an den Eingang der Vorverlobung. So versteht es auch W. Mohr: »Der Held holte sich die schöne Stickerin in einem kriegerischen Überfall«[12]). Er glaubt, daß sich Str. 17 von einem »jüngeren ndt. Brünhildlied« herleite, »das von Sigurds Eindringen zu der behüteten ... Königstochter erzählte«.

Der Sagenzug der Ths. und des Od. fordert Beachtung, wenn sich Weiteres beibringen läßt. Im färöischen Brynhildar táttur (Br. t.) verläuft die erste Begegnung zwischen Sjúrður und Brynhild im nordischen, d. h. Sigurðar saga-Rahmen: Brynhild auf Hindarfiall läßt sich von ihrem Vater Buðli hinter den Flammenwall setzen und wartet auf Sjúrður, dessen überragende Taten sie dem Vater berichtet. Sjúrður macht sich auf Gráni in der prachtvollen Ausstattung der nordischen Viser zu Brynhild auf den Weg. Der

[11]) R. C. Boer, Untersuchungen über den Ursprung und die Entwicklung der Nibelungensage. 1909. III, 129.

[12]) W. Mohr, Wortschatz und Motive der jüngeren Eddalieder mit südgermanischem Stoff. ZfdA 76. 1939. 149–217, hier 182.

Br. t. knüpft hier wörtlich an das Schlußbild von Regin smiður an: Sjúrður führt den Schatz mit sich – und gerne stimmen wir de Boor zu, der dieses Bild deutschem Import zuschreibt und ihm in einem deutschen Hortliede Heimatrecht gibt[13]). Sjúrður kommt am Gjúkungenhof vorbei, wo ihn Grimhild vergeblich aufzuhalten sucht. Vor dem Flammenwall haben inzwischen andere Freier, darunter Grimur-Gunnar, ihr Heil ohne Erfolg versucht. Sjúrður allein, der Erwartete, durchbricht den Flammenwall und gelangt in den dahinterliegenden Saal, wo auf einem Bett die schlafende *frúgv Brynhild* ruht. Die Darstellung des Eindringens wie vielleicht auch die doppelte Örtlichkeit – Berg mit Flammenwall und Saal – weisen auf Quellen- oder, vorsichtiger, Sagenmischung[14]): Flammenritt ohne Kampf und Eindringen in einen Saal mit gewaltsamem Aufbrechen der Tür – also das von Heusler beschriebene Doppelbild von Erweckung und Werbung:

A 78 (die anderen Varianten gleichsinnig bei Chr. Matras im Corpus der fär. Balladen)

Sjúrður reið tann váðaloga,
ið eingin vágdi fyrr,
og við stnum svørðinum
tá kleyv hann niður dyr.

Og við stnum svørðinum
klývur hann lokur frá,
sá hann, hvar ið Buðlins dóttir
eina í songum lá.

(Sjúrður ritt durch die Waberlohe – was niemandem vorher glückte –, und mit seinem Schwerte da spaltete er die Tür entzwei. Und mit seinem Schwerte schlägt er die Riegel ab; er sah, wo die Tochter Buðlis allein im Bett lag.) Es folgt dann die Namenserfragung durch die aus der Enge ihrer Brünne erlöste Jungfrau.

Vor 40 Jahren konnte sich de Boor diese Übereinstimmung zwischen der Darstellung des Kap. 168 und des Br. t. nicht anders erklären, als daß beide Denkmäler hier aus einer »ähnlichen spätnordischen Quelle geschöpft« hätten (Färöische Lieder S. 151).

Die gleiche Doppelheit von Flammenritt und gewaltsamem Eindringen wie in der färöischen Ballade treffen wir ferner in den eddischen Skírnismál (Skm.) an, hier wie im Od. wieder als Zweikampf mit einem Wächter. Die Skm. bieten im Handlungsabschnitt Str. 8–16 und vielleicht noch weiter eine recht genaue Parallele zur Sigurdsage. Die Handbücher, z. B. Schneiders GHS und J. de Vries' Altnord. Literaturgesch. § 83, schweigen darüber, vermutlich weil sie das Motiv der goldenen Äpfel und der auf

[13]) H. de Boor, Die färöischen Lieder des Nibelungenzyklus. 1918. S. 147 ff.

[14]) Heusler, Lieder der Lücke, S. 15 f.; Panzer (S. 110 ff.) sucht wieder Märchentypologie verantwortlich zu machen.

einem Pferde zu durchreitenden Waberlohe nicht von der behaupteten irischen Herkunft ablösen möchten[15]). Nur bei Heusler finden sich Andeutungen[16]). Die Parallelen gehen aber noch bedeutend weiter als dort angemerkt. Ich nenne sie hier schon, obwohl ich verschiedene Punkte erst unten an ihrem Orte bespreche:

a) 8, 1–6: *'Mar gefðu mér þá, þann er mik um myrkvan beri, vísan vafrloga, ok þat sverð, er siálft vegiz við iǫtna ætt!'* (Gib mir das Roß, Zu durchreiten die düstre Verwunschne Waberlohe, Die Klinge auch, Die kämpft von selbst Wider der Riesen Reihn! [Genzmer]). Daß das Schwert von selbst kämpft, ist ein berühmten Waffen eigentümlicher Zug. Daß das Feuer dunkel genannt wird, vergleicht sich Vs. 27, 23 (Als Sigurd für Gunnar die Lohe durchreitet, ist es ihm *sem hann riþi í myrkva*);

b) Heusler (Thule II, 28) zu Skm. 8, 1: »Auch in der Brynhildsage ist nur das auserlesene Roß dem Flammenritt gewachsen.«

c) Um den Saal der Jungfrau (Gerðr) ist ein Zaun *(skíðgarðr)*; man vgl. den Schildzaun in der Sigurdsage (z. B. Vs. 20, 5f.).

d) Ein feindlicher Wächter *(féhirðir á haugi)* versperrt den Weg zur Jungfrau *(varðar alla vega)*;

e) 14, 1–3: Die Jungfrau wundert sich über den Kampflärm, den sie von draußen herein hört *('Hvat er þat hlym hlymia, er ek heyri nú til ossom rǫnnom í? . . .')*. Daß der Wächter von dem Boten des Werbers gefällt wurde, ist mit Heusler anzunehmen. Man vgl. Kap. 168 der Ths. (Behandlung unten S. 243 ff.).

f) 14,4: *iǫrð bifaz, en allir fyrir skiálfa garðar Gymis!* (Der Boden zittert; Es bebt davon Der ganze Gymirshof.) Man vgl. Sigurds Flammenritt z. B. in der Vs. 27, 21 *(en jǫrþ tók at skjálfa)* und 26 *(en iǫrð at skiálfa)* und Od. 17, 5 *(iǫrð dúsaði)*;

g) 16, 1–3: *'Inn biððu hann ganga í okkarn sal ok drekka inn mæra miǫð . . .'* (Heiß ihn eintreten In unsern Saal Und trinken trefflichen Trank!). Dies, obwohl Gerðr allen Grund hätte, dem Werber feindlich entgegenzutreten. Man vgl. die Brynhild im Kap. 168 der Ths. und im Br. t. sowie Sivard Snarensvend (Behandlung s. u. S. 248 ff.).

Man wird die vorstehenden Parallelen nicht als Zufall verstehen wollen, auch nicht allein aus der Tatsache zu erklären suchen, daß es sich beide Male um eine Werbung handelt. Die Deutung der Verbindung beider

---

[15]) Die Waberlohe im Zusammenhang einer Werbung auch in den späten eddischen Fiǫlsvinnzmál 31, 4–6; doch hat dieses märchenhafte, volksliedhafte Elemente verarbeitende Lied für die Werbung nachweislich die Skm. benutzt (J. de Vries, Anord. LG § 203 mit Anm. 7); so scheidet es hier als Zeugnis aus.

[16]) Heusler, Lieder der Lücke, S. 20, und in den Fußnoten zu Genzmers Übersetzung Thule II, 28 f.

Stücke hängt mit der Datierung der Skm. zusammen, die umstritten ist. Heusler hielt sie noch für ein »altes, echtes Götterlied«. Jüngere Forscher wollen daran nicht mehr glauben[17]). Die Fluchstrophen sind wohl altes Gut, aber z. B. de Vries ist geneigt, das Übrige in weit spätere Zeiten als den Ausgang der heidnischen Epoche hinaufzurücken. Es ist grundsätzlich nicht von der Hand zu weisen, daß das Götterlied die Werbungsmotive aus der Sigurdsage, und zwar einem ihrer jüngeren Vertreter, bezogen hat. Immerhin ist umgekehrte Entlehnung wesentlich unwahrscheinlicher.

Heusler (Lieder der Lücke S. 20) äußerte sich sehr unbestimmt. Er vergleicht Od. und Skm. Das stimmt in Bezug auf den Wächterkampf. Daß aber die im Od. »webend im Gemache« sitzende Brynhild den Feuerwall fordere, kann nach Mohrs Forschungen, die hierfür nicht die Dornröschen-Situation, sondern das Vise-Schema herausgearbeitet haben, nicht mehr aufrechterhalten werden. Heusler hält »die ältere Sage von Sigurd und Grípi« [also die Sage von Sigurds Vaterrache; vgl. unten] für den Motivgeber für den Kampf, vergleicht die Skm. und kommt zu dem Schluß: »Es [d. h. das Motiv des Burgbrechens] bildet eine harmlose Bereicherung der Flammenrittgeschichte, von einer besonderen 'Sagenform' kann man da kaum reden.« Dagegen sprechen einfach die Belege. Der färöische Brynh. t. und die Ths. werden von Heusler im Zusammenhange nicht erwähnt.

Als Zeugnis für den Wächterkampf in Verbindung mit der Werbungssage glaube ich die Mittelpartie (Str. 8 f.) der Skm. jedenfalls buchen zu dürfen.

Mit einem gewissen Vorbehalt kann weiterhin hier das Seifridslied Teil II (SL II) genannt werden. Die Verworrenheit dieses Schrumpfepos, das in später Eklektik schwelgt, verhindert ganz sichere Zuweisungen. Ich verzichte darauf, die Auffassungen über das Sagengewicht vorzuführen. Sie können jetzt bei Kroes nachgelesen werden[18]). H. de Boor reagiert heftig auf Versuche, dem SL II ein Sagengedächtnis zuzusprechen, das älter als das 13. Jh. ist. Verbindungen zum Typus Jungfrauengewinnung lehnt er, wie auch Schneider, rundweg ab[19]). Sein Nachweis (Kap. 168 S. 160), daß Rosengarten A um die Mitte des 13. Jh. nicht das Vorhandensein von SL II, sondern nur das von SL I bezeugen könne, scheint mir gelungen. Daß aber damit für das Alter der Elemente, die in SL II zusammenkommen, noch gar nichts ausgesagt ist, wird man beachten müs-

[17]) Heinrich M. Heinrichs, Stilbedeutung des Adjektivs im eddischen Heldenlied. 1938. S. 97; J. de Vries, Anord. LG § 83.

[18]) H. W. J. Kroes, Der sagengeschichtliche Gehalt des Liedes vom Hürnen Sewfrid. GRM 39. 1958. 193–206, hier 193 f.

[19]) H. de Boor, Kap. 168 S. 157, vgl. auch Lit.bl. 49. 1928. 265–69.

sen. Andererseits muß ich gestehen, daß mir durch die Behandlung von Kroes[20]), die z. T. recht fantastisch anmutet, der ganze Seifrid-Komplex nicht viel einleuchtender geworden ist.

Der Riese Kuperan, um den es hier geht, wird von de Boor aus der Typik der späten Heldenepik, von Schneider (GHS I, 168) und Kroes als Bestandteil der Hortsage (Schatzhüter) gedeutet. Dazu ist zu sagen, daß der Text während der ganzen Kuperan-Geschichte von dem Hort gar nichts weiß. Der Riese, der den Schlüssel hat, bewacht den Drachenstein, wo die Jungfrau gefangen gehalten wird. Er verstellt dem Helden den Weg zur Jungfrau, nicht zum Hort!

59 *Er* [d. h. der Zwerg Eugel] *sprach: »hie ist gesessen*
Ein Ryß, heyst Kuperan,
Dem ist das weyt gefilde
Tausent Rysen vnderthan.
Derselbig hat den Schlüssel,
Daruon der stayn auffgat.«
»Den zeyg mir!« sprach Seyfride,
»So wirdt der Junckfraw rat.

60 *Den solt du mir hie zeygen,*
So beheltst du deynen leyb.«
Do sprach das edel Zwerge:
»Můst fechten vmb das weyb . . .«

Als der Riese endgültig besiegt ist, findet der Held den Zutritt zur Jungfrau, nicht zum Hort. Die Jungfrau begrüßt ihn mit seinem Namen (102, 2; s. u.). Der Hort taucht erst Str. 134 mit hörbar neuem Einsatz auf:

Nun waren Nyblings söne
Zwen in dem berg gewest,
Die waren Eugels brüder,
Hetten gehütet vest
Jrs vatters Nyblings schatze.

Ganz unsinnigerweise muß er aus dem Drachenfels herausgeschafft werden in eine benachbarte Höhle, nur weil eben Seyfrid und die Jungfrau diesen für sie verständlicheren Schutzplatz aufsuchen. Nach gewonnenem Drachenkampf erinnert sich Seyfrid des Schatzes mit Mühe, aber nur, um ihn bald darauf wieder in den Rhein zu versenken. Den Drachenkampf halte ich mit de Boor und gegen Kroes für junge Fantasterei im Stile des »Rosengartens«. Er war die unumgängliche Doublette für einen Zeitgeschmack, für den nicht Türhüter, sondern feuerspeiende Drachen gefangene Jungfrauen zu bewachen pflegen. Der Gedanke, die Jungfrau müsse gefangen sein, kam dem deutschen Bearbeiter des Stoffes wohl eben durch das Vor-

[20]) Vgl. auch Kroes, Die Erweckung der Jungfrau hinter dem Flammenwall. Neoph. 36. 1952. 144 ff.

handensein eines Wächters, dessen Dienststellung gegenüber der Jungfrau-Herrin ihm verdunkelt war.

Von hier aus bin ich auch sehr skeptisch, ob Baeseckes und Kroes' Annahme, das Feuer des Drachen lasse einen ehemaligen Flammenwall (»die deutsche Waberlohe«) erkennen, das Richtige trifft. Kroes' Behauptung (GRM 39, 200), Kuperan gehöre zum Hort, wird gerade deswegen so halsbrecherisch, weil beide im SL nichts miteinander zu tun haben[21]). Übersieht man die Ausbreitung des Motivkomplexes Brünhildenburg – eisenbewehrtes Tor – Kampf mit dem Wächter, wie er oben gezeigt wurde, dann wird man nicht mehr zögern, Kuperan der Jungfrauengewinnung zuzuweisen. Die Einschränkung freilich, daß sich das Alter der Motive in SL II nicht schlüssig beweisen läßt, wird immer zu machen sein[22]).

Der Zeugniskette lose angefügt werden kann die schwedische Sivardballade (DgF IV, 584 f.), die an sich einen Zweig der Vaterrache Sigurds darstellt, für die H. Hempel deutschen Ursprung glaubhaft gemacht hat[23]). Die schwedische Fassung ist diejenige Variante, die als einzige die Rache selbst noch bewahrt hat, während im Anfang manches bei ihr verkümmert

---

[21]) Kroes glaubt seiner eigenen These die Durchschlagskraft nicht recht. Sonst würde er S. 204 nicht schreiben: ». . . die Kämpfe zwischen Sewfrid und dem Riesen um den Schlüssel (w o h l zum Hort)« [gesperrt von mir]. – Schon F. Panzer, Studien II, 25, hatte Kuperan und Jungfrauengewinnung zusammengestellt und Varianten eines Bärensohnmärchens beigezogen. – Übrigens ist die Verbindung 'Zwerge und umworbene Jungfrauenburg' in der Weise nicht singulär, als der Norden die Zwerge als die Baumeister der Burg kennt (man vgl. Fm. 42 [Hindarfiall!] und Fi. 34, 1–6 [11 Zwerge und Loki als Erbauer der Menglǫð-Burg].

[22]) Es sei mir gestattet, zur Klärung eines Motivs im SL beizutragen, das nicht in den Zusammenhang dieses Aufsatzes gehört. Kroes (GRM 39, 198) fragt zu SL 33, 6–8 (Seyfrid hängt die gefangenen Löwen zum Scherz hoch an die Bäume), »ob hierin ein ferner Nachklang der Löwen im Gebirge zu erblicken« sei? Panzer (Studien II, 23) vergleicht wieder den Bärensohn, der »auf die höchsten Bäume klettert und Hasen und Füchse und Wölfe mit der Hand fängt«. Die eine Erklärung ist so unglaubwürdig wie die andere. Nachdem F. Ranke den Bärenfang im »Tristan« mit Hilfe finnischer Quellen aus wirklich geübtem Jagdbrauch gedeutet hat (ZfdPh. 70, 1949, 225–33), darf ich auf den Jagdbrauch verweisen, wonach das erlegte Tier in den Baum gehängt wird, um den Kadaver, den man nicht sogleich bearbeiten will oder kann, vor anderen Raubtieren zu schützen. Die finnische Sprache bewahrt den Ausdruck *ampua otus puunhaaraan,* wörtlich: das Wild in die Astgabel schießen, d. h. das Wild schießen und in die Astgabel hängen. In Bärenliedern wird der Vorgang erzählt (z. B. in dem großen Sammelwerk 'Alte Lieder des finnischen Volkes' VII 5, 3396, im Jahr 1846 in Karelien aufgezeichnet). In dem vor einigen Jahren gezeigten Filmbericht einer amerikanischen Innerafrika-Expedition wurde dieser Jagdbrauch im Bilde vorgeführt.

[23]) H. Hempel, Sigurds Ausritt zur Vaterrache. In: Beiträge zur Runenkunde und nordischen Sprachwissenschaft (Neckel-Festschrift). 1938. S. 155–69.

zu sein scheint. Sivard erhält von der Mutter Brünne und Pferd zur Rachefahrt, nachdem er erfahren hat, daß »7 Schwestersöhne« seinen Vater ermordet haben. Er zäumt sein Roß prächtig auf und macht sich auf die Fahrt. Im Grafenschloß wird er schon von weitem von seinem Oheim als Sivard, der »keinen Spott leidet«, erkannt und willkommen geheißen. Er geht in die Stube hinein, findet die Schwestersöhne und erschlägt sie. G. Neckels ausführliche Analyse[24]), wonach Grafenschloß und Brünhildburg ursprünglich Varianten gewesen seien, scheint mir überzeugend. Die 7 Burgwächter, die Sigurd im Kap. 168 erschlägt, entsprechen den 7 Schwestersöhnen im Hause des Oheims und nicht den 12 starken Riesen, die bei der Hortgewinnung eine Rolle spielen (NL Str. 95). Gegen die mögliche Annahme, die Vaterrache habe das entscheidende Motiv des Kampfes an die Jungfrauengewinnung entlehnt, der es ursprünglich fremd gewesen sei – man würde damit Heuslers Überzeugung (vgl. oben S. 243) nahekommen –, läßt sich anführen: Anstelle des Oheims steht auch in der Vise die Königin-Tante. Sie ist, wie Liestøl gezeigt hat, sekundär der Brynhild nachgeformt. Das erklärt sich leichter, wenn der Typus Brünhildenburg der einwirkende Teil war.

3. Der nächste Punkt ist die Namensfrage bzw. das Namenswissen. H. de Boor vergleicht dem Kap. 168 die Str. 45–48 des SL II und die Str. 90 des NL (Hagen-Erzählung). Auch hier führt weitere Umschau zur Einsicht, daß Namens- und Herkunftskenntnis bzw. -erfassung ebenso gut, wenn nicht besser in einer Vorverlobungssage ihren Platz haben. Dabei will ich, um das vorwegzunehmen, sie einem deutschen Hortlied gar nicht grundsätzlich streitig machen.

Die Darstellung in der Ths. ist leicht verunklärt. Brynhild vermutet schon nach dem Kampflärm (I, 316, 11 f.): *oc mælir þar man nera komin Sigurðr sigmunðar son* (Da wird Sigurd, Sigmunds Sohn, gekommen sein). Dann aber fragt sie nach dem Namen: *Nu spyʀ hon hverr sa maðr er her er komin* (Darauf fragte sie: »Wer ist der Mann, der hierher gekommen ist?«). Damit sind ihre Mannen befragt. Sigurd aber, der anscheinend dabeisteht, antwortet *(en han nefnir sic . . .)*. Es muß angenommen werden, daß die Frage auch ursprünglich an ihn gerichtet war.

Damit ist der Typus in der Ths. von dem im NL und SL verschieden. Bei diesen handelt es sich um Vorwissen, bei jener um Vorwissen und Frage. Drei Typen kommen vor:

a) Unkenntnis und (daher echte) Frage: NL 499, 3 f. (Hortüberlieferung); Sd. 1 (Jungfrauengewinnung; Schneider hat GHS I, 146 glaubwürdig angenommen, daß die Sigurðar saga, die den Sd. zugrunde liegt, noch den Satz enthielt: »Sigurd wird gekommen sein«, d. h. daß die Sd.

[24]) G. Neckel, Die Nibelungenballaden. In: Aufsätze zur Sprach- und Literaturgeschichte (Braune-Festschrift). 1920. S. 85–137, hier 122 ff.

dann unter Gruppe b einzureihen wären); Brynh. t. C 155, 3: ‘*Enn hvør átti tann búgvin brand, ið brynju av mær beit?* ‘*Sjúrð skalt tú nevna meg, Sigmundar svein, tað var hin unga Hjørdis, og hon bar meg í heim* . . . (‘Und wer besaß die kostbare Klinge, die die Brünne von mir schnitt?’ – ‘Sigurd sollst du mich nennen, Sigmunds Sohn, das war die junge Hjǫrdís, und sie trug mich im Gehöft . . .’) (gleichsinnig die anderen Varianten; Jungfrauengewinnung);

b) Vorwissen und (trotzdem) Frage: Ths. Kap. 168; Vs. 20, 12 f. Brünhild fragt, wer ihren Schlaf gebrochen habe und gibt sogleich selbst die Antwort; denn sie weiß, es kann nur der Eine sein, der zu ihr vordringt: ‘*eþa man hér kominn Sigurþr Sigmundarson . . .?*’ (oder wird Sigurd hergekommen sein, Sigmunds Sohn; Jungfrauengewinnung. Die nahe Verwandtschaft zu Ths. Kap. 168 auch von Schneider betont[25]); hierzu käme noch, wenn wir Schneider folgen, Sd. als unmittelbarer Ableger der Sigurðar saga. Alle drei Sagas (Ths., Vs. und Sig. s.) würden dann zum gleichen Typus gehören;

c) Vorwissen, keine Frage, sondern Namensnennung: Grp. 5, 5. Der Zusammenhang ist ebenfalls etwas verwirrt: Nachdem sich Sigurd und Geitir ausführlich vorgestellt haben, geht Geitir zu Gripr, verschweigt den Namen des Ankömmlings und sagt nur: ‘*Hér er maðr úti, ókuðr.*’ (‘Hier ist ein Mann draußen, ein unbekannter.’) Gripr aber tritt aus der Halle heraus und begrüßt Sigurd mit Namen. Wir erinnern uns bei den Worten Geitirs an die Worte der Magd *(Maðr er hér úti)*, mit der sie in den Skm. 15, 1 der Gerðr den Werber meldet (ohne Überlieferung; typologisch ist Gripr als weiser Alter eher zum Hortliedtypus, am besten aber nach Ausweis der Viser zum Vaterrachetypus zu rechnen); SSn. 16, 3 (s. o.; ebenso in den Fassungen A–C und in Sigurd svein 26, 3, der norwegischen Fassung [Norske Folkeviser III, 52]; Vaterracheüberlieferung); SL Str. 45–47 Stelle verballhornt, mit de Boor so zu erklären, daß sich Eugel als Namenskenner ausgewiesen haben muß. Er hat nicht gefragt, sondern Name und Herkunft genannt (Hortliedüberlieferung); SL 102, 2: Nicht nur Eugel, sondern auch die Jungfrau kennt den Namen Seyfrids. Das hat hier freilich seinen Grund darin, daß sie sich vorher schon in ihres Vaters Hause gekannt haben (101, 7 f.). Rechnet man aber nicht mit Grimhild, sondern mit Brünhild, worauf auch der Widerspruch zwischen 51, 6–8 und 101, 7 f. hindeutet, dann muß diese Angabe sekundär sein. Oder man muß zu der Annahme seine Zuflucht nehmen, daß die nordische Motivik, wonach Brynhild *dóttir Buðla* ist (Meiri, Grp., Hlr., Brynh. t.), auch eine deutsche Vergangenheit hat. Das ist indes ganz unglaubwürdig (Typus: Jungfrauengewinnung).

---

[25]) H. Schneider, Verlorene Sigurddichtung. ANF 45. 1929. 1–34, hier 31.

Aus der Übersicht geht hervor, daß Namenerfragung bzw. -nennung im Zusammenhang mit Brünhild gut belegt ist und daß der Typus der Ths. seinen nächsten Verwandten in der Sig. s. bzw. Vs. hat. Eine Ableitung des Motivs aus einem deutschen Hortlied ist unnötig. Schneider, der die deutsche Herkunft der Namensszene unter Hinweis auf Eugel im SL II verfocht, wies ANF 45, 31 f. selbst auf die nahe Verwandtschaft der nordischen Zeugnisse hin.

Zum Typus »Held wird von einer Jungfrau über seine Abkunft aufgeklärt« vergleiche man die Sigune-Begegnung in Wolframs »Parzival«.

4. Der folgende Punkt ist die Bewillkommnung und Bewirtung. Sie wird von de Boor nicht berücksichtigt, ist aber auch Ths. und NL Av. VIII gemeinsam. Der Gast genießt bei Alberich (NL 504, 1: *man scancte im lûtertranc*) wie bei Brynhild (*í goðum beina* [bei guter Bewirtung]) Gastfreundschaft. Obwohl der Zug nicht handlungstragend ist, fordert er Interesse. Sein Wohnrecht hat er wiederum, wie die Zeugnisse belegen, in einer Jungfrauengewinnungsszene, die wir nun, durch eben diesen Zug, auch als Vorverlobungsszene ansprechen dürfen.

Vs. 20, 30 f. heißt es: *ok drekkum bęþi saman ... Brynhildr fyldi eitt ker ok førþi Sigurþi* (und laß uns beide zusammen trinken ... Brynhild füllte einen Becher und reichte [ihn] Sigurd). Entsprechend in der Sd.-Prosa: *Hon tók þá horn, fullt miaðar, ok gaf hánom minnisveig* (Sie nahm darauf ein Horn, voll mit Met, und gab ihm den Gedächtnistrank). Im Brynh. t. lautet an entsprechender Stelle die stehende Formel (z. B. Ba 103):

'Ver vælkomin, Sjúrður,
higar út til min,
drekk nú, hvat tær betur líkar,
mjøðin alle vín!'

('Sei willkommen, Sigurd, hier bei mir; trink nun, was dir lieber ist, Met oder Wein').

In der Vaterracheballade wird Sigurd Bewirtung angeboten, doch lehnt er in der schwedischen Fassung ab unter Hinweis darauf, daß die Rachetat noch vor ihm liege. Der Wortlaut klingt stark an den färöischen Text an:

'J waren wälkâmen, Siuardt,
kiäre syster-sonen min!
gå j eder j stugun jn,
iagh will giffua eder båda miödh och win.'

'Iagh pasar ey på thett klara win
Och ey den södta miödh ...'

In der norwegischen Fassung nimmt Sigurd an: *Sigurd skò gange i høgeloft og drikke med fruvur og møy* (Sigurd ging in die Giebelstube und trinkt mit der Frau und dem Mädchen)!

Auch Gerðr in den Skm. 16, 1–3 bietet dem Werber trotz der feindlichen Szenerie und obwohl der Mann erst gerade ihren Torhüter erschlagen hatte, Met.

Das SL II hat wieder heillos kontaminiert. Die Hyperbolik Str. 118 gehört, wie Ths. I, 309, 13 lehrt, wohl zum Drachenkampf. Doch scheint im übrigen der Trunk, den ursprünglich die Jungfrau kredenzte, die Grundlage zu bilden. Die Szene steht am rechten Platz: nach der Überwindung des Feindes, der den Zutritt wehrte, und nach der Begrüßung. Als Gastgeber tritt hier freilich Eugel auf, doch *darzů auch die Junckfrawe Het Seyfrid wol in hůt*; und die aufwartenden Diener erinnern an die vier Mägde, die dem Verlobungstrunk von Sigurd und Brynhild in der Vs. 24, 38 ff. assistieren. Bekanntlich handelt es sich bei der Begegnung von Kap. 24 um eine Doublette zu der von Kap. 20 (Heusler, Lieder der Lücke S. 4 f.); denn die Eide waren zwischen Held und Jungfrau schon gegeben und genommen.

Das Trinken gehört zu den Akten beim Abschluß eines Vertrages. Bei der Verlobung wurde getrunken, gewöhnlich von den Sippenmitgliedern, die der Rechtshandlung beiwohnten, doch auch, zumal bei freier, konsensloser Entscheidung der sich Verlobenden, zwischen Mann und Frau[26]). Paulus Diaconus berichtet (III, 35) die Verlobung zwischen der Langobardenkönigin Theodolind und Herzog Agilulf von Turin, die ganz ähnlich wie die Sigurd-Brynhild-Begegnung verlief: sie sprechen miteinander, sie läßt Wein bringen, trinkt und reicht dem Manne den Becher. Darauf der Kuß.

Bedeutsam ist noch, daß die Willkommensformel im Kap. 168 nur Gegenstücke in Werbungsdichtungen hat: SSn. (oben S. 248), Brynh. t. (oben S. 248), Vs 24, 45 (in der Doublettenbegegnung): *'þér skuluþ hér velkomnir!'*, SL 102, 2: *'Wilkum̃, Seyfrid, herre meyn! . . .'*. In Texten, die eine Hortgewinnung spiegeln, findet sich nichts Entsprechendes.

In der Av. VIII des NL und im Kap. 168 bleibt Siegfried über Nacht (NL 507, Ths. I, 318, 4). Auch hier leuchtet ein, daß das Motiv besser zur Brünhildfabel paßt. Es bildete den Ausgangspunkt für das Fantasieprodukt der Ragnars saga loðbrókar Kap. 1 (M. Olsen S. 111), die Sigurdtochter Áslaug[27]), die noch im Brynh. t. weiterlebt:

Ba 89

Løgdu sinar ástir saman
innan for benjargátt,
tá varð Ásla Sjúrðardóttir
gitin á teirri nátt

[26]) Vgl. J. Grimm, RA (Neudr.), 1955, I, 263; K. v. Amira im Grdr. d. germ. Phil., 2. Aufl. III, 162; H. Midderhoff, Untersuchungen zur Stellung der germ. Frau im an. Konsens- und Fehderecht auf Grund literarischer und juristischer Quellen; W. Grönbech, Kultur und Religion der Germanen. 5. Aufl. 1954. II, 91 ff.

[27] A. Heusler, Anord. Dichtung und Prosa von Jung-Sigurd. In: Heusler, Kleine Schriften. 1943. S. 26–64, hier 58.

(Sie fügten ihre Liebe zusammen ... da wurde Asla Sigurdtochter gezeugt in dieser Nacht.)

Wiederum läßt sich zusammenfassend feststellen, daß der besprochene Motivkomplex besser in der Vorverlobung belegt und verankert ist. Daß daneben ein deutsches Hortlied auch die Bewirtung gekannt hat, darauf könnten Eugel im SL II und Alberich im NL hindeuten.

5. Die letzte Szene in der Ths. ist der Roßfang, über den ausführlich Neckel (Nibelungenballaden S. 118 ff.) gehandelt hat. Daß er hier im Zusammenhang fehl am Platze ist, daß die Gewinnung des Rosses vielmehr für die Erringung Brynhilds steht, ist wohl weitgehend anerkannt (Neckel S. 119; Hempel, Nibelungenstudien I, 133). Die von Neckel bejahte Frage, ob die Roßwahl vielleicht aus Panzers Brautwerbermärchen stamme, möchte ich wie de Boor hier ausklammern. Es ist für meine Beweisführung nicht relevant, ob die Werbung mit der Roßwahl schon ursprünglich nach dem Märchentypus erzählt wurde oder ob sich dieser einer schon vorhandenen Fabel modifizierend überlagerte.

H. de Boor hat die Roßwahl in der Ths. mit der Szene in Verbindung gebracht, in der Siegfried sein Roß mit dem Schatze belädt und davonreitet, also mit dem Schlußbild des Hortliedes, wo alle Freude an Gold und Glanz sich noch einmal sammeln darf. Aber eben um dieser Funktion willen weiß ich nicht, ob man hier wirklich an eine Übertragung aus dem Hortlied glauben darf; denn, wie de Boor sagt, »das war ein geschautes Bild«, nicht nur dem Norden, sondern offensichtlich nach dem Zeugnis von SL II auch den Festländern (H. Schneider), aber von den integrierenden Bestandteilen dieses Bildes ist – trotz dem Schluß des 19. Kapitels der Vs. – nichts in Kap. 168 erhalten. Die charakteristischen Bestandteile dieser Roßwahl sind das Einfangen des stillhaltenden Pferdes, Zähmung in der Form des Gebißanlegens – was Sigurd allein gelingt – und das Aufsitzen und Davonreiten. Wir müssen doch wohl methodisch richtig von der Pointe der Szene ausgehen, und sie liegt darin, daß das Roß, das andere einen Tag lang vergeblich gejagt haben, seinem Helden freiwillig entgegentrabt. Diese Pointe kennen wir: sie steht im färöischen Regin smiður (z. B. F 39)[28]), und zwar in dem Teil, der zur Vaterrache gehört. Daß das Anfangsbild dort – Gewinnung des Rosses, das zur Vaterrache nötig ist – hier als Schlußbild – Sigurd erkämpft sich den Eingang zu Brynhild noch ohne das Roß – wiedergefunden wird, schlägt als Einwand nicht durch, denn es läßt sich anscheinend noch erkennen, was die Motivübernahme begünstigte: es war in der Vaterrache-Sage die Mutter, die dem jungen

[28]) Daß der dort und in den skandinavischen Fassungen des Sigurd svein genannte Stall (z. B. SSn D 5, 1 [DgF IV, 583] *De trækked den Hest af Stalden ud*) sekundäre Anpassung an andere Verhältnisse ist, zeigte Neckel (Nibelungenballaden S. 104 f.).

Helden zum Rosse verhalf. Dafür legen die Varianten der sonst arg verstümmelten Sigurd svein-Vise Zeugnis ab. Der Sagamann setzte Brynhild an die Stelle der Mutter.

H. Hempel hat (Sigurds Ausritt S. 165 f. 167) wahrscheinlich gemacht, daß es ein deutsches Vaterrachelied gegeben habe, das bereits die Anweisung der Mutter zur Roßgewinnung und den Fang selbst enthalten habe. Auf ein Hortlied jedenfalls deutet die Szene im Kap. 168 nicht.

6. Nach allem vorstehend Ausgeführten halte ich es für unglaubwürdig, daß dem Sagamann ein Hortlied oder eine Horterzählung vorgelegen habe, die dann von ihm auf einen Brünhildenbesuch umgeschrieben sei. Es hat vielmehr einen Werbungs- bzw. Vorverlobungstypus gegeben, den das Kap. 168 wenigstens im Gerüst bewahrt hat. Sogar weiter: Lesen wir die VIII. Av. des NL aufmerksam durch, fällt uns einiges auf, was eher seine Berechtigung in einer Sage vom Besuch auf der Brünhildburg als in einer Fahrt Siegfrieds zu den Nibelungen zu besitzen scheint. Ich nannte schon die Bewirtung und das Bleiben über Nacht und füge noch hinzu:

Der Held gelangt zur Zwergenburg (NL Str. 485) mit dem Schiff. An einer Flußinsel macht er das Boot fest, nachdem sich der Epiker an dem harmlosen Spaß belustigt hat, daß das Schiff führerlos den Strom hinabzutreiben schien, da Siegfried mit der Tarnkappe bewehrt war. Die Burg selbst steht über dem Wasser auf einem Berge. Sie ist keineswegs ein in Stein gehauenes Felsenschloß, als welches sonst topisch Zwergenreiche geschildert werden (z. B. SL 13. 14, Laurin v. 31. 757) und wie es auch Hagen in seiner Hort-Erzählung Str. 89 beschreibt *(ûz einem holen berge)*, die er unmittelbar vorher mit starkem Anklang an Str. 485 begonnen hatte. Hagen kennt natürlich auch nur den zur Hortfabel gehörenden Ritt, nicht aber die Bootsfahrt:

88 *Dâ der helt al eine ân alle helfe reit,*
er vant vor einem berge, . . .
bî Nibelunges horde vil manegen küenen man . . .

Die Szenerie in der VIII. Av. dagegen ist typische Sægard- bzw. Isenstein-Szenerie!

Das Tor zur Alberichburg ist wie das der Brünhildenburg mit Riegeln wohl verschlossen. Siegfried schlägt mächtig dagegen. Es entspinnt sich der Kampf mit dem Torwächter. Der Kampflärm ist so gewaltig, daß er weiter ins Innere der Burg dringt:

492 *Si striten alsô sêre daz al diu burc erscal.*
dô hôrte man daz diezen in Nibelunges [d. h. Alberichs] *sal*
er twanc den portenære . . .

Also hat Alberich schon den Kampflärm gehört. Aber gleich in der folgenden Strophe wird die Sache noch einmal, und sichtlich wieder als Neuigkeit, berichtet:

493 *dô hôrt daz grimme strîten verre durch den berc*
Albrich der vil küene, ein wildiz getwerc.

Hier liegt auch die typische Zwergenburg-Vorstellung zugrunde. Die Unstimmigkeit ließe sich beseitigen durch die Lesart: *dô hôrte man daz diezen in Nibelunge sal*[28a]. Das heißt, daß der Kampflärm stufenweise ins Innere dringt. Und dies entspricht der Darstellung der Ths. (I, 316,): *oc nu uerða uarir við þetta riddarar oc laupa nu til vapna sinna. oc ueita honvm at gongu. en han veR sic uel oc drengilega. þessi tiðændi spyr brynilldr þar sem hon sitr i skemmu sinni.* (Und nun werden das die Ritter gewahr und laufen zu ihren Waffen und dringen auf ihn ein. Er aber wehrt sich tapfer und mannhaft. Diese Nachricht erfährt Brynhild da, wo sie in ihrer Kemenate sitzt.) Was im NL BD verdunkelt erscheint, ist hier logisch.

Daß die verwunderte Frage nach dem durch den Eindringling verursachten Lärm in der Jungfrauenwerbung zumindest Wohnrecht hat, geht aus Skm. 14, 1–3 hervor. Der durch Waberlohe und Zaun bis zur Burg und zum Saal vorgedrungene Freierbote Skírnir hat den Türhüter nach heftigem Wortwechsel erschlagen, und *Gerðr kvað*: '*Hvat er þat hlym hlymia, er ek heyri nú til ossom r̨onnom í?* . . .' ('Welch ein tosend Getöse Muß ich tosen hören Vor dem Hause hier?' [Genzmer]). Der Ankömmling erhält dann trotzdem »trefflichen Trank«, wird nach seinem Namen und seiner Herkunft gefragt. Er dagegen bietet goldene Äpfel und den Goldring Draupnir.

Wir werden also erwägen müssen, daß das Motiv in der VIII. Av. aus einer Werbungs- bzw. Vorverlobungstradition stammt und der klare Ablauf dabei entstellt wurde.

Der dritte Punkt ist in die Form einer Frage zu kleiden. NL Str. 486 heißt es von den Zwergen: *jâ huoten ir êren, sô noch die liute tuont,* was de Boor im Kommentar seiner Ausgabe (13. Aufl. 1956. S. 86) erklärt: »Ihre Ehre wäre verloren, wenn sie die Burg schlecht bewahrt hätten.« Das scheint mir eine recht gewaltsame Deutung. Sollte vielleicht die Hütung der Ehre ehemals Brünhild zugekommen sein? Die Werbung im NL bietet keinen Anhaltspunkt; doch im russischen Brautwerbermärchen findet sich die bylinenmäßig stereotype Formel: »In Ehren mag er sie hergeben, sonst wird er sie in Unehren hergeben müssen«[29]).

7. Es liegt außerhalb der Aufgabe dieses Aufsatzes, der in starker Skepsis gegenüber der Hortlied-These de Boors das Kap. 168 der Ths. der Vorverlobung zurückzugewinnen suchte, nach Alter und Herkunft des dabei freigelegten Motivkomplexes zu fragen. Das würde Behandlung der um-

[28a]) Die Lesart vertreten A *(niblungen)* J h gegen B D (C ganz abweichend). Die Hss. gehen gerade für *Nibelunge(n)* – *Nibelunges* gerne auseinander; man vgl. die Laa. zu 89, 1; 93, 1; 94, 4; 98, 3; 1116, 3; 1323, 1; 2347, 3.

[29]) A. v. Löwis of Menar, Die Brünhildsage in Rußland. 1923. S. 25.

fangreichen Sekundärliteratur bedingen, die hier bewußt vermieden ist. Nur einige Anmerkungen seien gemacht, um den Standpunkt zu kennzeichnen.

Der eigentlich unterscheidende Sagenzug ist das Burgbrechen. Er verleiht dem Typus die Signatur. Die Begegnung zwischen dem Helden und der Jungfrau selbst kann in verschiedenen Typen, in Werbung und Erweckung, ziemlich gleichsinnig und zum Teil sogar gleichlautend erzählt worden sein. Die hinter dem Flammenwall ruhende, kampflos Erweckte ist für den Norden gesichert. Schneider hat, gegenüber Heusler, auch das Od.-Zeugnis der von Mannen und Türhüter verteidigten und im Kampf gewonnenen Burgherrin ernst genommen und die sog. Meiri mit diesen Zügen ausgestattet (GHS I, 146). Aber die Rechnung ist ihm nicht aufgegangen. Kap. 168 ruht nach ihm auf der Sigurðar saga (ANF 45, 29). Diese aber sei, wie wir an anderer Stelle (ANF 45, 17) hören, von der Meiri-Darstellung in diesem Punkte abgewichen. Sie habe skemma und Wächter durch »freie Gegend auf Bergeshöhen, Flamme, Schildburg, Zauberschlaf« ersetzt. Dazu zwingt die Vs., die ja den Wächterkampf nicht kennt. Also müßte die Meiri die unmittelbare Quelle des Kap. 168 sein. Von der Meiri aber wissen wir nicht einmal, ob sie die Vorverlobung dargestellt hat oder ob sie diese nur in der Erinnerung besessen hat (vgl. Lehmgrübner [oben S. 238 Anm. 7] S. 25 ff.). Oder aber es muß 'der Rotstift des Rationalisten' bemüht werden, was schon de Boor nicht sehr einleuchtete.

Wir werden, fürchte ich, aus diesem schlimmen Zauberkreis nicht eher entlassen, bis wir nicht entschlossen mit dem Verfahren brechen, eine kleine Gruppe zum Teil noch unsicher datierbarer Dichtungen gegeneinander auszuspielen, um ihre Filiationen kennenzulernen. Damit schwindet freilich die bewunderte Sicherheit, welche die großen Baumeister unseres Heldensagenbildes auszeichnete. Was wir gewinnen, ist das unübersichtliche Bild einer größeren Vielgestaltigkeit. Wie die Sprachwissenschaft den lohnenden Weg zum Begriff der sprachlichen Auseinandersetzung erst langsam gefunden hat, so wird auch hier oft an Auseinandersetzungen von Typen zu denken sein, die etwa unter dem Banner von größerer Lebenssinnbildlichkeit oder vertieftem Realkolorit und Tendenz zu szenischer Rundung gegeneinander antreten. Uns kann es leicht dabei geschehen, daß wir nur noch den in der Geschichte Überlegenen zu fassen bekommen. Alte Machtverhältnisse lassen sich nur bis zu einem bestimmten Grade erkennen. Aber wir ignorieren sie z. B., wenn wir verstreut auftretende Zeugnisse eines Sagenzugs zu genetisch naher Sippe zusammenbinden.

Nimmt man, wie ich es oben versucht habe, den Handlungsablauf mit seiner charakteristischen Motivkette in der mittleren Partie der eddischen Skírnismál dazu, stellt sich das Problem sogleich anders. Wir haben kein

Denkmal zur Hand, das wir sofort als Lehngeber benennen könnten. Aber wir gewinnen eine Bestätigung für die Lebenskraft des Motivablaufs. Erkennt man die Parallele als ernstzunehmend an, wird zu berücksichtigen sein, wie die Begegnung auf Hindarfiall oder auch in der skemma, gewöhnlich mit dem Pathos der Existenzentscheidung ausgestattet, im Götterlied ins Amusementhafte gewendet ist. Das spricht für geringes Alter. Die Verbindung von Flammenwall und Schwertkampf deutet auf Motivmischung schon auf der Vorbildstufe.

Die Denkmäler, die im Norden für das gewaltsame Eindringen stehen, weisen zum Teil auf die jüngere deutsche Importwelle, die Mohrs folgenreiche Forschungen sichtbar gemacht haben. Mohr hält denn auch den Zug für alt in der Werbung (DuV 42, 110). Noch im NL spiegelt sich die alte Kampfsituation (Brünhilds Todesdrohung und die den Ankömmlingen durch das Tor entgegenstürzenden Mannen). Werbung in eigener Sache und Werbung für den Andern haben wohl leicht im Einfluß- und Austauschverhältnis gestanden. Da ich auch in dem Riesenkampf des SL II ein Zeugnis für die Jungfrauengewinnung mit Kampf sehe, scheint es mir das Natürlichste, in dem Sagenzug des Ernstkampfes deutsches Gut zu sehen, das in jüngerer Zeit den Weg nach Norden angetreten hat. Und damit wird es, soweit ich sehe, unentscheidbar, ob der Handlungskomplex des Kap. 168 im wesentlichen nordisch oder festländisch ist. Daß die Zeugnisse überwiegend nach dem Norden weisen, kann seinen Grund darin haben, daß uns die breite Nibelungentradition in Norddeutschland, in deren Ansetzung ich mit Hempel ganz einig gehe, eben in der Hauptsache nur noch in den jüngeren Fremdstoffliedern der Edda, in den Viser und in der Ths. sichtbar wird. Daß es den nordischen Erweckungstypus (»die deutschen Sigrdrífumál« von Baesecke und Kroes) auch einmal in Deutschland gegeben habe, halte ich für zu wenig beglaubigt. Der Riesenkampf des SL II spricht dagegen.

Daß es einmal eine deutsche Vorverlobung gegeben habe, wagte auch Schneider späterhin nicht mehr abzustreiten[30]). Bestand sie mit Ernstkampf und Burgbrechen schon zu Beginn des 12. Jh. oder vorher, wird die Möglichkeit gering, daß das russische Brautwerbermärchen das Motiv gebracht hat[31]). Die Beeinflussung durch den östlichen Märchenstoff kann sich nur einmal in der Überschau größerer Zusammenhänge klären, wie sie von Kurt Wais begonnen wurde. Historie und Stilgeschichte müßten dann noch stärker ein Wort mitreden. Vor den Ostverbindungen durch die Frühhanse ist kaum an eine Übertragung zu denken, und sie lassen sich über das 12. Jh. nicht zurückdatieren.

[30]) H. Schneider, Die deutschen Lieder von Siegfrieds Tod. 1947. S. 8. 47.

[31]) Vgl. zuletzt F. Panzer, Nibelungische Ketzereien, T. 1. PBB 72. 1950. 463 bis 498, hier 494.

Den stilgeschichtlichen Aspekt scheint mir auch H. de Boor auf seiner Spur des deutschen Hortliedes vernachlässigt zu haben. Er zeigt, wie die VIII. Av. des NL dem Stiltypus der Heldenromane aus dem Dietrichkreise entspricht (Kap. 168 S. 165 f.), wie ihr »eine jüngere Neugestaltung nach dem Typ der Dietrichdichtung« als Vorbild vorgelegen hat. »Das wird eben damals moderne Literatur; dieses Hortlied muß nicht viel älter sein als das NL selber.« Soll man wirklich glauben, daß eine Dichtung des ausgehenden 12. Jh. in der Art der »Virginal« o. dgl. bestanden hat?

Die verwirrenden Überschneidungen im Jung-Siegfried-Bereich erkläre ich mir, ähnlich wie W. Mohr (DuV 42, 108), aus der Annahme, daß sich hier die Sage mit ihren Parallelmöglichkeiten, unscharfen Konturen nicht immer bis zur dichten Gestalt des Liedes klärte, das kategorischer ein Zusammenstimmen der Teile verlangt. Leichter konnte sie, nicht beschwert durch eigene Heldenliedvergangenheit, Motive aus sachverwandten und vor allem strukturverwandten Fabeln übernehmen. So kann auch ohne Brautwerbermärchen ein Werbungsmotiv zu einem Vorverlobungsmotiv und umgekehrt geworden sein. Dabei kann man sich eine innere Symbiose und gegenseitige Beeinflussung im Jung-Siegfried-Umkreis gut denken; denn die Formen stehen einander typologisch nahe. Die Strukturähnlichkeit der Jung-Siegfried-Abenteuer erklärt mir de Boors Gedanken und die scheinbare Treffsicherheit seiner Beweisführung. Der Ausritt – das Eindringen in feindlichen Bereich – der Kampf, der sich stufenweise verschärft – als Lohn der Kampfesmüh die Jungfrau oder der Hort. Dies liegt so nah beieinander, daß man sich Lieder denken kann, die in den Strophen teilweise übereinstimmten. Auch das Vaterrachelied läßt sich in diese Gemeinschaft strukturnaher Formen eingliedern. Verschiedene Querverbindungen wurden oben angedeutet; Neckel hat sie weiter ausgeführt. Grípisburg und Brünhildburg haben sich offensichtlich einander zugeordnet[32]), und die Szenerie der Alberich-Burg in der VIII. Av. kontaminiert Hortlied- und Werbungslied-Vorstellungen. Im SL II ist diese Vermischung noch sinnfälliger. Die Forschung, vorab Panzer, hat verschiedentlich auf die verwirrte Topographie mit hohlem Berg und freier Felsenhöhe hingewiesen. Ähnliches ließe sich im Hinblick auf die drei Handlungsstränge von der Ausrittsituation zeigen, und auch das Bewirtungsmotiv scheint über seinen ursprünglichen Bereich hinaus gewuchert zu haben.

Man wird aber – und dies war der eigentliche Zweck der Untersuchung – im Kap. 168 der Ths. das im Gerüst bewahrte Handlungsgefüge einer (vermutlich deutschen) Vorverlobung sehen[33]).

[32]) Neckel, Nibelungenballaden, S. 157, 161.

[33]) Während der vorliegende Aufsatz gesetzt wurde, erschien J. Bumke, Sigfrids Fahrt ins Nibelungenland. Zur achten Aventiure des Nibelungenliedes. PBB [West] 80. 1958. 253–68. Die Arbeit berührt sich z. T. eng mit meiner. Auch

Bumke erkennt, daß einige Züge im Kap. 168 aus einer Begegnung zwischen Siegfried und Brünhild stammen und nicht unmittelbar aus einem Horterwerbungslied geflossen sind: »die Burgkulisse, der Willkommensgruß und wahrscheinlich die Nennung von Sigfrids Abkunft; vielleicht auch die Bewirtung« (S. 266). Dagegen bleibt für ihn das Burgbrechen Merkmal des Horterwerbs, und damit kann er weitgehend H. de Boors These zustimmen. Er will sie nur insoweit abgewandelt sehen, als dem NL und der Ths. eine »Quelle« voraufgehe, die ein »Konglomerat« von Horterwerb und Brünhildenbesuch darstelle; dieser sei damals schon verdunkelt und funktionslos gewesen.

Auch Bumke fordert damit eine erste Begegnung zwischen Siegfried und Brünhild in der deutschen Überlieferung. Er läßt offen, ob es sich dabei ursprünglich um Vorverlobung oder Erweckung handelte.

So sehr ich eine Reihe von Annahmen als Bestätigung meiner eigenen Überlegungen mit Freude begrüße, ist andererseits nicht zu verkennen, daß die Studie nicht aus einer einheitlichen Gesamtauffassung hervorgegangen ist. Der Eindruck von H. de Boors bedeutendem Aufsatz hat Spuren hinterlassen (vgl. die verschiedene Zuschreibung der Nennung von Siegfrieds Abkunft S. 260 und 266, die Formulierung zur Überlagerung der Hortbesitzergestalt in der Quelle S. 265). Die Art, wie der NL-Dichter mit seiner Quelle verfahren sein soll (S. 261 f., 267 f.), ist nicht unmittelbar einleuchtend, wie überhaupt zu fragen wäre, ob der Gedanke eines »Konglomerats«, wenn er sich mit dem Stammbaum-Denken verbindet, hier besonders glücklich ist.

Eine NL-Vorstufe mit einem »ersten Besuch bei Brünhild, der zugleich [Sperrung von mir] ein Hortgewinn war« (S. 265), wird man anzuerkennen auch leichter bereit sein, wenn man, wie Bumke, die nordischen Zeugnisse aus dem Spiele läßt und die Fäden nur zwischen NL, SL und Ths. spinnt. Wie sehr indes der Norden an der Lösung des Problems beteiligt werden muß, hat hoffentlich der vorliegende Aufsatz gezeigt.

Die elf Epigramme der Münchner Ruodliebhandschrift

Von E. H. Zeydel (Cincinnati, Ohio, USA)

Die stark verstümmelte Münchner Ruodliebhandschrift (clm 19486) aus Tegernsee enthält abgesehen von dem wenigen Neuen, das uns das St. Florianer Doppelblatt bietet, alles, was vom Ruodliebroman übriggeblieben ist[1]), außerdem aber noch elf Epigramme, die zwar mit dem Roman nichts zu tun haben, wohl aber dieselbe Hand aufweisen. Daß auch sie, wie der Roman selbst, nicht aus einem Guß entstanden sind, scheint der Umstand zu beweisen, daß verschiedene Federn und Tinten am Werke waren. So sind z. B. Epigramme II und III viel dicker und klecksiger geschrieben als die übrigen, IV dagegen wieder mit einer anderen Feder und V–XI allenfalls zu einer späteren Zeit. Ep. I–IV befinden sich auf Blatt 1 v., V–XI auf Bl. 34 v., am Ende der Handschrift. Leider ist ein breiter Streifen vom linken Rande des ersten Blattes abgeschnitten, so daß jeder Zeile der ersten vier Epigramme (außer der Eingangszeile von I, die vollständig ist) mindestens ein Wort am Anfang fehlt. Dasselbe Blatt enthält auch über dem ersten Epigramm in großen, von anderer Hand geschriebenen Buchstaben, das folgende z. T. stark verwischte und textlich schwierige Mittel gegen Schlaflosigkeit:

Sempion. Constantius Hic nominat
[confectionem herbe] vinique. Pone eam qui nequeat dormire
Constantius nennt hier für Sempio

[1]) Karl Langosch hat in seiner Ruodliebausgabe ('Waltharilied, Ruodlieb, Märchenepen', Berlin 1956) die Handschriften nicht berücksichtigt, wohl aber Korrekturen und Konjekturen Laistners und neuerer Forscher, wie Winterfeld und Strecker, einverleibt. Leider schreibt er jedoch evidente Fehler Seilers (z. B. *rediens* statt *ridens* VII, 48 – so schon Schmeller! –; siehe auch II, 51; VIII, 8; XIV, 94 und XVI, 25) einfach ab. Die Arbeit an der langerwarteten kritischen Monumenta-Ausgabe von Norbert Fickermann soll nun wegen bedauerlicher Umstände auf unabsehbare Zeit eingestellt worden sein. Dagegen wird der anhand eines eingehenden Studiums der beiden Handschriften neugestaltete und ergänzte Text mit etwa 450 Berichtigungen des Langoschschen Textes nebst ausführlicher Einleitung und sorgfältigen Kommentaren, mit einer englischen Textübertragung, vom Verfasser dieser Arbeit demnächst erscheinen.

ein Rezept aus Kräutern und Wein. Setze das an, wer nicht schlafen kann. (Konjektur und Berichtigung des Seilerschen Textes sind von mir.)

Die Ruodlieb-Herausgeber von Schmeller-Grimm an haben diesen Epigrammen nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Schmeller druckte V–XI als Fragment XVIII und die ersten vier als Fragment XIX ab, im letzteren Falle, ohne sie einzuteilen und als ob alle fünfzehn Zeilen ein einzelnes Ganzes bildeten[2]). Eine Fußnote zum Fragment XVIII, die auch auf XIX bezogen werden müßte, lautet: »Alles hier im XVIII. fragm. gedruckte ist von gleicher hand wie das vorhergehende geschrieben; der inhalt läßt aber zweifelhaft, ob es noch zu Ruodlieb gehöre.«

Im Nachwort S. 219 äußert sich Schmeller dann zu diesem Thema: »Was als fragment XVIII fol. 34 [b] nun noch folgt, sind unzusammenhängende, vom dichter vielleicht zu anderm zwecke oder im voraus gearbeitete und schon früherhin auf dieser pergamentseite niedergeschriebene stellen. Unter anderm wird eine jungfrau als fliegen verscheuchende wärterin aufgestellt und (wem? von wem?) ein paar wie es scheint lederner weinflaschen *(lagenae)*, die, wol scherzweise, auch stiefel *(ocreae)* genannt werden, lobpreisend dargeboten. Daß indessen diese verse dennoch auch zur vorliegenden dichtung gehören möchten, ist dadurch wahrscheinlich, daß auf der rückseite von fol. 1, leider von der schere sehr übel zugerichtet, mehrere hexameter, hier als fragment XIX aufgeführt, vorkommen, in welchen ebenfalls von einer fliegen abwehrenden, und, was bedeutsamer, von einem 'Dietmaro virtutibus undique claro', mit übergeschriebener verbesserung, 'nimis hostibus ejus amaro' die rede ist.« Zu *ocreae* steht noch eine für uns unbedeutende Fußnote, die nur aus Schmellers Irrtum, Ep. VI–VIII seien eins, entstanden ist.

Aufschlußreicher und treffender sind allerdings die Bemerkungen Fr. Seilers am Ende der übermäßig ausführlichen Einleitung zu seiner z. T. noch immer unentbehrlichen Ruodliebausgabe (Halle 1882, S. 200):

»Auch noch in einer andern dichtungsgattung hat sich unser dichter versucht, in dem epigramm. Diese gattung ist in jener zeit fast ausschließlich durch die zahlreichen grabschriften und durch altar- oder fensterinschriften vertreten, welche durchweg geistlicher natur sind[3]). . . . Unsere epigramme dagegen sind erstens weltlicher und harmlos scherzender natur, zweitens wirkliche aufschriften[4]), die man sich an den gegenständen selber angebracht zu denken hat. Diese gegenstände sind dinge des täglichen

---

[2]) Lateinische Gedichte des X. und XI. Jahrhunderts. Herausgegeben von Jac. Grimm und Andreas Schmeller. Göttingen. Im Verlag der Dieterichschen Buchhandlung 1838, S. 197 f. Ep. V–XI reiht er zwar unter a–g ein, verfährt dann aber (s. das Zitat im nächsten Absatz), als ob VI–VIII eins wären.

[3]) Darüber zur Ergänzung Seilers unten mehr.

[4]) Nicht alle: Siehe unten zur Ergänzung Seilers.

gebrauches, fliegenwedel, flaschen, beinschienen, welche meistens selbstredend eingeführt werden (so in 1, 3, 5, 9, 10); sie setzen dem leser ihren nutzen und die art ihres gebrauchs auseinander und bitten um gute behandlung und angemessene bezahlung. Mit diesen originellen spielereien tritt der dichter also ebenfalls aus dem rahmen der zeitgenössischen literatur heraus und geht seine eigenen wege.«

Abgesehen von den fördernden Bemerkungen Karl Haucks in einer im Studium Generale veröffentlichten Arbeit und in seinem Beitrag zu Stammlers Deutscher Philologie im Aufriß, auf die noch zurückgekommen werden soll, sind diese Epigramme seit Seilers vor nahezu achtzig Jahren erschienenen Ausgabe von der Forschung gänzlich ignoriert worden.

Es wäre somit unsere erste Aufgabe, den Text der Epigramme, und namentlich der ersten fünf fragmentarischen, auf Grund der Handschrift inhaltlich festzulegen und ihn zu erläutern. Schmeller und Grimm ergänzten 1838 nur III, 1 und 4, machten die auf der Hand liegenden Konjekturen: *Diet]maro* (II, 2), . . . *t]errendo* (III, 2), und . . . *pro]que* (III, 3) und die augenscheinlich falsche: . . . *evenses]* (II, 5). Seilers Ergänzungen (S. 302 bis 304) sind insofern glücklicher, als er zu II, 4 *Exoritur]*, zu III, 2 *Muscas t]errendo,* und zu III, 3 *A se pro]que* setzte, statt der Schmeller-Grimmschen Konjektur zu III, 4 *Quam post]* vermutete, und die Schmeller-Grimmsche Lesart zu II, 5 in *evens* umgestaltete, und zwar ohne Klammer, weil diese Buchstaben – dazu übrigens noch ein anfängliches *l* – deutlich sichtbar sind. Seilers Noten zum Text sind zutreffend, nur irrt er sich 1. bei der Auflösung der Glosse in der oberen linken Ecke des Blattes 34 v. (*ridens enodans,* nicht *ri deus Enodans* – siehe unten) und 2. bei dem Hinweis auf *h]is* (nicht XI, 4, sondern 6). Schmeller-Grimm hatten das metrisch unmögliche *ill]is* – und zwar ohne Klammer – gesetzt. Auch glaubten sie irrtümlicherweise, daß I, 1 in der Handschrift unvollständig sei.

Weiter bringen uns die Konjekturen der letzten 150 Jahre allerdings nicht, und somit sind Ep. I, II, IV und die erste Zeile von V in schlechter Verfassung geblieben, ja im Falle von II und IV liegen sogar Sinn und Bedeutung noch völlig im Dunkeln. Im folgenden wird der Versuch gemacht, den Text an allen lückenhaft gebliebenen Stellen zu ergänzen. *Kursivschrift* deutet meine neuen Konjekturen und Lesarten an.

I.

mirabilior famulatus,
Maxima dum] uirtus dinoscitur esse per actus.
Ne merito] follis ullum uel stigma sit oris,
Exoritur] tantus gelidus, dum flauero, uentus.

II.

Detinet] ardorem, uetat insudando fluorem
Nostro Diet] maro { uirtutibus undique claro.
nimis hostibus eius amaro.

Servit vel] suis dapibus cum deliciosis,
Heros sic] uictu procurat eos et amictu,
Cum uirtute] leuens hostes contra nimis enses.

III.

Servio co]ttidie Dietmaro sat studiose
Muscas t]errendo, culices uespas abigendo,
A se pro]que meo famulamine nil mage posco,
Quam post] ut pulchre, decet utque reseruer honeste.

IV.

Aequus] [42a]) ostiolo binis effectibus uno.
Binas] oppositas uisum depromere causas.

V.

*N]*omina *[summa pie Dietmaro congero caute.]*
Exuat ut uestes, lassos ut frigeret artus,
Tu cape me, uirgo, uentum stans assiduando,
Maxime quo sit opus studeas miniteris ut ictus,
Ne noceat musca mordendo culix neque uespa.

VI.

Has uini plenas tecum deferto lagenas,
Propter dulcorem si malis, ferto medonem,
Seu sis uenatu seu sis alio comitatu;
Vim lenire sitis si uis, prandere ualebis.
Ibis et ad curtem si forte potentis herilem,
Si pincerna libens tunc est tibi sepe propinans,
Quando domum remeas, forsan repleuerit illas,
Caupone nummum cupide quod non dabis unum.

VII.

Hec pari uenatum lia dum uadas, uehe tecum.
Cum mitis inmitem ceruus restinguet ad amnem,
Tu mitis extingue succensus litis ab igne,
Hoc quod ueneris ut eo citius domineris.
Et si uectabis, quid obest, quocumque meabis.
Prandens in pratis quod potes, est tibi gratis;
Quin ad mercipolim uenies si nummiuoracem,
Nil das caupone quod trudat in ima crumene.

VIII.

Qui tot efilatas ocreas desideret istas,
Nunquam uendendos melius denos dato nummos.

IX.

O uassalle bone, tibi quam bene congruo crure,
Hinc operatori dato, quod tibi uel placet illi.

[42a]) Gemäß *Ruodlieb* XV, 4 könnte es auch heißen: *Sum par]* . . .

X.

Militis ad gambas operati nos sumus ambas,
Algor ut inmensus non se ledat neque uentus.

XI.

Tubalcain inuenit cytharam et organa, Pithagoras
testudinem i. harpam, Dauid psalterium i. rottam,
Boetius monochordum.
En isti, quales repererunt sensibus artes
Ad consolandos in curis mestificatos.
Quiddam celeste nam queuis continet in se.
Leniri diras h]is scimus demonis iras.

Verdeutscht lauten die Epigramme wie folgt:

I.

Ganz merkwürdig wie ich bin, leiste ich Dienste,
Da sich meine größte Tugend bekannterweise durch Handlungen äußert.
Und damit ein Blasebalg seinem eignen Rachen keine Schande sein möge,
Entsteht so viel kalter Wind, wenn ich blase.

II.

Er hält die Hitze fern, er verbietet das Rinnen des Schweißes
Bei unserem Dietmar, der allerseits durch die höchsten Tugenden berühmt (seinen Feinden recht bitter) ist.
Und wenn er seinen Leuten mit schmackhaften Festmahlen dient,
Dann versorgt der Held sie so mit Nahrung wie mit Kleidung –
Er, der mit großer Tugend gegen seine Feinde die Schwerter erhebt.

III.

Täglich diene ich Dietmar eifrig genug,
Indem ich Fliegen scheuche, die Mücken und Wespen vertreibe.
Und für meine Dienste verlange ich nichts mehr von ihm,
Als daß ich später, wie es sich ziemt, anständig erhalten werde.

IV.

Ich bin wie eine Tür mit zwei Wirkungen (d. h. freischwingend [?]).
Sie scheint zweierlei entgegengesetzte Dinge herbeizuführen.

V.

Ich schreibe Dietmar pflichtgemäß und klüglich die höchsten Namen zu.
Daß er sich die Gewänder ausziehen und die Glieder kühlen mag,
Nimm du mich Mädchen, wie du da stehst, und fächle den Wind
Und bestrebe dich, mit Schlägen zu drohen, wo es am meisten nottut,
So daß weder Fliege noch Mücke noch Wespe durch Stechen schaden kann.

VI.

Nimm diese vollen Weinflaschen mit,
Oder wenn du es vorziehst wegen der Süße, nimm Met,
Ob du auf der Jagd bist oder mit anderem Gefolge.

Falls du den mächtigen Durst stillen willst, kannst du etwas zu dir nehmen.
Wenn du etwa zum Herrenhof eines Mächtigen kommst,
Wo der Mundschenk dir dann hold ist und dir oft zutrinkt,
Wird er vielleicht deine Flaschen füllen, wenn du zum Heimweg rüstest,
So daß du der gierigen Schenke nicht eine einzige Münze zu geben brauchst.

VII.

Nimm diese beiden Zwillingsflaschen mit, wenn du gehst.
Wenn der Hirsch den unmilden Durst am Flusse stillt,
Stille du, vom Feuer des Gefechts erhitzt, deinen Durst,
Auf daß du dich um so rascher der Jagdbeute bemächtigen kannst.
Und wenn du sie (d. h. die Flaschen) mitnimmst, wohin du auch gehst, was hindert dich
Am Trinken, wenn du im Freien speisest? Das steht dir zu.
Traun, wenn du in eine münzenhungrige Stadt kommst,
Gibst du der Schenke nichts von dem, was im Untersten deiner Börse drückt.

VIII.

Wer solche feingearbeiteten Beinschienen wie diese wünscht,
Der gebe zehn Münzen, die niemals besser anzulegen wären.

IX.

O guter Vasall, wie gut ich deinem Schienbein passe.
Gib daher dem Verfertiger, was (d. h. so viel wie) dir und ihm beliebt.

X.

Wir sind für die beiden Beine eines Soldaten (Ritters) gemacht,
So daß weder die ungeheure Kälte noch der Wind ihm schaden möge.

XI.

Tubalkain erfand die Kithara und die Orgel,
Pythagoras die Schildpattlyra und die Harfe,
David die Psalter, das Triangulum und die Rotte,
Boethius das Monochord.
Siehe da, was für Künste sie mit ihrem Scharfsinn fanden,
Um die zu trösten, die durch Sorgen vergrämt sind.
Denn alles, was etwas Himmlisches in sich birgt, –
Von dem wissen wir, daß dadurch der schreckliche Zorn des Dämons (d. h. des Teufels) beschwichtigt wird.

Ep. I hat offenbar einen Blasebalg zum Gegenstand, und wie in I, III, V, IX und X, wahrscheinlich auch in IV, spricht das Objekt selbst – ein Merkmal des hier veranschaulichten monastischen Aufschrift- und Begleitversstils, der sich in der Anwendung von Versetiketten für alltägliche Gebrauchsartikel gefiel, wie schon Seiler feststellte. In der Tegernseer Briefsammlung, die z. T. aus der Feder Froumunds stammt, befinden sich in der Streckerschen Ausgabe (Monumenta Germaniae Historica, Ep. sel. III, S. 91) die folgenden zwei Zeilen auf einen Löffel, schon von Seiler (S. 200) bemerkt:

Coclearius
Me uult in pingues Froumundus tinguere pultes.
Me primum fingens fictor sibi luserat in me.

Dazu schreibt Strecker: »Seiler erklärt den zweiten Vers des vorliegenden: 'Zuerst hat mich mein Verfertiger für sich gefertigt, dann hat er mich verhöhnt', nämlich weil der Brei, den ich löffeln soll, zu dick für mich ist. Das wäre doch ein sehr gequälter Witz. Ich verstehe den Vers viel allgemeiner: 'dies ist ein Scherz des Verfertigers . . .'; die gleichen Anfänge zeigen, daß die Verse nicht untereinander, sondern wohl auf der oberen und unteren Seite des Stiels standen.«

Froumund, der mindestens eine Generation vor dem Ruodlieb-Dichter lebte, wie auch der Abt Ellinger (1017–28; 1031–41), pflegten vielleicht solche Reime zunächst im Refektorium des Klosters vorzutragen und sie dann später niederzuschreiben. Ein ähnliches Beispiel, auch nicht ohne Humor (Strecker, S. 28):

De Ligno Fosferario
Fosfora xilokopus nos fecit inertia ligna.,
Der Holzfäller machte uns, das wertlose Holz, zu Fackeln.

Strecker übersetzt falsch und macht es sich schwer, da er *xilokopos (Ξυλοκόπος)* nicht zu verstehen scheint und daraus *xilophoros* (Zimmermann = Christus) machen will.

Man möchte glauben, daß fast jedes größere Kloster wenigstens einen Bruder zählte, der Freude am Dichten von Pasquillen und ähnlichen Späßen fand. Das Intime, Familiäre fehlt dieser Gattung selten. In mindestens fünf unserer Epigramme: I, III, V, VI und VII, steckt die humoristische Ader. Außerdem enthält das letztgenannte die spielerisch-burschikose Teilung des Wortes *pari-lia* und die zweimalige Umstellung von *sitim – mitis,* was übrigens jedesmal eine Elision vermeidet. Ferner fällt das schöne Wortspiel *mitis inmitem* auf – eine Art Doppelscherz, weil ja *mitis* schon ohnehin kopfsteht[5]). Seiler hat sicher recht, wenn er behauptet, daß der Ruodlieb-Dichter diese Gattung des Epigramms nicht erfunden habe und daß »mancher löffel, teller und krug in der küche, manch waffenstück in der rüstkammer eine ähnliche aufschrift getragen haben« (S. 200).

Unter die nichthumoristischen (oder nur zum Teil humoristischen) Epigramme dagegen wären einzureihen die von Dümmler in ZfdA XIX, 146–8 zitierten fünf Begleitgedichte aus dem 9. und 10. Jahrhundert. Zwei Hexametergedichte schildern Gewänder, drei elegische mit verderbtem Text scheinen ein Trinkgefäß und einen Kamin zu besingen. Auch gehören die Epigramme über Kreuze bei Strecker (S. 99, 121–22) und wohl noch manches andere hierher.

[5]) Eine Spielerei anderer Art ist das 36zeilige Akro-, Meso-, Telestikon bei Strecker S. 24–25. Siehe auch S. 95.

Ep. II ist sicher von größerem Belang und tieferer Bedeutung. K. Hauck nennt es »unendlich kostbar«. Jedoch Seiler, der einzige, der bisher den Versuch unternommen hat, jedem Epigramm ein Thema zuzuschreiben, konnte weder für dieses noch für IV einen Gegenstand bestimmen. Vielleicht bezieht sich Ep. II wie III auf einen Wedel *(flabellum – muscarium)*, dessen einzige Aufgabe es in II ist, den Herrn und seine Gäste abzukühlen (d. h. *flabellum*), in III jedoch, Fliegen und andere Insekten von ihm fernzuhalten *(muscarium)*. Der Hauptzweck des II. Epigramms jedoch ist anderer Art. Es dient in erster Linie dazu, den Herrn wegen seiner hervorragenden Leistungen und seines Mutes im Kampfe zu loben. Sein Name Dietmar, von dem die erste Silbe hier fehlt, der aber in III vollständig erscheint, könnte möglicherweise Aufschlüsse über die Verfasserschaft sowohl der Epigramme wie auch des Romans bieten. Schon Schmeller schwebten in seinen oben erwähnten Bemerkungen (S. 219) etwas derartiges vor, jedoch sind die Schlüsse, die er S. 221–22 daraus zieht, kaum ernst zu nehmen: »Gehört aber der name Dietmar in unser gedicht, so könnte, insofern in der alten sage überhaupt von chronologie die rede sein mag, gar wol Dietmar nach der Wilkina saga ein sohn könig Samsons von Salern, oheim Walthers von Aquitanien, erbauer von Bern (Verona), und vater des über alle gefeierten Dietrichs von Bern, oder, wenn historische anlehnung erlaubt ist, Theodomir einer der drei söhne Amalungs, der vater des großen Theodoriks, gemeint sein.«

Treffender ist zweifellos K. Haucks Vermutung, die er m. W. zum ersten Male im Studium Generale III (1950), S. 617,[6]) und dann wieder in Stammlers Sammelwerk II, 1883–84 (1954) knapp erwähnte. Er glaubt, daß Dietmar oder Thietmar identisch sei mit dem Grafen von Formbach bei Passau, einem Verwandten Kaiser Heinrichs III., zu dem der Verfasser unserer Handschrift in einem Lehensverhältnis od. dgl. gestanden haben könnte. Dies würde, wie Hauck betont, den *Ruodlieb* mit Passau und der Nibelungengegend verknüpfen, was schon deshalb verlockend ist, weil auch Kaiser Heinrich dabei eine Rolle zugeteilt wäre. Beweise fehlen jedoch, wenn es auch nicht ausgeschlossen ist, daß ein aus der Passauer Gegend entsandter Kleriker hohen oder niederen Ranges zu jener Zeit in Tegernsee weilte. Allerdings war der Name Dietmar nichts weniger als selten, und es könnte sich leicht um eine andere Persönlichkeit desselben Namens handeln.

Hinsichtlich der zweiten Lesart zu II, 2: *nimis hostibus eius amaro,* die nicht wie Seiler behauptet im Rande, sondern zwischen Z. 2 und 3 ge-

[6]) Hier spricht der Vf. allerdings davon, daß er das Thema bereits anderswo behandelt habe, aber nach längerem Suchen bin ich zum Entschluß gekommen, daß er das vier Jahre später in Stammlers Deutscher Philologie im Aufriß Gesagte (das wohl 1950 schon im Manuskript vorlag) damit meint.

drängt, mit einem Verweisungszeichen auf *Diet]maro* deutet und vermutlich die Lesart *virtutibus undique claro* ersetzen soll, so paßt sie besser zu Z. 5, indem sie das Kriegerische im Wesen dieses Dietmars unterstreicht, worüber allerdings in den Quellen betreffs des Grafen Dietmar von Formbach wenig zu ermitteln ist. Beide Lesarten: *virtutibus undique claro* und *nimis hostibus eius amaro* klingen merkwürdigerweise an die letzte Zeile der Karlsruher K-Handschrift des Waltharilliedes an: *Waltarius clarus virtutibus, at vir amarus*. Allerdings sind das Klischees, und doch könnte man fragen, ob es sich bei ihrer Verwendung in der Ruodliebhandschrift nur um einen Zufall handelt. Zu *victu amictu* s. *Ruodlieb* I, 97 und V, 276.

Ep. III behandelt wieder einen Wedel und bezieht sich gleichfalls auf Dietmar, mit Unterstreichung des Namens, ist aber insofern von II verschieden, als der Gegenstand selbst redet und hier nicht als Kühlmittel, sondern als Abwehr gegen Fliegen usw. dient. Auch spielt hier der Wedel, nicht Dietmar, die Hauptrolle. In der Bitte des Wedels, man möge ihn zum Dank für seinen nützlichen (insektenverscheuchenden) Dienst gut behandeln, liegt wohl ein humoristischer Zug. Aber daß Dietmar eine hochstehende Persönlichkeit war, geht aus Ep. III nicht hervor. Ep. IV besteht, wie je VIII, IX und X, nur aus einem Zweizeiler. Es ist zwar auch eine Etikette, gleicht aber der Form nach einem Rätsel. Der Gegenstand ist bis jetzt unklar geblieben. Es stellt irgend etwas dar, was einem zweifachen Zwecke dient, aber der einzige Anhaltspunkt ist der Vergleich mit einer Tür *binis effectibus* – einer freischwingenden oder Pendeltür (?) Es könnte sein, daß der Gegenstand wieder ein Wedel ist, dem aber diesmal in einer doppelten Funktion als *flabellum* und *muscarium* (s. Ep. II und III) gehuldigt wird: er weht dem Herrn kühlende Luft zu, wehrt aber zugleich die Insekten von ihm ab. Zu meiner Konjektur *aequus,* wozu *sum* zu verstehen wäre (männlich trotzdem *flabellum* und *muscarium* beide sächlich sind), vergleiche man Ep. X, wo *operati* auf *ocreae* bezogen wird.

Um den Parallelismus weiterhin zu wahren, bezieht sich dann Ep. V, das wie I, III und IV wieder monologisch gehalten ist, noch ausführlicher auf denselben Wedel, zunächst als Kühl-, dann als Insektenabwehrmittel. Mit Ep. V beginnt Blatt 36 v., aber der obere Rand ist weggeschnitten und nur die untersten Teile einiger Buchstaben der ersten Zeile sind noch sichtbar. Meiner Wiederherstellung dieser Zeile zufolge, die sich auf das noch Sichtbare stützt, wäre Dietmar hier zum dritten Male erwähnt. Möglich ist es allerdings, daß Z. 1 gar nicht zu V gehört und entweder allein steht oder den letzten Vers eines anderen (zwölften) Epigramms bildete. Der Hiatus *quo opus sit* (Z. 4) in der Handschrift wird durch ein Verweisungs- und Umstellungszeichen vermieden.

Die Worte *ridens enodans* am linken Rande von Ep. V (links von einem vertikalen Strich, der sich an Ep. V entlangzieht), auf die schon Bezug

genommen wurde, sind in vier Zeilen geschrieben: *ri dens eno dans,* was Seiler, den einzigen, der sie bis jetzt bemerkt hatte, dazu verleitete, statt *dens deus* zu lesen und *enodans,* groß geschrieben, zu einem Gott zu erheben. Die Schriftzüge könnten die des Schreibers der Handschrift sein, und die Bedeutung ist offenbar: »mit Gelächter enträtselnd«. Diese Bemerkung könnte sich als Glosse auf das Rätselhafte, aber zugleich Launige in diesem Epigramm beziehen.

Ep. VI und VII aus je acht Zeilen bestehend und wieder in humorvoller Stimmung geschrieben, wozu das geteilte *pari-lia* und das zweimal vorkommende invertierte *sitim* (in Ep. VII, aber nicht in VI) beitragen, bilden zusammen ein Paar und beziehen sich, aber nicht in der ich-Form, auf zwei Wein- oder Metflaschen, die an den beiden Seiten des Sattels zu befestigen waren. Gleichgültig ob er nun vom Reiter selbst oder von einem wohlwollenden Mundschenk beschafft wurde, soll der Inhalt dazu dienen, der gierigen Schenke oder Handelsstadt ein Geschäft zu verderben – ein für den damaligen Insassen des Tegernseer Klosters natürlicher Wunsch, denn die allerdings noch winzigen, aber schon aufstrebenden Städtesiedlungen wie Villa Munichen müssen für die Klöster eine bedenkliche Erscheinung gebildet haben.

Das Befestigen von Gegenständen am Sattel des Reiters war übrigens ein üblicher Brauch. So findet man im *Ruodlieb* einen ledernen Becher und ein Kissen am Sattel des Helden angehängt (I, 38 ff.):

> Ad cuius sellam nil cernitur esse ligatum,
> E corio sutum ni uas mastice perunctum,
> Dulcius ut sapiat potus, qui fusus in id sit,
> Ex ostro factum uel ceruical modicellum.

> An seinem Sattel war nichts Angehängtes zu sehen
> Außer einem Becher aus Leder genäht und mit Harz poliert,
> So daß das Getränk, das hineingegossen würde, süßer schmecken sollte;
> Auch ein kleines Kissen aus Purpurstoff gemacht.

Wie Ep. IV bestehen VIII, IX und X, die alle ziemlich braunfleckig sind, aus je einem einzigen Verspaar und beziehen sich alle auf Beinschienen, IX und X in der ich-Form. Wie Ep. II, VI und VII gehört VIII zu der Gattung der Begleitschriften, im Gegensatz zu den Aufschriften. Das Wort *efilatas* (VIII) weiß Seiler nicht zu erklären, und die aus Löwes *Prodromus corporis glossariorum Latinorum* (Leipzig 1876, S. 270) zitierte Glosse »omnes exerto bracchio sint exfilati, id est extra uestimentum filo contextum« bietet keine Lösung, denn *exfilatus* entspricht nicht *efilatus.* Bei letzterem denke man eher an solche Worte wie *elaboratus, elegans* und *eloquens,* wo die Vorsilbe *e* meliorativer Art ist: also fachmännisch, fein gewoben oder gearbeitet. Die in Betracht kommenden Räume 8, 19 und 24 im Germani-

schen Nationalmuseum zu Nürnberg haben nichts Derartiges aus so früher Zeit aufzuweisen.

Ep. XI, das letzte, wird ausnahmsweise durch 16 Worte in Prosa eingeleitet und berichtet über die angebliche Erfindung von acht musikalischen Instrumenten, je zwei von Tubalkain und Pythagoras *(i. harpam* steht über *testudinem),* drei von David und einem von Boethius. Darüber wäre in der Hucbald (9. Jahrhundert) zugeschriebenen *Musica enchiriadis* (10. Jahrhundert) nachzulesen. Keine dieser Angaben stimmt, wenn auch jeder dieser vier »Erfinder« gewisse Beziehungen zur Musik hatte. Was die reichhaltige neuere Literatur über die Instrumente und deren Erfindung anbelangt, so sei hier nur auf das Werk von Wilhelm Heinitz, *Instrumentenkunde*[7]) und dessen systematische Bibliographie hingewiesen, woraus z. B. hervorgeht, daß die Kithara wahrscheinlich altasiatischen oder semitischen, die Orgel altchinesischen, die Harfe ägyptischen und das Triangulum türkischen Ursprungs sind.

Die beiden Verspaare, die nun folgen, unterscheiden sich wesentlich von den übrigen Epigrammen. In einem ernsten Ton verherrlichen sie die beruhigende, heilsame Macht der Musik. Bemerkenswert ist es, daß in der Ruodliebhandschrift auch andere Hinweise auf Musik und musikalische Dinge zu finden sind. Die *mimi* oder Spielleute spielen, während die Bären tanzen:

Mimi quando fides digitis tangunt modulantes,
Illi saltabant neumas pedibus uariabant usw., V, 87 ff.

Wenn die Mimen mit den Fingern die Saiten berühren und spielen,
Machten die Bären Sprünge und begleiteten die Musik mit den Pfoten.

Ruodlieb tritt als Meister im Harfenspiel auf:

Miles ut audiuit, male quam rithmum modulauit
Inter eos summus illius artis alumnus,
Ad dominam dixit, ibi si plus harpa fuisset.
. . . . . .
Pulsans mox leua] digitis geminis, modo dextra
Tangendo chordas dulces reddit nimis odas usw. XI, 27 ff.

Als der Ritter hörte, wie schlecht der Spielmann spielte,
Der allerdings der beste Jünger dieser Kunst unter ihnen war,
Sagte er zur Dame, ob sie noch eine Harfe da hätte.
. . . . . .
Mit zwei Fingern der Linken, dann mit der Rechten anschlagend,
Berührte er die Saiten und spielte gar süße Lieder (siehe auch XV, 50).

Ruodliebs Neffe und die junge Dame werden beim Tanz von Musik begleitet:

[7]) Vormals: Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Wildpark-Potsdam, dann: Musurgia Publishers, New York.

Ille velut falcho se girat et hec ut hirundo,
Ast ubi conueniunt, citius se preteriebant usw. XI, 51 f.

Er dreht sich wie ein Falke, sie wie eine Schwalbe,
Doch wenn sie sich nähern, tanzen sie schnell aneinander vorbei.

XIV, 89 wird bei der Hochzeit des Neffen das Hochzeitscarmen gesungen.

Auch befinden sich auf Blatt 30 v. der Handschrift, das Abschnitt XIV, 50–99 des Romans enthält, musikalische Notierungen aus dem Ende des 15. Jahrhunderts in roter Tinte: einen Takt (fünf Noten auf vier Linien), darunter *Tu ras,* und daneben das Datum 1494, die Worte *Unum est quod spero,* und der Name M. Sagker.

Ist es wohl Zufall, daß die beiden 1840 in der Dachauer Bibliothek des Freiherrn Carl Erimbert von Moll entdeckten Blätter 4 a und 4 b dazu dienten, eine lateinische aus 24 Blättern bestehende Handschrift betitelt *De septem instrumentis musicis, per quae diabolus genus humanum omne solet decipere. Item tractatur de mysterio VII artium liberalium* zu umhüllen?

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die Anmut der elf Epigramme vorwiegend in ihrem ungezwungenen Stil, wie auch in ihrem munteren Humor zu finden ist. Ihre Hauptbedeutung jedoch liegt 1. in der Möglichkeit, daß sie den Schlüssel zur Lösung der Verfasserfrage des Ruodlieb-Romans enthalten könnten, und 2. in der Tatsache, daß sie überzeugend dartun, daß schon um die Jahre 1050–70 der Dichter, ob nun Kleriker hohen oder niederen Ranges, das Augenmerk auf die Welt des Laienadels gerichtet hat (s. besonders Ep. VI–X). Die Epigramme wie der Roman selbst erbringen den sicheren Beweis, daß im deutsch-lateinischen Schrifttum des 11. Jahrhunderts auch der Laienwelt volle Rechnung getragen wird.

Lancelot

Von Kurt Ruh (Basel)

Die Gestalt des Ritters Lancelot ging nicht wie Erec, Iwein, Gawan oder gar Parzival und Tristan in die literarische Vorstellungswelt unseres Zeitalters ein. Sein Bild erlosch mit dem Untergang der mittelalterlichen Welt; Lancelot ist ein Name, dessen Klang kaum mehr eine Resonanz erweckt, jedenfalls kein Name, der immer noch mit Ruhm und Glanz, Schönheit und Traurigkeit, Gnade und Schicksal umwoben ist. Und doch stand vom 13. bis zum ausgehenden 15. Jahrhundert Lancelot immer im Kreise der würdigsten unter den Rittern der Artusgesellschaft, ausgezeichnet durch Aventiuren, die nur ihm eigen waren, hervorgehoben durch Geburt, Erziehung und Schicksal; vor allem seine Liebe zur Königin Ginevra war so lebendig wie die Minne Tristans oder die Gralsuche Parzivals. Ja wenn wir von der Verbreitung der Lancelot-Dichtungen[1]) und ihren kulturgeschichtlichen Ausstrahlungen ausgehen, so stellen wir fest, daß wohl kaum ein anderer Held der höfisch-ritterlichen Welt Lancelot an Popularität gleichkam. Was der Prosaroman unzählige Male versichert, Lancelot sei *der bluome der ritterschaft, der beste ritter der in der werlt lebet,* das war die Überzeugung vieler Generationen.

Er lebt in der Phantasie der Dichter, vorab der romanischen Welt. Dante erzählt in der berühmten Francesca-Episode (Inf. V), wie Paolo und Francesca eines Tages von Lancelot lasen »come amor lo strinse«, wie die Lektüre sie geneigte Blicke tauschen und das Gesicht entfärben ließ, bis der erste Kuß der Liebenden ihre eigene Leidenschaft entflammte: »la bocca mi baciò tutto tremante«[2]). Petrarca läßt, im 'Trionfo d'amore', Lancelot mit Ginevra neben Tristan und Isold auftreten (III, 76 ff.): »Ecco quei che le carte empion di sogni . . .« In Ariostos Ingenium bildeten

[1]) Siehe F. Lot, Etude sur Lancelot en prose, Paris 1918, S. 1, und R. Kluge, Lancelot. Nach der Heidelberger Perg.-Hs. Pal. Germ. 147 hrsg. (DTMA XLII) Bd. I, Berlin 1948, S. LXII ff.

[2]) Über Lancelot-Reminiszenzen bei Dante siehe N. Zingarelli, Studi Danteschi I (1920), S. 65–90.

sich unzählige Lancelot-Geschichten um, nicht zuletzt das Motiv des »furioso«; die Kompositionstechnik, das Verknüpfen, das Verschachteln, das Ausgliedern verschiedenster Handlungsfäden, hat er gleichfalls vom Lancelot-Roman gelernt, auch wenn sie dort noch nicht zu bewußter, überlegener Kunstübung gediehen ist. Und wie sollte Don Quichote »die Liebeshändel, die von Don Lanzarote vom See mit der Königin Ginevra erzählt werden« (I, 5), nicht kennen? Sie scheinen ihm ein würdiges Vorspiel zu den Taten des vergötterten Amadis von Gallia zu sein.

Lancelot ist aber nicht nur in die große Literatur eingegangen, er hatte, berühmten Heiligen nicht unähnlich, den Rang des Exemplarischen und vermochte somit das Leben der adeligen Gesellschaft, wenigstens soweit es Spiel, Unterhaltung und Fiktion war, mitzugestalten. Der Maske Lancelots bediente man sich, vorab in französischen und burgundischen Hofkreisen, bei Turnier und Festlichkeiten. Von Karl dem Kühnen weiß man, daß er sich von Jugend an aus dem 'Lancelot' vorlesen und von ihm inspirieren ließ. Und wie aufschlußreich ist, was der Chronist Chastellain (III, 279) von Philipp dem Guten zu berichten weiß: Der Herzog verließ, in phantastisch-irrationaler Anwandlung, Brüssel in aller Heimlichkeit – so wie ein Artusritter, der ein seltenes Abenteuer bestehen will, unbeachtet und ohne Urlaub den Hof verläßt – und irrte eine Nacht lang im Walde herum. Den Zurückkehrenden empfing ein Höfling mit den Worten: »Bonjour monseigneur, bonjour, qu'est cecy? Faites-vous du roy Artus maintenant ou de messire Lancelot?« So nahe und so selbstverständlich waren jener Zeit und jenen Kreisen die Bilder, Symbole und Gestalten des Lancelot-Romans. Ist es so nicht Aufgabe einer Wissenschaft, die sich um Erschließung und Verständnis der mittelalterlichen Kulturwelt bemüht, das Lancelot-Bild einem allgemeineren Bewußtsein wieder zu vermitteln?

Freilich sieht sie sich dabei größten Schwierigkeiten gegenüber. Vor allem: Tristan und Parzival, Erec und Iwein verdanken ihre Unsterblichkeit den Gestaltungen großer Künstlerindividualitäten, sie sind gebunden und bewahrt durch die Einheit einer geschlossenen Handlung, sie haften aber auch am Namen und Nachruhm ihres Schöpfers und gehören dadurch zum unverlierbaren Erbgut einer Nation. Das ist anders beim Lancelot. Dieser Stoff hat keine endgültige, keine künstlerisch ausgereifte Darstellung gefunden. Der Held hat zwar seine bestimmte Fabel – die Jugend bei der Jungfrau vom See, seine schicksalhafte Liebe zur Königin Ginevra, deren Befreiung aus der Hand eines königlichen Räubers –, er konnte aber aus ihr heraustreten und in das endlose Labyrinth der Abenteuerwege eintreten, das die Phantasie der spätern Feudalzeit ersonnen hat. Er ist so im wahrsten Sinne des Wortes »irrender« Ritter; keine künstlerische Autorität bewahrte ihn vor irgendeiner Fahrt und Tat, hielt ihn an seiner ihm eigenen Aventiure fest. Er wandert noch müheloser als seine Gefährten über die

Grenzen, er gehört allen und doch keiner Nation an. Viele haben an ihm geformt, und man möchte meinen: die Gesellschaft, die von ihm zu hören begierig war, ebensosehr wie die dichtenden Erzähler. Lancelot wurzelt jedenfalls mehr im weiten Erdreich des Gesellschaftlichen als irgendein anderer Held der Tafelrunde.

Wie seine Aventiure weitverzweigt und buntgewoben wie keine andere ist, so tritt uns auch die Lancelot-Überlieferung in erstaunlicher Vielgestalt entgegen. Da ist ihr Stamm: der altfranzösische Prosaroman aus dem frühen 13. Jahrhundert[3]). Eine Summa höfisch-chevaleresker Erzählkunst, die in ihrer Stoffmasse ihresgleichen nicht hat, nicht in der mittelalterlichen und nicht in der barocken Welt. Davon gehen mannigfaltige Äste aus: Prosaübertragungen und Versbearbeitungen in niederländischer und deutscher, in englischer und schottischer, in italienischer, spanischer und portugiesischer Sprache. Besonders reich ist die deutsche und niederländische Literatur an Zweigen der Prosa-Lancelot-Sippe. Erst noch vor 20 Jahren wurden umfangreiche Fragmente von 5½ Tausend Versen einer mndld. Lancelot-Dichtung aufgefunden, der 'Lantsloot van der Haghedochte'[4]). Eine oder gar zwei deutsche Lancelot-Romane sind zudem auf Grund von Überlieferungen bei Wolfram, beim Stricker und bei Heinrich von dem Türlin zu erschließen[5]).

Ein einziges Mal griff ein wirklicher Künstler nach dem Lancelot-Stoff: Chrétien de Troyes in seinem 'Chevalier de la Charrette'. Das Werk, an dem die Chrétien-Forschung so gerne verzweifelte, das vielfach eine brüske Abwertung erfuhr[6]), allerdings auch seine heimlichen Bewunderer hat (zu denen ich mich gerne zähle), blieb Fragment und ohne größere Ausstrahlung. Immerhin rettete es den Kern der Lancelot-Geschichte: die Ginevra-Liebe. Der Ritter, der allem höfischen Comment zuwider den Karren besteigt und die Schwertbrücke überschreitet, um zu seiner Kö-

[3]) P. Tilvis, Prosa-Lancelot-Studien I–II (AASF, ser. B, t. 110), Helsinki 1957, geht mit dem Ansatz ins 12. Jahrhundert, ja vor Chrétiens 'Charrette' zurück (siehe die Tafel III, S. 211, deren Begründung in einer späteren Studie folgen soll).

[4]) Siehe Friedr. Meuser, Lantsloot van der Haghedochte, Bruchstücke eines neuen mittelniederländischen Artusromans, Marburger Diss. 1939 (Masch.-Schr.), und M. Draak, De middelnederlandse vertalingen van de Proza-Lancelot (Medelingen der Kon. Nederl. Akad. v. Wetensch., Afd. Letterkunde, N. R. 17, Nr. 7), Amsterdam 1954, S. 26 ff.

[5]) Siehe G. Rosenhagen, Muntane Cluse, ZfdPh. 29 (1897), S. 150–164.

[6]) Vor allem durch W. Foerster, Einleitung zum Wörterbuch zu Kristians von Troyes sämtl. Werken, 1. Aufl. 1914, S. 92* (zit. bei St. Hofer, Chrétien de Troyes, Graz-Köln 1954, S. 138); siehe auch Jessie L. Weston, The Legend of Sir Lancelot du Lac, London 1901, S. 43 ff., und J. D. Bruce, The Evolution of Arthurian Romance from the Beginnings down to the Year 1300 (Hesperia, Erg.-Reihe 8), Göttingen 1928, vol. I, S. 195.

nigin zu gelangen, konnte wenigstens im französischen Kulturbereich nie gänzlich vergessen werden.

In Deutschland hingegen bewahrte die Lancelot-Gestalt nichts vor der Auflösung ihrer Konturen. Chrétiens Karrenritter inspirierte keinen Meister der Blütezeit zur Nachschöpfung und Umgestaltung. Hartmann kannte ihn nicht, wie seine Darstellung vom Ginover-Raub im 'Iwein' beweist (4570 ff.); Wolfram hingegen konnte die Schwertbrückenszene (Parz. 387, 1; 583, 8) doch wohl nur durch Chrétiens Werk vermittelt worden sein. Der deutsche Lancelot der Blütezeit, Ulrichs von Zatzikhofen 'Lanzelet', aber war dazu angetan, dem deutschen Publikum das »wahre«, d. h. das in der ganzen Romania, den Niederlanden und Großbritannien geschichtlich wirksame Lancelot-Bild zu verdunkeln. Das gilt von Stoff und Charaktere. Ulrich fußt bekanntlich auf einer Sonderquelle – dem *welschen buoch* des Hugo von Morville –, die weder das Karrenabenteuer noch die Ginevra-Liebe kennt und keinen Hauch höfischer Verfeinerung erkennen läßt. Zudem vermittelt Ulrich ein Lancelot-Bild, das von der großen Tradition völlig abweicht: ein sinnlich-unbekümmerter Held steht vor uns, der *wîpsaelige Lanzelet,* der *saeligste man,* der *niht enweiz waz trûren ist,* harmlos-oberflächlich und ohne jenen Funken der Unsterblichkeit, der, auch nach langem Vergessen, immer wieder die Imaginationskraft der Leser anzufachen vermag.

Der 'Lanzelet' des Zatzikhofers stand aber auch allzulange einer deutschen Lancelot-Philologie im Wege: er verdrängte den deutschen Prosaroman, der nicht nur, als echter Sproß der abendländischen Lancelot-Überlieferung, in seiner allgemeinen kulturgeschichtlichen Stellung, sondern auch als Gegenstand der deutschen Literaturgeschichte von ungleich größerer Bedeutung ist: er ist der erste Vertreter einer deutschen höfischen Prosa und hat seinen geschichtlichen Platz noch in der sog. Blütezeit. Seit der Entdeckung der Fragmente A und M, die ohne jeden Zweifel zur P-Überlieferung gehören, ist dies keine Frage mehr[7]). Trotzdem behandelt die deutsche Literaturgeschichte den Prosa-Lancelot immer noch entweder als Anhang zum 'Lanzelet' oder im Rahmen der spätmittelalterlichen erzählenden Prosa (womit er eo ipso als Zeuge einer vorwiegend bürgerlichen Geisteshaltung abgestempelt wird), was ebenso ungeschichtlich ist, als wollte man den 'Erec' auf Grund der Ambraser-Überlieferung in den Beginn des 16. Jahrhunderts verweisen. Zwar darf, wie Tilvis vor kurzem gezeigt hat[8]), an der alten Datierung des Amorbacher-Fragments »um 1225« nicht mehr festgehalten werden (seit wann besitzt die Paläographie Kriterien, die so genau zu bestimmen vermögen?): eine gründliche schrift-

[7]) Zur Orientierung der Überlieferungsfragen siehe die Einleitung Kluges a.a.O. XIV ff.

[8]) a.a.O. S. 125 ff.

und sprachkundliche Untersuchung rückt es ans Ende des 13. Jahrhunderts. Dafür ist das M-Fragment vor der Mitte des 13. Jahrhunderts anzusetzen, so daß wir nach wie vor den deutschen Prosa-Lancelot als Werk der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zu betrachten haben. Der Literaturgeschichtsschreibung aber erwächst die Aufgabe, ihn in die Reihe der höfischen Meisterwerke einzugliedern. Ich denke, er hat seinen Platz unmittelbar nach dem 'Tristan'. Erec, Iwein, Parzival, Tristan, Lancelot: in dieser Entwicklungsspanne erfüllt sich die große höfisch-ritterliche Literatur in Deutschland.

Daß der deutsche Prosa-Lancelot eine rheinische Artusdichtung des frühen 13. Jahrhunderts erweist, sei hier nur am Rande vermerkt. Tilvis hat nicht nur eine niederländische Fassung als unmittelbare Vorlage des deutschen Romans erwiesen, sondern diesen selbst als mittelfränkisches (ripuarisches) Werk bestimmt[9]). Der Rezeptionsraum der »matière bretonne« erweitert sich so beträchtlich; alte Fragen, die abgetan schienen, stellen sich mit neuer Dringlichkeit[10]).

Die Stellung, die ich dem Prosa-Lancelot in einer Geschichte der deutschen Literatur zuschreiben möchte, wird denjenigen befremden, der ihn nur als Übersetzungswerk verstehen will. Gewiß wird man mit Recht selbst einer meisterhaften Übertragung im Rahmen der Nationalliteratur weniger Bedeutung zumessen als irgendeinem mäßigen Originalwerk (und dies, selbst wenn deren Ausstrahlungskraft der großen nationalen Dichtung nicht nachsteht: man denke an den deutschen Homer und den deutschen Shakespeare). Allein, die Stellung des 'Lancelot' unterscheidet sich in charakteristischer Weise von derjenigen, die Übersetzungen in der Regel einnehmen. Nicht nur, daß den deutschen 'Lancelot' keine spürbare zeitliche Distanz vom Original trennt: er fällt auch in dieselbe Kulturschicht ein, aus der dieses hervorgegangen. Aus diesem Grunde ist er nicht nur Ferment der nationalen Literatur und Element der Bildung, sondern lebendig-unverrückbares Glied der geistesgeschichtlichen Entwicklung. Was Hartmann, Wolfram, Gottfried durch schöpferische Umformung französischer Meisterwerke geleistet haben, das führt der deutsche 'Lancelot' in einfacher Übertragung weiter. Er füllt gleichsam einen freien Platz aus, und so bedeutete seine Ausklammerung eine Unterbrechung des Ganges der deutschen Geistesgeschichte. Eine solche »stellvertretende« Rolle zu spielen, war der 'Lancelot' um so eher geeignet, als er auch in seiner originalen Gestalt keinen spezifisch nationalen Ausdruck gefunden hat und seine »Re-

[9]) a.a.O. Studie I und Mittelniederländisches im Prosa-Lancelot I, Neuphilol. Mitteilungen LII (1951), S. 195–205.

[10]) Noch F. Ranke in seiner Rezension von Kluges Lancelot I (AfdA 64, 1951, S. 111, Fn. 1) lehnte jeden Gedanken an eine mndld. Vermittlung zurück. »Diese Vorstellung ist für die Zeit um 1225 längst nicht mehr bindend.«

produktionen« auch als Kunstwerk kaum überragt. Was sich überlieferungsgeschichtlich in klarer Deszendenz als ein Nacheinander darstellt, das ist in geistesgeschichtlicher Sicht und Wertung eher ein Nebeneinander. Der 'Lancelot' stellt gleichsam eine Familie mit gleichberechtigten Gliedern dar. So darf man sagen, daß der deutsche Prosa-Roman weniger ein französisches Originalwerk vermittelt, als die abendländische Lancelot-Tradition vertritt.

Es ist in unserer eher gedächtnisschwachen Zeit kein Kleines, sich ein so stoffträchtiges Werk wie den Prosa-Lancelot anzueignen. Schon die Textausgabe scheint aus diesem Grunde auf größte Schwierigkeiten zu stoßen: noch verfügen wir nicht über den zweiten und dritten Teil des deutschen 'Lancelot'. Der erste ist freilich der bedeutendste, und er genügt uns, um daraus ein abgerundetes Lancelot-Bild zu gewinnen. Die unbestreitbare Faszinationskraft der Hauptgestalt vermag dann wohl auch in vermehrtem Maße unser Interesse dem Roman als solchem, seinen stoff- und formgeschichtlichen Problemen zuzuwenden.

Wir hatten an die Lancelot-Lektüre Francescas und Paolos in Dantes Inferno erinnert. Die Episode des Romans, die dem Florentiner vorschwebte, findet sich gegen Ende des Galahot-Buches und ist wie keine andere geeignet, uns »matière« und »san« des Prosa-Lancelots zu erschließen. Es ist in vorgerückter Abendstunde, der Schauplatz eine blumige Wiese in wasserreicher, von Hecken und Baumgruppen begrenzter Gegend. Dort wird Lancelot, nach einer Reihe großartiger Waffentaten, durch die Vermittlung Galahots – deshalb »Galeotto fu il libro e chi lo scrisse!« – mit der Königin Ginevra, der Gemahlin des Königs Artus, zusammengeführt. Lancelot *zittert so sere das er die konigin kam mocht gegrußen, und wart miteinander bleich . . . Er sluc die augen off jhen erden als der sich sere schampte* (290, 20 ff.). An dieser Haltung erkennt ihn die Königin. Und nun hebt das Gespräch an, zögernd und gedämpft. Die Königin führt es. Sie fragt den Ritter nach den nähern Umständen eines kürzlich stattgefundenen Kampfes. Lancelot antwortet in der Demut eines Knechtes – *als blöteclich* – fast nur mit Ja und Nein: *Nein ich, frauw – ich bin'z, frauw – Ja ich, frauw – neyn ich, frauw, ich was es nicht.* '*Nu saget mir, herre*', spricht sie weiter, '*wer uch ritter mecht*'. '*Das datent irselb, frau*', *sprach er* . . . Und nun folgt, in behutsamem Frage- und verhaltenem Antwortspiel, die Geschichte von Lancelots Liebe und Treue. Was früher in verwirrenden, langatmigen Abenteuergeschichten an uns vorbeigezogen ist, das wird nun durchsichtig durch den Bezug auf die Ginevra-Liebe. In der Enthüllung des Vergangenen wird Liebe bewußt, wird sie Seufzer, Sprache, Geständnis. '*Sagent manlich*', *sprach sie*, '*ich weiß wol, das irs* (die Waffentaten) *eintweder durch frauwen oder durch jungfrauwen datent. Nu sagent mir wer sie sy, by den truwen, die ir mir schuldig sint.*' – '*Ach liebe frauw, habent myn gnade! ich*

siehe wol das ichs sagen muß: ir sint es selbe.' – 'Bin ichs?' sprach sie. 'Ja ir, frauw.' Und an wenig späterer Stelle (293, 31): *'Nu sagent mir', sprach sie, 'durch wes willen datent ir alle die guten ritterschafft, die ir ie hant gethan?' – 'Durch uwern willen, frauw', sprach er. 'Hant ir mich so lieb?' sprach sie. 'Ja ich, frauw', sprach er, 'min selbs lip han ich als liep nit als ich uch han.'*

Ich brauche die Szene nicht weiter zu beschreiben. Aber wir verstehen, daß sie Dante im Gedächtnis haften blieb, daß er sich ihrer bediente, um den Ursprung der Francesca-Liebe zu deuten. Sie gehört zum Schönsten, zum Zartesten, was mittelalterliche Dichtung geschaffen hat, sie strahlt ganz den Zauber der Bekenntnisszene des 'Tristan' aus, die dem Minnetranke folgt. Auch dort führt die Frau das Gespräch, und auch dort ist es die Erinnerung an Vergangenes, die das Wort entbindet und die Verzauberung bewußt macht. Thema und Stimmung unserer Lancelot-Szene verraten Tristannähe. Hüten wir uns aber, diesem ersten Eindruck folgend, in der Lancelotminne eine Wiederholung der Tristanminne zu sehen. Diese ist leidenschaftlich bedingt, ist naturhaft, ist Fatum: der magische Minnetrank als ihr Zeichen spricht es aus. Und wenn auch Gottfried versucht haben mag, diese Liebe auf die höfische Ethik auszurichten, sie mit höfischer *êre* und damit mit den Forderungen der Gesellschaft in Einklang zu bringen, so konnte das nur in einer nie aufzulösenden Dialektik erfolgen; diese Liebe bleibt ihrem Ursprung und ihrem Wesen nach außerhöfisch. – Die Lancelotliebe ist hingegen das Paradigma der höfischen Minne, mehr: sie ist ihre erste, wesentlichste, gültigste Gestaltung im Bereiche des Epischen. Sie wurzelt nicht in magischem Erfaßtwerden, zieht ihre Nahrung nicht aus dem süßen Gifttrank der Verzauberung. Sie ist Dienst. Sie beginnt damit, daß Ginevra den jungen Lancelot, den noch Namenlosen, zu ihrem Ritter machte und sprach: *'Viel lieber frunt, got von hymmel muß uch bewarn'* (139, 23 f.). *'Das wort enkam mir nummer sitherre ußer mynem herczen ... Das wort hat mich getrost zu allen mynen noten, das wort hat mich beschirmet in allen mynen nöten vor allen mynen finden, das wort hat mich ußer allen mynen sorgen bracht, es hatt mich sat gemacht so ich hungerig was, es hatt mich ußer großen armuten bracht und hat mich fast rich gemacht'* (294, 16 ff.). Größe und Wirkung, Tiefe und Höhe der Liebe, ihr ganzes schweres Pathos beruht auf diesem Dienst. Die Frau von Maloaut erfaßt diesen Zusammenhang aufs genaueste, wenn sie angesichts der unerhörten Waffentaten Lancelots in ihrem Herzen bedenkt, daß dieser Ritter *niergen enminnete, es were danne gar hoch* (253, 31). Und Hektor – ein anderer Held des Romans – spricht von einer *frouwe: Ir schonheit hat mich wol zwier als frům gemacht als ich was ... Berürent mich nůn mit uwer bloßen hant! Da von wil ich stercker sin und kóner on schilt und on helm, dann ich suß mit beiden were* (438, 25 ff.). Damit ist diese Minne ihrem Wesen nach ethisch, und das Problem des Ehebruchs, ob er sich auch faktisch vollzieht, braucht nicht gestellt

zu werden. Lancelot ist nicht wie Tristan *triuwelôs-triuwe,* und somit hat auch König Artus keinen Anteil an diesem Drama der Minne wie König Marke im Tristanepos. Es bestätigt sich auch an dieser Stelle, daß Lancelot nicht als Tristan-Wiederholung oder Tristan-Paraphrase verstanden werden darf.

Wenn Minne durch Dienst ins Sittliche gehoben wird, so hebt sich auch der Dualismus von Aventiure und Minne auf, der das Problem Erecs und Iweins ist. Diese beiden Artusritter müssen lernen, die Forderungen ritterlicher Tat mit den Verpflichtungen der (ehelichen) Minne, die Sozietät mit dem individuellen Glück in Einklang zu bringen: in solcher Harmonisierung, *mâze,* wie Hartmann sie nannte, besteht ihre eigentliche sittliche Leistung. Lancelot kennt weder die Gefahr des »Verliegens« noch des »Verritterns«, damit auch nicht die Aufgabe des Ausgleichs. Minne und ritterliche Leistung sind in der höfischen Liebe zur verheirateten Frau von Anbeginn im Einklang.

Und nun erwarten wir ein strahlendes Rittertum: ruhmvolle Waffentaten, geweiht vom Glanz der Minne, gekrönt vom Lohn der frouwe. Und in der Tat zieht Lancelot als »weißer Ritter« auf die erste Abenteuerfahrt, und seine Taten erregen die Bewunderung der Welt. Heldentum gewiß, einmalig und vorbildlich – aber strahlend? Nein. Diese Minne bewirkt zwar die heldische Tat, aber sie erhöht nicht auch die Seele, macht sie nicht leuchtend und kraftvoll, sie wirft über sie vielmehr die Schatten der Trauer. Und dieser Schatten spiegelt sich auf Lancelots Antlitz: die Stirne ist gesenkt, und hinter ihr gehen rastlos die Gedanken. Der Blick ist nach innen gerichtet und feucht. Der Zunge fällt das Reden schwer, alle homerische Beredsamkeit, auch im Zweikampf, geht Lancelot ab. Wir empfinden dies um so stärker, als Gawan auch im Prosaroman in schönster Weise des Wortes mächtig ist und Hektor seine Kämpfe mit den muntersten Reden begleitet. Dies ist das Bild Lancelots – und es ist bezeichnend, daß es in der Form des Präsens gegeben wird: *Er enspielt oder lachet noch enhett keyn freud in der welt anders dann das er allweg in großen gedencken was. Er enißt noch trincket noch enschleffet wedder tag noch nacht, er ist oben off dem thorn zu alleröberst und sicht alumb als ein man, der sere in ungemach ist* (449, 8 ff.). Das ist kein Zustand des Augenblicks noch Ausdruck eines besonderen Leidens, einer gegenwärtigen Not, sondern das Bild der Seele. Ich vermag mich nicht zu erinnern, daß Lancelot einmal lacht, daß er seinen Ernst ablegt, daß sich die Zunge zu Gesprächen lockert. Auch die höchste Gunst der Königin beseligt ihn nicht. Er kennt keinen Leichtsinn, kein Vergessen. Des Nachts wälzt er sich unruhig auf seinem Lager, das er mit Tränen netzt; dem Munde entringen sich die Worte: '*Hei armes mensch, was sol din werden?*' (282, 27). Mit Bestürzung hat ihn Galahot, sein Freund – den Ritter der magnanimitas möchte ich ihn nennen –, im Schlafe

beobachtet. Er bittet Lancelot, ihm sein Leid zu bekennen, und sieht sich einem vollends Fassungslosen gegenüber. Endlich vermag Lancelot zu sagen: '*Alles daz ungemach das ich han, das dut mir myn hercz*' (283, 24 f.).

Das ist das Bild des Melancholikers. Wir erwarten *hohen muot* und finden *swaeren muot:* acedia. Sie gehört zu den sieben Todsünden. Thomas von Aquin hat sie, ein halbes Jahrhundert später, als Störung der Liebe zu Gott beschrieben, als »passio animalis« mit zahlreichen Tochtersünden[11]); David von Augsburg als »taedium boni«, als »irrationalis tristitia«, die das Gemüt beschwert, als »inordinata tristitia«, *ungeordente trûrikeit* in alter Übertragung[12]). Dante, hier noch völlig mittelalterlich, wenn auch ein Jahrhundert nach dem Lancelot-Roman, hat die »accidiosi« lapidar und verächtlich »la gente che sospira« (Inf. VII, 118) genannt und im Sumpfe des 5. Höllenkreises ersäuft. Im Umkreis mittelalterlichen Denkens erfährt die acedia nirgends positive Wertung.

Verwechseln wir sie nicht mit dem *trûren* der Minnesänger: dieses hat immer etwas Gespieltes, und es äußerst sich in beredtem Wort und schöner Klage, ja es ist Anlaß und Gegenstand gesellschaftlicher *vröude!* Auch hat der Troubadour zur Trauer seine guten Gründe: die Kälte, Grausamkeit und Launenhaftigkeit der geminnten Dame oder dann die Nachstellungen und Verleumdungen der Merker. Das gilt alles nicht von der Traurigkeit Lancelots. Sie hat auch nichts mit dem *trûren* Parzivals gemein, das aus der Sehnsucht nach dem höchsten Gute und im Bewußtsein, es verspielt zu haben, aufsteigt. Bei Lancelot ist sie Farbe des Herzens, ein integrierender Zug der Seele; es ist eine 'konstitutionelle' Trauer, von der Guardini einmal spricht, die nicht aus einem Anlaß, sondern aus dem Dasein selbst erwächst. Deshalb ist sie ohne Grund, und wo Gründe aufzuweisen wären, da sind sie irrelevant. Man kann nur feststellen, daß sie unlösbar mit der Minne verbunden ist, ja daß diese als species der Schwermut erscheint. Petrarca hat sie so erlebt und künstlerisch verklärt. Was Laster, Todsünde war, ist zur Feier der Seele geworden. Melancholie wird zur Göttin, die Poesie spendet und einen neuen Adel des Herzens verleiht. In dieser neuen Wertung geht Lancelot voran. Er ist der erste, der nicht mehr unter das Verdikt der acedia fällt, der erste Ritter, der nicht zur *vröude* als letzter und selbstverständlicher, weil sozialer Forderung verpflichtet ist.

Das hängt zusammen mit dem Verlust des *hohen muotes*. Dieser ist das beschwingte Lebensgefühl des edel Geborenen und edel Strebenden. Der *hohe muot* verleiht den Waffentaten ihren bezaubernden Glanz und der Minne, der glücklichen und unglücklichen, den Duft der Schönheit. Er

[11]) Su. theol. II, II, q. 34.

[12]) De exterioris et interioris hominis compositione, Quaracchi 1899, II, c. 16, n. 3 (S. 103), und II, c. 21 (S. 107); Sieben Vorregeln der Tugend, F. Pfeiffer, Deutsche Mystiker I, 319, 10.

schafft die Atmosphäre der *vröude,* die sich auf der höfischen Gesellschaft lagert, ja er ist diese *vröude* selbst. Und nun umhüllen Lancelots Haupt die Schatten des *swaeren muotes.* Sie bewirken, daß auch die erstaunlichsten Proben ritterlicher Tapferkeit und Kühnheit, die Lancelot vollbringt, den Leser nicht zu erwärmen vermögen: es fehlt ihnen die Schwungkraft, die allein der *hohe muot* verleiht. Lancelot erscheint in Kampfszenen oft wie eine Marionette: von unsichtbaren Kräften bewegt, vollbringt er die ihm auferlegten Taten. Die Regie führen nicht Kühnheit, Kraft und *list,* sondern Blicke und Zeichen der Königin oder dann Auftrag, Zorn oder Verzweiflung.

Dem *swaeren muot* entsprechen Bilder der Passivität viel besser als Kampfszenen. Sie sind es auch, die sich dem Leser einprägen, sie haben dichterisch-suggestive Kraft. Lancelot während des Artus-Galehot-Krieges, als schwarzer Ritter auf einer Furt stehend, groß und einsam, auf seinen Speer gestützt, den Blick auf eine einzige Stelle gerichtet, auf die Laube, wo er die Königin weiß (264 f.): solche Visionen vergißt man nicht wieder. Und ähnlich bestrickend wirken mannigfaltige Bilder des gefangenen Lancelot. Es sind Projektionen der Schwermut der Seele.

Töchter der acedia sind Wahnsinn und Verzweiflung. Bekannt ist der Wahnsinn Iweins[13]). Hervorgerufen durch Lunetens Fluch, durch Ehr- und Minneverlust, ist er Zeichen einer letzten Not, Ausdruck des Ausgestoßenseins, nicht aber Krankheit des Herzens, Trauma der Seele. Dies trifft für Lancelots *dobesucht* zu. Sie erscheint als letzte Steigerung *von gedencken und von ruwen* (466, 26), von *wachen und von vasten* (596, 31), angekündigt durch »Furcht, die schwer wie ein Stein auf dem Herzen liegt« (596, 23). Iwein wird von ihr wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel getroffen, über Lancelots Haupt hängt sie als ständig drohende Wolke; sie fällt auf ihn nieder, ausgelöst durch ein bloßes Traum- und Gaukelbild, das nicht einmal Zukünftiges oder Mögliches, geschweige denn eine Wirklichkeit ankündet: *die konigin in einem pavilun schlaffend ... mit eim fremden ritter* (593, 28).

Wenn wir bedenken, daß Minne Schwermut und Wahnsinn bewirkt, so erwarten wir in Lancelot das Feuer stärkster Sinnlichkeit. Das trifft indes nicht zu: der Lancelot des Prosaromans ist Asket, steht also im stärksten Gegensatz zum *wîpsaeligen* Lanzelet des Zatzikhofers. Galahot meint von ihm: *Keyn jungfrau wart nie also schamhafftig als er ist, das weiß ich furwar wol* (506, 5 f.). Der Freund hat recht. Jungfrauen ohne Zahl, die seinen Weg kreuzen – es wimmelt nur so von reisenden Fräuleins in diesem Roman[14]) – bemühen sich um unsern Helden, locken ihn, suchen ihn zu verführen.

[13]) Chrétien 2774 ff.; Hartmann 3201 ff.

[14]) Sie verdienten eine besondere Studie! Im Funktionscharakter, der ihnen zukommt, zeigen sie eine Märchenstrukturform an.

Lancelot bleibt unberührt. Aber auch Frauen, Damen hohen Adels, denen er seine Hilfe anbietet oder die ihn gefangen halten, wobei sie sich unfehlbar in ihn verlieben, haben nicht die geringste Aussicht auf Gegenliebe. Bereits von der ersten Dame, für die Lancelot zu kämpfen hat, der Frau von Noans, heißt es: *Die frauw was ein die schönst frauw von der welt, daroff enachtet er nit vil, er ließ keyn schönheit in sin herczꝛ geen* (147, 104). Er wird sogar unhöflich. Einer Jungfrau, die ihn herausfordernd fragt – und das ist ihre letzte Waffe –, ob sie denn häßlich sei, antwortet er: *'Ja ir, ir sint mir so heßlich das ich uchs nit gesagen kan'* (611, 43 f.). Besonders eindrucksvoll aber ist eine andere Episode (577, 25 ff.): einer Jungfrau, die umsonst versucht hat, den Spröden zu besiegen, gelingt es, ihm einen Kuß zu rauben. Da läuft er aus dem Zelt und wäscht seinen Mund mit kaltem Wasser: ein fast kultisch anmutender Akt der Reinigung.

Solche Verführungs- und Bewährungsszenen muten an wie Stationen auf dem Prüfungsweg eines Heiligen. Das Bild des Heiligen vollendet sich, wenn eine Jungfrau vor ihm niederkniet und seine Füße küßt (585, 32 f.); oder wenn wir lesen, daß Lancelots Blut imstande war, Schwerverwundete zu heilen (456, 11 f.). Als Erlöser wirkt er im Abenteuer von Finster Ascalon (562 ff.), indem er Burg, Münster und Bewohner *von großer unseligkeit,* von Gestank und Finsternis befreit. Es ist ein Teufelskampf, den nur der heiligmäßige Ritter zu bestehen vermag. Am Schluß des Romans greift Lancelot gar zum Ordenskleid, um in strenger Buße sein Leben zu beschließen. Die Legende mit ihren Formen ist hier überall mit Händen zu greifen, wie überhaupt die kirchlich-theologischen Tendenzen des Verfassers und Kompilators sehr stark hervortreten: es scheint mir kaum eine Frage zu sein, daß dies ein Geistlicher gewesen ist.

Der Heilige ist aber auch Märtyrer. Ich muß an dieser Stelle eine der berühmtesten Szenen des 'Lancelot' heraufbeschwören: die Überschreitung der Schwertbrücke (628 f.). Sie stellt den Höhepunkt des Karrenabenteuers dar, findet sich also auch in Chrétiens Gedicht. Um nach Gorre zu gelangen, wo die von Meleagant geraubte Königin gefangen liegt, muß eine Brücke überschritten werden, die so schmal und scharf ist wie die Schneide eines Schwertes. Unter ihr schießt schwarzes Wasser dahin so schnell wie der Pfeil vom Bogen. Lancelot geht auf Händen und Füßen hinüber, der erste, der diese Probe besteht; es ist ein Marterweg ohnegleichen. Die Gliedmaßen sind ihm verschnitten, das Blut strömt aus allen Fugen der Rüstung. Drüben im Schloß blickt die Königin aus einem Turmfenster heraus: Lancelot hatte sich vor ihr, bevor er die Schwertbrücke betrat, wie vor dem Bilde einer Heiligen geneigt und das Zeichen des Heiligen Kreuzes über sich geschlagen. Und nun auf der Brücke, auf Messers Schneide zwischen Leben und Tod, sieht er, wenn seine Kraft weicht und das Herz verzagen will, hinüber zu jenem Bilde.

Schon der Weg zur Schwertbrücke war ein einziger Weg der Passion. Er beginnt mit der Karrenfahrt (604 f.). Ein häßlicher Zwerg hat den Ritter aufgefordert, seinen Karren zu besteigen, dann werde er ihn die Königin sehen lassen. Lancelot tut's, obschon die Fahrt auf einem Karren äußerste Ehrlosigkeit bedeutet. So weist Gawan, der ebenfalls auf der Suche nach der Königin ist, die Aufforderung des Zwergs mit Entrüstung zurück. Für Lancelot aber wird die persönliche Ehre sinnlos, wenn es um Leben und Ehre der Königin geht. Und so fährt er im Karren als Gezeichneter. Der Zwerg selbst schilt ihn einen *stinkenden ritter,* jeder, der dem Gefährte begegnet, darf Lancelot ungestraft schmähen, ja er wird mit Erdschollen beworfen wie ein Dieb auf dem Weg zum Galgen. Diese Schmach duldet er so stumm wie die Qualen des Leibes auf der tödlichen Schneide der Schwertbrücke.

Schon immer hat die Leidensfähigkeit den christlichen Heiligen und Märtyrer mit dem Ritter verbunden. Und entsprechend hat die Form der Legende zweifelsohne von Anbeginn den höfischen Ritterroman in Anlage und Motivierung mitbestimmt, wie dieser wieder auf die Hagiographie zurückgewirkt hat: man denke an die 'Vita' des deutschen Mystikers Seuse, dieser sehr bewußten Kontrafaktur vorbildlichen Ritterlebens. Diese Zusammenhänge sind im Lancelotroman und in der Gestalt des Ritters Lancelot besonders greifbar.

Es entgeht dem aufmerksamen Leser nicht, daß das Bild Lancelots, wie es uns aus dem Prosaroman entgegentritt, nicht ohne Widersprüche ist. Das rührt wohl vor allem daher, daß es in der Entwicklung des Sagenstoffes entscheidend umgeformt wurde: der harmlos-sinnliche Lanzelet des Zatzikhofers erweist es wie der höfisch-ritterliche Lancelot Meister Chrétiens. Wir wissen nicht, wieviele Metamorphosen der Prosaroman durchgemacht hat, denken uns jedoch dessen Urgestalt einfacher und geradliniger als den Zyklus der Überlieferung. Wenn wir nun mit Bruce [15]) einen Schöpfer des in Geist und Stil einheitlichen 'Galahot-Teils' (= Lancelot I) annehmen (was nicht stringent zu beweisen ist, aber als ansprechbare Hypothese gelten darf), so wäre dieser nicht nur ein geschickter Stofforganisator, sondern der entscheidende Umgestalter des Lancelot-Bildes gewesen. Er steigerte den höfisch-ritterlichen Liebhaber zum eigentlichen Asketen, was in der Folge den Anschluß des Romans an die Gralsage erlaubte: Lancelot ist in den späteren Partien des Zyklus Gralsucher wie sein Sohn Galaad und Parzival. Der Galahot-Dichter hauchte Lancelot aber auch den Geist der Melancholie ein, und dieser ist es, der die Züge des hochmittelalterlichen Ritters am entschiedensten zu verwandeln vermochte.

---

[15]) a. a. O. I, 397 ff.

Die Umformung des Lancelot-Bildes ist nun dem Galahot-Dichter nur halbwegs geglückt. Sie konnte auch nicht gelingen, wenn man nicht konstituierende Elemente der überlieferten Lancelot-Materie zu opfern gewillt war. Das aber kam für unsern Autor nicht in Frage. So gab er Lancelot von seiner eigenen Schwermut zu trinken, ließ ihn aber als Held aller Helden, als *bluome der ritterschaft* Taten vollbringen, die nur der *hohe muot* zu leisten vermag oder doch nur durch ihn sinnvoll werden. Er stimmt weiter die Liebe zwischen Lancelot und Ginevra ins Sentimentale um, behält aber die Formen höfischen Dienstverhältnisses bei. Endlich läßt er Lancelot fast ganz aus seinem persönlichen Wesen heraus leben – denn Schwermut ist eine Krankheit fortgeschrittener Individuation –: dabei bleibt er jedoch Ritter der Tafelrunde und damit im verpflichtenden Verband der höfischen Gemeinschaft.

Hier liegt der entscheidende Bruch. Er bezeichnet zugleich den Krisenpunkt des höfischen Romans: die Umformung vorwiegend soziologischer Verhältnisse und Symbole ins Persönliche, Empfindsame. Im Widerspruch der individuell- empfindsamen Galahot-Freundschaft zur Gesellschaft der Artusritter wird uns diese Umwertung vielleicht am deutlichsten bewußt. Sie ist auch aus der Gesamtstimmung abzulesen, die über den meisten Szenen des Romans lagert. Da ist nichts mehr zu spüren vom Maienduft und Sonnenglanz, den Chrétien, Hartmann und Wolfram über den Artushof ausgebreitet haben. Vorbei ist *des meien bluomenzît,* die Heiterkeit des Pfingsttages, wo *mänlich im die vreude nam, der in dô aller beste gezam* (Iwein 63 f.), vorbei das *wunschleben,* die *hôchgezîten* ohne Ende mit Buhurt, Tanz und Saitenspiel. Der Artushof liegt düster und unfroh, und oft genug steigert sich die Freudlosigkeit zu bleicher Furcht und Todesahnung: *wann der hut lebet der stirbt morn, wir sint unsers libes nicht sicher* (511, 14 f.). Schwere Träume suchen Artus heim: die Haare schwinden, die Finger und Zehen fallen ihm ab wie dürre Zweige (222, 14 ff.). Galahot beunruhigen noch schlimmere Träume (483, 1 ff.); um deren Deutung bemühen sich zehn *meister von astronomie und nigromancie* (499 ff.). Eigentliche Weltuntergangsstimmung liegt besonders über dem 7. Buch (Die falsche Ginevra und Galahots Tod). Die »Hohfertig Garde«, *ein ußermaßen schöne burg, die stet als ob man alle die werlt da mit urlogen sol* (486, 14 f.), stürzt wie ein Kartenhaus mit ihren Türmen und Zinnen in sich zusammen, und in sieben Nächten folgen ihr alle Burgen und Städte des Landes Sorelois.

Das alles ist Geist und Stimmung des Spätmittelalters. Wir erinnern uns nun auch, daß wir die Züge Lancelots auf den Gesichern gotischer Plastiken wiederfinden, und verstehen sein Bild als Ausdruck eines Zeitalters. Die oben skizzierten Widersprüche mag der Leser des 13., 14. und 15. Jahrhunderts nicht empfunden haben: sie sind ja seine eigenen. Ja, man darf wohl behaupten, daß gerade im Janusgesicht Lancelots der Grund

seiner außerordentlichen Popularität zu suchen ist[16]). Und in den Szenen und Bildern des Romans fand der Leser einen Spiegel, wenn nicht seiner Wirklichkeit, so doch seiner Träume, seiner Sehnsüchte und Ängste, seiner Passionen. Das verriet uns ja schon die Francesca-Szene bei Dante! Der Dichter nannte das repräsentativste Buch der Zeit, das Buch, das sich an den einzelnen wendet und den müßigen Leser mit seiner Wunschwelt zu bestricken vermag. Deshalb: »Galeotto fu il libro e chi lo scrisse.«

Der Prosaroman von Lancelot ist ein wahrhaft säkulares Buch. Er wurzelt im Hochmittelalter und wurde zum Ausdruck des Spätmittelalters. Als Panorama eines Zeitalters mit all dessen geistigen und seelischen Inhalten ist sein Erkenntniswert für die Geistesgeschichte ein außerordentlicher. Seit Kluges, Draaks, Tilvis Arbeiten, die eine deutsche Lancelot-Philologie eröffnen, zweifeln wir nicht mehr daran, daß sich auch an diesem Werke das Wort des Horaz bewährt:

Multa renascentur quae iam cecidere.

---

[16]) Keineswegs ist es das 'Reizmittel schuldbeladener Liebe', wie Ehrismann meint (Gesch. d. dt. Lit. bis z. Ausgang d. MAs II, Schlußband S. 6).

Kapitelverzahnung und Kapitelrahmung durch das Wort im 'Ackermann aus Böhmen'

Von Fritz Tschirch (Freiburg/Br.)

Meiner Frau Magdalena zum Gedächtnis:
Ackermann (ed. Hübner) 34, 67–76

I

Konrad Burdachs und Alois Bernts große Ausgabe des 'Ackermann aus Böhmen' vom Jahre 1917 hat das Werk Johanns von Saaz als eins der bedeutendsten aus dem reichen deutschsprachigen Schrifttum des Spätmittelalters in die vorderste Reihe der Beachtung und der wissenschaftlichen Beschäftigung gerückt. Der überraschende Zufallsfund der lateinischen Widmungsschrift des Saazer Notars an seinen Prager Freund Peter von Tepl mit dem Beinamen Rothers, der Konrad Josef Heilig 1933 gelang, hat diese Arbeit in einer Weise intensiviert, wie das keinem anderen Werk aus den beiden Jahrhunderten des ausgehenden Mittelalters auch nur annähernd vergleichbar widerfahren ist. Zahlreiche in- und sogar ausländische Ausgaben, Übersetzungen ins Neuhochdeutsche wie in andere Sprachen bis hin zu freien Nachdichtungen, nicht weniger als drei Dissertationen und eine Flut von teilweise umfänglichen und bedeutsamen Aufsätzen in den einschlägigen Zeitschriften sind in diesen 25 Jahren erschienen. Davon vermittelt die sorgfältige Zusammenstellung dieses reichen Schrifttums bis 1953 in Krogmanns Ausgabe[1]) S. 249–264 ein eindrucksvolles Bild. Und auch seitdem schießt dieser Strom mit unverminderter Kraft dahin.

[1]) Johannes von Tepl: Der ackerman, her. v. Willy Krogmann (Deutsche Klassiker des Mittelalters, Neue Folge 1), Wiesbaden 1954. Trotz des äußeren Anscheins nicht so einwandfrei ist die Beschreibung der Überlieferung des Ackermann S. 55–80. Ich merke hier nur die beiden Irrtümer an, auf die ich zufällig gestoßen bin: S. 64: die Handschrift P der Universitätsbibliothek zu Jena trägt seit alters die Signatur Sag. 13 (statt des rätselhaften 5 f. 13). S. 68: Der Druck e (Basel 1474) ist nicht nur in einem einzigen ehemals Berliner Stück vorhanden; ein zweites besitzt die Jenaer Universitätsbibliothek aus der ehemals kurfürstlichen Bibliothek zu Wittenberg mit der Signatur Jur. XXV, 1 (2). Es ist ordnungsmäßig im Gesamtkatalog der Wiegendrucke 1 (1925) unter Nr. 196 nachgewiesen.

Durch Heiligs Entdeckung war die Aufmerksamkeit auf die Tatsache gelenkt worden, daß es sich im Ackermann nach der ausgesprochenen Absicht seines Verfassers um ein Wortkunstwerk im genauen Sinn dieser Bezeichnung handelt. Merkwürdig freilich ist es, festzustellen, daß die Forschung nur in vereinzelten Fällen den Anstoß unmittelbar genutzt hat, der ihr damit gegeben worden war. Zur entscheidenden Aufgabe ist ihr seitdem vielmehr die Vorlegung eines gültigen Textes geworden; um ihn zu begründen, hat sie geradezu mit verbissener Energie versucht, das Gestrüpp der zwar reichen, aber ungewöhnlich ungünstigen und verwickelten Überlieferung zu durchlichten. Dabei ist sie in ausgedehnte Kontroversen über den Wert insbesondere der Handschriften E und H wie der tschechischen Nachdichtung Tkadleček des Ludvík von Königgrätz geraten. Die Tatsache, daß seit 1937 nicht weniger als 6 deutsche und 2 englische Ausgaben vorgelegt worden sind, wie die weit auseinander liegenden Standorte in der Beurteilung der Überlieferung und in den Folgerungen für die Textherstellung lassen deutlich werden, daß die eingehenden und nachdrücklichen Bemühungen um die Textkonstitution des Ackermann von einem einigermaßen stimmigen Ergebnis noch weit entfernt sind – mehr noch: sie lassen es zweifelhaft erscheinen, ob ein solches Ergebnis in diesem Fall jemals erreichbar sein wird.

Gerade weil ein Fortgang auf diesem seit Arthur Hübners Ausgabe von 1937[2]) lebhaft beschrittenen Wege nicht so bald einen Aus- und Umblick in freies Land verheißt, darf für den Ackermann die eigentliche Aufgabe aller wissenschaftlichen Beschäftigung mit Dichtung, ihre Würdigung, ihre Erhellung als Wortkunstwerk, nicht weiter vernachlässigt werden. Den Untersuchungen, die Arthur Hübner[3]), Erich Trunz[4]) Anton Blaschka[5]), Hel-

---

[2]) Der Ackermann aus Böhmen; Textausgabe von Arthur Hübner (Altdeutsche Quellen 1), Leipzig 1937, [2]1954. Aus praktischen Gründen zitiere ich nach dieser augenblicklich verbreitetsten und am leichtesten greifbaren Ausgabe, ohne daß damit ihrer Textherstellung der Vorzug gegenüber den anderen neuen Ausgaben von Hammerich, Krogmann usw. gegeben werden soll. Doch kommt es, von allerdings gewichtigen Ausnahmen abgesehen, im allgemeinen für diese Untersuchung auf die unbedingte Genauigkeit des Wortlauts nicht an. Die entsprechenden Stellen sind ohnedies in diesen anderen Ausgaben leicht zu finden. Für die folgende Untersuchung muß im Gedächtnis behalten werden, daß auf den Ackermann die ungeraden, auf den Tod die geraden Kapitelziffern entfallen.

[3]) Das Deutsche im Ackermann aus Böhmen; Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse 1935, Nr. 8.

[4]) Der Ackermann aus Böhmen; Zeitschrift für deutsche Geisteswissenschaft 2 (1939) 15–28, insbesondere S. 17–19.

[5]) 550 Jahre Ackermann; Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Halle-Wittenberg, gesellschaftswiss. u. sprachwiss. Reihe 1 (1952), Heft 3, S. 41–52, insbesondere S. 48–50.

mut Stelzig[6]) und am eingehendsten und geschlossensten Joachim Weber[7]) in dieser Richtung mit verschiedenen Blickpunkten angestellt haben, möchte diese Studie, die sich mit zwei in innerem Zusammenhang stehenden stilistischen Erscheinungen beschäftigt, einen weiteren Beitrag anfügen.

II

Die erste Frage zum künstlerischen Verständnis eines Wortkunstwerks gilt für gewöhnlich seinem Aufbau, seiner Komposition. Wie steht es damit im Ackermann? Es kann nach den vorgenannten Untersuchungen heute keinen Zweifel mehr daran geben, daß sich ein folgerichtiger Aufbau des Streitgesprächs als eines geordneten Ganzen wie eine sinnvolle Geschlossenheit der einzelnen Kapitel erkennen läßt. So schreiten, auf den Gesamtbau des Werkes gesehen, die Gesprächsgegner »von wilder Anklage und kaltem Hohn fort zu sachlicher Zwiesprache und schließlich zur Bitte um Rat und zu weisem Trost«[8]); an die Stelle des rein persönlichen Anliegens, von dem der Wortstreit ausgeht, tritt die Erörterung der grundsätzlichen Fragen und damit eine wachsende Klarheit über das Problem, um das es letztlich geht[9]). So sind, in der Feingliederung der einzelnen Reden und Gegenreden, die ersten Kapitel deutlich in Schlag und Gegenschlag miteinander verbunden. Auf den leidenschaftlichen Fluch, mit dem der Ackermann seine Klage im 1. Kapitel erhebt, folgt als 2. Kapitel die verwunderte Frage des Todes, wen er vor sich habe und worum es sich überhaupt handle. Auf die gewünschte Auskunft hin, die der Ackermann darüber im 3. Kapitel gibt, erinnert sich der Tod im 4. Kapitel, wie er kürzlich in Böhmen an *einer erberen seligen tochter vnser genade gewurket* habe (4, 9); seine Schlußfrage, ob er die meine (4, 18/19), nimmt der Ackermann, unmittelbar einfallend, mit den Worten auf: *Ja herre, ich was ir friedel, sie mein amye* (5, 1). So sind der illusionslosen Darstellung des Todes vom Sein des Menschen im 24. seine rühmende Würdigung als wunderbares Geschöpf Gottes durch den Ackermann im 25., der Frauenschelte des Todes im 28. der Frauenpreis des Ackermanns im 29. Kapitel in schärfster Antithetik entgegenstellt. Damit freilich sind die unmittelbar einleuchtenden Fälle für die strenge Durchführung eines solchen Kompositionsprinzips bereits erschöpft – es sei denn, man beanstande, daß dabei auf solche Selbstverständlichkeiten wie die ebenso wohlüberlegte wie durchgeführte Rundung des Ganzen durch den

---

[6]) Ackermann-Studie, Versuch einer sprechwissenschaftlichen Analyse; ebenda 5 (1956) 435–438.

[7]) Kapitelaufbau und tektonischer Stil im Ackermann aus Böhmen; Masch.-Diss., Göttingen 1949.

[8]) Trunz a. a. O. 17.

[9]) Blaschka a. a. O. 46/47 glaubt gar, das eigentliche Streitgespräch in den zahlenmäßig gleichen Kapitelumfang von Kap. 1–16 und 17–32 aufgliedern zu können.

Richterspruch Gottes, auf den die letzten Streitreden der beiden Gegner hinzielen, im 33. und das herzandringende Schlußgebet im 34. Kapitel nicht eigens hingewiesen sei. Auch die einzelne Rede ist mehrfach über einem klar erkennbaren, durchsichtigen Baugerüst mit harmonischen Maßverhältnissen angelegt. Das hat bis in die letzten Feinheiten hinein die umfangreiche Arbeit von Joachim Weber nachgewiesen und ausgeführt.

Dennoch wäre es grundfalsch, die Maßstäbe, die wir nach der literarischen Entwicklung in den letzten 200 Jahren an die Komposition einer Dichtung im ganzen wie im einzelnen zu legen pflegen, für allgemein gültig zu halten und sie in diesem Werk des Spätmittelalters gar schon als verwirklicht anzusehen – vor allem Blaschka neigt zu dieser Auffassung (a.a.O. 47). Wie vorsichtig man in dieser Beziehung sein muß, wie groß die Gefahr ist, trotz aller Behutsamkeit und alles Wissens um die historische Andersartigkeit durch Eintragung moderner Gesichtspunkte in die Irre zu gehen, dafür genügt ein Beispiel.

Arthur Hübner hat von den 20 Seiten seiner knapp gefaßten Anmerkungen zu seiner Ausgabe anderthalb Seiten an den mit äußerstem Scharfsinn geführten Nachweis gewendet, „die innere Linie" eindringlich zu machen, »die bei aller Lockerheit des Baus durch das (abschließende) Gebet hindurchgeht« (S. 63) und gemeint, die Gründe seien zwingend, »die ein Festhalten an der überlieferten Folge« der 7 Bitten des Ackermanns fordern (S. 64). Die Schwierigkeiten, die dem »die Deutung des akrostichischen Befundes« entgegensetzt, sucht er durch gezwungene Annahmen wegzueskamotieren. Diese ganze, mit den feinsten Mitteln moderner Interpretationskunst geführte Auseinandersetzung ist in dem Augenblick in sich zusammengefallen, als Krogmann 1953 der ebenso verblüffende wie einleuchtende Nachweis gelang, daß das Akrostichon durch eine bereits vorher einmal versehentlich vorgenommene und schon früher nachgewiesene Vertauschung zweier aufeinander folgender loser Blätter, aus denen die Vorlage bestanden haben muß, in Unordnung geraten ist und durch die Rückgängigmachung dieses bislang unbemerkt gebliebenen Versehens leicht wiederhergestellt werden kann[10]). Damit war dieser Versuch Hübners, die überlieferte Folge zu rechtfertigen, als völlig verfehlt bloßgestellt. Der Irrtum, dem hier Hübner erlegen ist, ist um so bemerkenswerter, als gerade er in seinen letzten Arbeiten mehrfach darauf hingewiesen hat, »wie locker die Kapitel der zweiten Hälfte gereiht sind, weil der Dichter sich genötigt findet, über seine Grundposition hinauszugreifen, hierhin und dorthin«[11]),

[10]) Willy Krogmann: Das Akrostichon im Ackermann; Festschrift für Wolfgang Stammler; Berlin 1953, S. 130–145.

[11]) Arthur Hübner: Deutsches Mittelalter und italienische Renaissance im Ackermann aus Böhmen; Zeitschrift für Deutschkunde 51 (1937) 237 = Kleine Schriften zur deutschen Philologie, Berlin 1940, S. 207.

»daß namentlich zum Schlusse hin die Dichtung in Gründen und Gegengründen etwas ziemlich Zerpflücktes bekommt, daß einzelne Kapitel ganz mosaikartig werden . . . Da leitet nicht mehr ein Gesamtbild, ein geschlossener kompositorischer Gedanke den Dichter, sondern er nimmt die Argumente, wie er sie findet, vereinzelt, zusammenhanglos – übrigens eine gut mittelalterliche Art des Gestaltens«[12]).

Der Ackermann als Werk des Spätmittelalters ist selbstverständlich den literarischen Auffassungen und damit natürlich auch den Baugesetzen seiner Zeit unentziehbar unterworfen. Die Isolierung, in die er als Folge der von einem starken wissenschaftlichen Ansehen getragenen Untersuchungen Burdachs und seiner Grundauffassung als eines völlig vereinzelten frühen Renaissancewerks in der Geschichte der noch ganz unhumanistischen deutschsprachigen Literatur geraten ist, hat uns diese Tatsache einfach vergessen lasssen. Erst Hübners Arbeit hat diese geschichtlich falsche Sehweise energisch zurechtgerückt; ihre Nachwirkungen freilich sind, wie sich an der fortdauernden Verkennung dieser Selbstverständlichkeit zeigt, noch immer nicht voll überwunden.

Schon, daß wir den Ackermann ein (Streit-)Gespräch, einen Dialog nennen, ist in dieser Hinsicht nicht unbedenklich. Solche Benennung lenkt unsere Vorstellungen unbewußt auf Art und Gestaltung dieser dichterischen Aussageform in der neueren Zeit. Jedes Gespräch, das in unseren Augen diesen Namen verdient, fordert sorgfältiges Eingehen der Teilnehmer auf das, was der andere ausführt; in ihm fügt sich in strenger und durchsichtiger gedanklicher Ordnung folgerichtig ein Glied ans andere. Davon kann im Ackermann – die wenigen oben genannten Ausnahmen bestätigen die Regel! – keine Rede sein. Echt mittelalterlich stellen die beiden Partner ihre Überzeugung gegeneinander, und zwar für gewöhnlich schroff und unvermittelt, durchaus seltener gemildert und leise aufeinander abgestimmt; im Grunde beharren sie bis zum Schluß, unbelehrt und unbelehrbar, auf dem Standpunkt, den sie zu Anfang eingenommen haben; eine Entwicklung machen sie nicht durch; zu einer Einsicht werden sie durch die Argumente des andern nicht geführt. Eindringlich läßt sich diese Tatsache aus einer Wendung im Werk selbst belegen. Das letzte Mal, da der Tod das Wort nimmt, beharrt er zum Schluß (*damit wellen wir ende machen* 32, 4) mit den Worten: *Wir haben gesprochen vnd sprechen noch* (32, 3/4) auf seiner Meinung, die er von Anfang an gehegt und zuerst 8, 4–6 (das wird noch im einzelnen nachzuweisen sein) ausgesprochen hatte – gänzlich unberührt also von allem, was der Ackermann inzwischen vorgebracht. Wenn überhaupt ein Ergebnis erzielt, eine Lösung erreicht werden soll, so muß eine Instanz von außen eingreifen, deren überlegener Macht sich zu beugen beide gewillt oder

[12]) Ebenda 236 = 207.

gezwungen sind – wie es durch den Richterspruch Gottes im 33. Kapitel tatsächlich geschieht.

Dies gerade für mittelalterliche Disputationen eigentümliche Verfahren läuft genau so ab wie das, was Lessing witzig den „Kanzeldialog" genannt hat, den er 1778 im 10. Stück seiner 'Axiomata wider den Herrn Pastor Goeze in Hamburg' führt: »Nämlich: ich unterbreche den Herrn Pastor, aber der Herr Pastor hält sich nicht für unterbrochen. Er redet fort, ohne sich zu bekümmern, ob unsere Worte zusammen klappen oder nicht. Er ist aufgezogen und muß ablaufen. Also: ein Dialog und kein Dialog.«[13])

Dennoch: Johann von Saaz hat keinen geringeren kompositorischen Ehrgeiz gehabt als jeder moderne Dichter eines vergleichbaren Vorwurfs, und er hat nicht weniger gekonnt als dieser. Die Reihe der schlagartig aufeinander folgenden Reden und Gegenreden ist durch äußere Mittel nicht minder streng und fest miteinander verzahnt, wie dies in neuerer Zeit durch klare, straffe Führung der gedanklichen Entwicklung geschieht[14]).

III

Für gewöhnlich geschieht die Verbindung von Rede und Gegenrede im Ackermann in der Weise, daß der Partner ein Wort, eine Wendung des anderen aufnimmt und an diesem hauchdünnen Faden das Gespinst seiner Antwort aufhängt. Das geschieht freilich nur selten in der uns ohne weiteres zugänglichen Form, daß das Wort, die Wendung des einen dem anderen das Leitseil für den Inhalt seiner Erwiderung bietet, indem er es zunächst wiederholt und dann themagemäß im ganzen Kapitel ausführt. So fordert der Tod den Ackermann auf: 2, 19 *nenne dich*, fragt ihn 2, 5 *wer du bist* und 2, 22 *wes du vns . . . zeihest*. Der Ackermann wiederholt in seiner Auskunft zunächst beim Einsatz 3, 1 *Ichs bins genant* das Verbum, das der Tod gebraucht hatte, und läßt darauf die näheren Angaben folgen, die der Tod von ihm gefordert hatte. Und wenn wiederum der Ackermann vom Tod gern wüßte, 15, 12/13 *wer ir weret, was ihr weret, wie ir weret, von wann ir weret vnd warzu ir tuchtig weret*, so ist diesem damit nicht nur das Thema, sondern auch die Disposition seiner Entgegnung aufs genaueste vorgezeichnet. Pedantisch folgt er ihr, indem er dem andern im einzelnen auseinandersetzt, 16, 4 *wer wir sein*, 16, 12 *was wir sein*, 16, 21 *wie wir sein*, 16, 34 *von wann wir sein* und 16, 39 *warzu wir tuchtig sein*.

Das übliche aber ist diese einfache, auch uns noch leicht wahrnehmbare

---

[13]) Lessings Werke, her. v. Georg Witkowski, Leipzig und Wien o. J., Band 7, S. 215.

[14]) Im Vorbeigehen hat ebenfalls Hübner darauf hingewiesen, daß »Anlage und Aufbau der Kapitel eine sehr überlegte Art des Gestaltens zeigen« (Das Deutsche im A. 20), und gefordert, daß die Komposition der Kapitel »einmal im einzelnen untersucht werden müßte« (Deutsches Mittelalter . . . 235 = Kleine Schriften 206).

Art der Gesprächsverknüpfung nicht. Im allgemeinen geschieht sie unmerklicher, verdeckter, beschränkt sich auf ein charakteristisches Wort, eine bezeichnende Wendung, die der andere gebraucht hat, ohne daß das eine oder die andere der inhaltlichen Entwicklung, der gedanklichen Weiterführung diente. Die offenkundigsten Fälle dieser charakteristischen Art stelle ich voran.

Des Ackermanns Auskunft zu Anfang von 3: *Ich bins genant ein ackerman ... vnd wone in Behemer lande* gebraucht der Tod, konditional gewendet, wörtlich in seiner Entgegnung: 4, 2/3 *Bistu ein ackerman wonend in Behemer lande*. Auf jene weitere Angabe, daß der Tod ihm *den zwelften buchstaben aus dem alphabet enzucket* habe (3, 4/5), geht er wiederum unmittelbar ein, wenn er sowohl den Namen der Stadt, in der er jüngst eine Frau angerührt hat, 4, 6–8 durch die Buchstaben des Alphabets verschlüsselt wie 4, 9/10 von dieser Frau selbst sagt: *ir buchstabe was der zwelfte*. Die bitter-höhnische Frage des Ackermanns zum Schluß von 9, 22/23: *Was weiß davon ein tummer man, der aus disem jungbrunnen nie hat getrunken?* gibt der Tod mit der ungerührten Feststellung zurück: 10, 1 *Du hast nicht aus der weisheit brunnen getrunken*, wobei er durch die sonstige wörtliche Übereinstimmung den Gegensatz *tummer – weisheit* absichtlich überbelichtet. Die höfische Wendung, mit der der Tod seine Frauenschelte abbricht: 28, 34–36 *Schonten wir nicht der biderben frawen, von den vnbiderben kunden wir vil mere singen vnd sagen* (der die entschuldigende Einschränkung zu Anfang 28, 5 *vngeruret aller reinen frawen* entspricht) und den ins Bild gekleideten Vorwurf, der Ackermann kenne *nicht golt bei bleie*, mit dem er sie 28, 37 abschließt, verwendet nun seinerseits der Ackermann, um zum Schluß seines dadurch ausgelösten Frauenpreises 29, 25–28 dem Gegner trotzig aufzutrumpfen, indem er dem Bild durch Umstellung *bei golde blei* eine andere Wendung gibt und in deutlicher Variation der Worte des Todes das Gegensatzpaar *biderbe/vnbiderbe frawen* in das andere *weib/vnweib* abwandelt wie aus voller Überzeugung fordert: *dannoch die guten sullen der bosen nicht engelten*. Auf die triumphierende Schlußfeststellung des Todes: 30, 29–31 *die sint alle dahin; du vnd alle ... mussen alle hin nach: dannoch beleiben wir Tot hie herre!* nagelt ihn der Ackermann in seiner Erwiderung fest, wenn er sie 31, 5/6 *wir mussen alle dahin vnd ir, herre Tot, beleibet hie herre* geringfügig rafft.

An diesen wenigen, gleich bei einer ersten aufmerksamen Lektüre des Ackermann auffallenden Beispielen springt die Technik der Kapitelverzahnung, wie sie Johann von Saaz übt, in die Augen. Eine bestimmte Formulierung im ersten oder zweiten oder im vorletzten oder letzten Satz eines Kapitels wird wiederum im ersten oder zweiten oder im vorletzten oder letzten Satz des folgenden Kapitels von dem Gesprächspartner absichtsvoll aufgenommen, indem sie entweder wörtlich wiederholt oder beziehungsreich variiert, dabei nicht selten antithetisch gewendet wird. Auf diese

Weise werden zwei aufeinanderfolgende Kapitel aneinander gebunden, wird die gedankliche Lockerheit ihres Gefüges zu fester Einheit zusammengefaßt.

Seit der Entdeckung von Johanns Selbstzeugnis besteht nicht der leiseste Zweifel mehr daran, daß er sein Werk »als Stilkunstwerk, um nicht zu sagen als stilistisches Experiment und nur als solches« aufgefaßt, es »ausschließlich als Form interpretiert« hat[15]), und daß er es so aufgefaßt und gewürdigt wissen wollte. Damit aber stellt sich die Frage, ob der Dichter nicht durch den Einbau solch äußerer Wortbögen die mangelnde innere Geschlossenheit und Folgerichtigkeit überbrückt, die uns von unserer andersartigen Sicht her bei aller älteren Literatur so kennzeichnend in die Augen springt; ob er nicht auf diese Weise überhaupt jede Rede mit der folgenden Gegenrede fest verklammert hat. Durch jene auffälligen Kapitelverspannungen hellhörig geworden, sehen wir nun den Ackermann systematisch daraufhin durch und richten dabei unser besonderes Augenmerk auf die Kapiteleingänge und -schlüsse.

IV

Von der Sturzflut von Verwünschungen, mit denen der Ackermann den Tod zu Beginn des Werkes überschüttet, greift der Tod am Anfang seiner Erwiderung drei heraus: 1,2 und 11 das wiederholte *fluchen*, 1, 7 die *anfechtung* und zum Schluß 1, 17/18 die Klageerhebung *sei vber euch zeter geschriren mit gewundenen henden* stellen in den Formen 2,2 als *fechten vns an* und 2, 3/4 *fluchens*, *zetergeschreies*, *hendewindens* die Brückenbögen dar, durch die der Verfasser den Hörer (und Leser) vom 1. zum 2. Kapitel hinüberleitet. Wie das 2. mit dem 3. Kapitel durch unmittelbare inhaltliche, das 3. mit dem 4. durch eine dem eben erörterten Beispiel entsprechende wortmäßig-äußere, das 4. mit dem 5. abermals durch eine unmittelbar rhetorische Bindung fest miteinander verkettet sind, davon war schon die Rede. Auch im folgenden sind solche äußeren Wortbrücken nahezu lückenlos von Rede zu Rede geschlagen.

Den Beginn der Schlußaufforderung an den Ackermann, mit dem der Tod seine Auseinandersetzung über die Unbestechlichkeit seines Handelns 6, 26 beschließt: *Laß steen dein fluchen*, nimmt jener in seiner Antwort 7, 1 sofort unmittelbar durch *Kunde ich gefluchen* auf. Wenn er zum Schluß den Tod verwünscht 7, 19/20, daß er in den drei Stockwerken des mittelalterlichen Weltgebäudes *in himel, auf erden vnd in der helle* nicht zur Ruhe kommen möge, so greift dieser das zu Beginn seiner Erwiderung gleich zweimal auf. Er zeigt dem Kläger 8, 1–4, wie Gott ihm diese Dreiheit *himel, helle, irdische lant* bzw. *der erden kloß befolhen* hat, dabei, höchst charakteristisch, sein

[15]) Hübner, Deutsches Mittelalter . . . 228 = Kl. Schr. 199.

Herrschaftsgebiet an die entscheidende dritte Stelle umsetzend. Diese Verkettung verstärkt Johann von Saaz noch durch den ähnlich harten Widerspruch, mit dem der Tod des Ackermanns 7, 6 *nicht beweinte* sein 8, 17 *der beweinet* entgegensetzt. Wenn der Tod den Ackermann ob dieser Verkennung der göttlichen Ordnung, von seinem Leid ungerührt, 8, 7 *du tummer man* und gehäuft gegen Ende 8, 17 *tumm*, 8, 19 *du tummer* beschimpft, so begegnet der Ackermann dieser absichtlichen Kränkung seinerseits, indem er sie am Ende seiner Antwort mit der rhetorischen Frage 9, 22: *Was weiß davon ein tummer man?* zurückgibt. Daß nun wiederum der Tod des Ackermanns erläuternden Zusatz zu dieser Abwehr: 9, 22/23 *der aus disem jungbrunnen nie hat getrunken* sofort gegen den Angreifer kehrt, indem er ihm das Bild mit der charakteristischen antithetischen Auswechslung eines Begriffs 10, 1 als *Du hast nicht aus der weisheit* (Gegensatz zu *tumm*!) *brunnen getrunken* zurückspiegelt, darauf war schon hingewiesen. Einer Nebenbemerkung des Todes am Schluß seiner Ausführungen 10, 20: *wie wenig du des iezunt getrawest* widerspricht der Ackermann sofort zu Beginn seiner Antwort 11, 1 mit der zuversichtlichen Behauptung: *getrawe ich wol*. Diese Zuversicht richtet sich darauf, daß Gott die ihm zugefügte Unbill am Tod *gerechen* werde (11, 4). Gleich zu Anfang seiner Erwiderung greift nun der Tod 12, 3 dieses Wort als *rachung* auf. Aus des Ackermanns Dreiergruppe 11, 18 *heil, selde vnd gelucke* wählt er sich das an letzter Stelle stehende Wort aus, um es dem anderen gleich mehrere Male höhnisch an den Kopf zu werfen 12, 7; 8; 9 bis hin zu seiner Umkehrung *vngelucke* 12, 10. Das wirkt wie eine Vorübung zu dem virtuosen Wortfangeballspiel, dem sich der Tod im zweiten Teil dieses Kapitels immer hemmungsloser überläßt, und zwar zunächst, ohne Folge, mit dem Wort *frum* 12, 7; 12 (dreimal!); 13; 15; 16, dann, zum Teil darin verhakt, mit nicht weniger als drei Gegensatzpaaren: *finden/suchen* 12, 11–13, *frewen* oder *freude* bzw. häufiger *liebe/leit* 12, 15–23 und *anfang/ende* 12, 21–24. Damit reizt er den Ackermann, ihm mit gleicher Münze heimzuzahlen. Wennschon in starker Verdünnung spricht auch er vom Gegensatz *liebe/leit* 13, 3/4, von *freude* und *frewen* 13, 7; 10; 12, vom Suchen und Finden 13, 10/11 und vom *ende* 13,25; der *rachung* vom Anfang 12, 3 entspricht die nachdrückliche nochmalige Aufforderung an Gott am Ende von 13, 28/29: *gerich mich* und seine abschließende Apostrophierung 13, 29: *aller vntat gerecher!* Zugleich überschüttet er gerade in dieser Rede den Tod wieder mit starken Vorwürfen: er nennt sein Handeln 13, 15/16 *vngenediglich*, 22 *genadenlos* und spricht 24 ironisch von der *genade*, die die Menschen von ihm empfingen. Ebenso ironisch sind 13, 20 *gutes* und 23 *guttat* gemeint; wie er wirklich denkt, das drückt er durch die Wahl gegensätzlicher Bestimmungswörter unverblümt aus: 13, 18 *missetat* und 20 wie 29 *vntat*. Der Tod pariert den Stoß, indem er diese ironisch gemeinten Wendungen ganz ernst nimmt: er handle tatsächlich *genediglich* 14, 7; 22, erweise *genade* 14, 10 und *guttat* 26;

er verstärkt die Kraft dieses Gegenstoßes dadurch, daß er die beiden *genediglich* mit *gutlich* bzw. *gut* zusammenbindet. Dem vermag der Ackermann nur schwach noch zu widersprechen, wenn er gegenüber der Behauptung des Todes von seiner Gnade 15, 6 auf seiner Auffassung beharrt, sie sei in Wahrheit *vngenade*. Wie das 16. Kapitel genau die Gliederung entfaltet, die die Fragen des Ackermanns 15, 12/13 im einzelnen vorgezeichnet haben, ist schon bemerkt worden. Darüber hinaus verspannt das Mittel der bewußten Wortaufnahme beide Kapitel doppelt miteinander. Die Feststellung des Ackermanns am Schluß seiner Worte 15, 24, mit der er den Tod zu treffen gedenkt: er lasse *schedelich*, *alt*, *siech*, *vnnutze leute* hier, gibt der ihm 16, 2 unverzüglich zurück, indem er den Ackermann zu den *sinnlosen leuten* rechnet. Mit der Beschuldigung am Schluß seiner Darlegung 15, 21/22, daß es nichts *vngerechters dann den Tot* gebe und der abschließenden Bitte mit ihrer dreimaligen wortspielerischen Abwandlung 15, 25/26: *Richte, herre, rechte vber den falschen richter!* hat der Ackermann schließlich dem Tod das Stichwort für den ersten Teil seiner Antwort gegeben 16, 2/3: er tue ihm *vnrecht,* wenn er ihn *falsches gerichtes* zeihe; 16, 10/11 er sei seit alters bei den Römern und den Dichtern als *rechtfertig* bekannt und 16, 5 *ein rechte wurkender meder*. Dieser Vergleich, den der Tod im folgenden Satz 16, 5/6 *Vnser sense geet vur sich* weiter ausspinnt, prägt sich nun wiederum dem Ackermann ein. Im Anfang von 17 wiederholt er: 17, 6 *ir . . . seit ein meder vnd rechtes remet* und ausdrücklich nicht weniger als viermal: 17, 6/7; 9; 25; 33 *ewer sense haw (vur sich)*, freilich nur, um ihm heftig zu widersprechen, indem er seine Metapher höhnisch und bitter gegen ihn wendet und zugleich ihre Aussage durch konsequente Auswechselung des Verbums (bis auf 17,33 *hawen* statt *geen*) verschärft. Damit verbindet er den deutlichen Bezug auf eine späte Bemerkung des Todes 16, 34/35: er stamme *von dem . . . paradise* (was der 35–37 näher ausgeführt hatte) durch deren Wiederaufnahme 17,5/6: *ir in dem paradise gefallen* (zur Welt gekommen) seid. Noch durch eine letzte stilistische Entsprechung sind diese beiden Kapitel besonders energisch verklammert. Der Tod hatte den Strauß von Fragen, die der Ackermann ihm 15, 12/13 gestellt hatte, ohne Hast auseinandergenommen und geruhig eine nach der anderen beantwortet; in dem gleichmäßig wiederholten fünfmaligen *du fragest*, mit dem er jede einzelne Auskunft anhebt (16, 4; 12; 21; 34; 39), meint man geradezu zu hören, wie er, mit tiefem Atemzug sich einem so unverständigen, uneinsichtigen Gesprächspartner gegenüber zu Ruhe und Geduld zwingend, seine nachsichtige Überlegenheit genießerisch auskostet. Mit der Empfindlichkeit des leidenschaftlich Hassenden spürt der Ackermann das; darum parodiert er in seiner Erwiderung die pedantische Einförmigkeit dieser schulmeisternden Belehrung, indem er jene stehende Formel in seinem *ir jecht* 17, 9 und *ir sprechet faste* 17, 24 als Einleitung zu bestimmten Feststellungen des Todes absichtsvoll-ironisch nach-

äfft. Die neuerliche Aufnahme der Frage nach der Gerechtigkeit im Tun des Todes, wie sie im zweiten Teil dieser Ackermann-Erwiderung in der regelmäßigen stilistischen Steigerung der variierten Doppelung 17, 24 *wie rechte ir richtet*, 32/33 *ist das rechte gerichtet?* 35 *der also rechte richtet* und 35/36 *Gotes gerichte ist kaum also gerecht* erfolgt, hallt, obgleich nur schwach, zu Beginn von 18, 3 nach, wenn der Tod beleidigend bezweifelt, ob denn der Ackermann *ein richtiger man* sei; zugleich parodiert er damit, seine Rede fester mit der Vorrede des Ackermanns verknotend, dessen vierfaches *alter man*, *geleret man*, *ferre gewandert man* (17, 1/2) und noch einmal *alter man* (17, 5). Zum Schluß verstärkt er diese nicht sonderlich ausgeprägte Verzahnung, indem er mit der Erwähnung von *frawen Eve fal* 18, 30 auf des Ackermanns Schlagwort vom *paradise* 17, 6 zurückdeutet. Die *leute*, auf deren übliches Verhalten der Ackermann sich 19, 2 bezieht, beruft der Tod in persiflierender Steigerung 20, 1; 2 (zweimal); 12/13; 15; 23; 32/33; 34; die *bescheidenheit*, die der Ackermann 19, 18 sich selbst zugesprochen und um die er zum Schluß 19, 25 den Tod ersucht hatte, führt dieser ebenfalls wieder 20, 1 im Munde. Des Ackermanns zweimaliger ausdrücklicher Bitte 19, 14 und 16: *vnderweiset mich* hätte der Tod 20, 4/5, wäre ihm nur sofort *gutlich zugesprochen* worden, gern willfahrt, so daß der Anfang dieses Kapitels durch dreifache Wortverkettung mit dem voraufgehenden verbunden ist. Ähnlich ist die Darlegung des Todes mit der folgenden Stellungnahme des Ackermanns nicht durch das feste Band einer ohrenfälligen Übereinstimmung, sondern durch die lockeren Fäden mehrerer unscheinbarer Wort- und Lautanklänge miteinander verknüpft. Die Stammsilbe des *vnderweiset* 20, 4/5 und das Bestimmungswort der *weissagen* 20, 6; 30 tönt gleich zu Anfang der neuerlichen Entgegnung des Ackermanns ebenfalls dreimal auf: 21, 1 in *weiser man*, 3 in *guter anweiser* und 4 in der wiederholten Bitte: *vnderweiset mich*. Dem durch die Doppelung betonten *gutlich* 20, 4 des Todes pariert der andere ebenso deutlich wie elegant mit dem doppelten *guter* 21, 3. Obwohl der Tod 20, 5; 25; 34 dem Ackermann dreimal das Klagen verwiesen hat, besteht dieser 21, 11 ausdrücklich darauf. Schließlich korrespondiert in den Kapitelanfängen 20, 3 *zorniger man* mit der betonten Abwandlung 21, 1/2 *weiser man* (zu beachten ist die Verwendung der gleichen Stilfigur in den Kapitelanfängen von 17 und 18!). Von den Worten des Klägers klaubt sich nun wiederum der Tod dessen dreigliedrige Ausführlichkeit 21, 6 *aus dem herzen, aus dem mute vnd aus den sinnen* in der uns schon bekannten Umstellung der beiden letzten Glieder 22, 29 *aus dem herzen, aus dem sinne vnd aus dem mute* heraus und nimmt dessen Bitte 21, 4 und 12 *ratet* und 21, 18 um *rates* 22, 14 und 39 auf und versteift sich schließlich auf dessen mehrfache Beteuerung des schweren Leides, das ihm der Tod zugefügt (21, 3; 5; 13 mit der Steigerung *herzenleit* 8), um ihn einmal durch die ununterbrochene Wiederholung dieses Wortes im zweiten Teil seiner ungeduldigen Erwiderung auszustechen

(22, 10; 12; 14; 15; 18; 20; 21; 22; 28; 33; *herzenleit* 34; 35) und ihn zum andern dadurch, daß er das Gewicht der Gegenwörter, erst *freude* (22, 15; 17; 20), dann *liebe* (22, 20; 21; 22; 27; 28) daranhängt, zuzudecken und mundtot zu machen. Doch ist der Ackermann nicht zu schlagen: er schnellt den gegen ihn abgeschossenen Pfeil auf den Tod zurück, indem er diese Gegenwörter positiv wendet: *freude* 23, 3; 15 und *liebe* 23, 3; 6; 24 mit der Steigerung zu *meiner aller liebsten* 23, 19; 20/21 und *herzenliebe* 23, 21 gegenüber dem wiederholten *herzenleit* 23, 22. Er beharrt 23, 26 auf dem zweimal gebrauchten *rat(en)*, vervollständigt die neben der Aufzählung 22, 29 (s. o.) auch vereinzelt auftretenden Wendungen *aus dem mute treibet* 22, 19 und *aus dem herzen treiben* 22, 27/28 durch das dort fehlende dritte Glied *aus dem sinne treiben* 23, 19 mit der dazugehörigen absichtlichen Umkehrung *in den sin wider kumen* 23, 20 und will sich nichts aus der *gedechtnuß*, die er nicht weniger als dreimal (23, 18; 19; 25) beruft, kommen lassen, in klarem Rückbezug auf die einmalige Verwendung dieses Wortes durch den Tod 22, 30. Nicht den schwächsten Reifen um diese beiden so fest aneinander geschmiedeten Kapitel legt die Berufung des Ackermanns auf die Autorität der Römer: 23, 5 *Des wil ich mich ziehen an die Romer* in betontem Gegensatz zu der vorangegangenen des Todes auf die der Griechen: 22, 15 *Aristoteles hat dich es vor gelernet*. Abermals weiß sich der Tod nicht anders zu helfen, als daß er die inzwischen reichlich strapazierten Leitwörter abermals wiederholt: *rat* und *raten* viermal rasch hintereinander 24, 3/4 und das Gegensatzpaar *liebe/leit* 24, 1 (zweimal); 5 und noch einmal am Schluß 24, 31; neu tritt die Klammer der Aufnahme von *warheit* 23, 1 in 24, 5 hinzu. Dafür rächt sich der Ackermann, indem er des Todes dreifache ausdrückliche Nennung des Menschen 24, 9; 10; 20, dessen abschätzige Wertung sein Gebrauch als grammatisches Neutrum genugsam verrät, und das damit in Zusammenhang stehende *wurken* 24, 20 *(ein iegliches ganz gewurktes mensche)* durch unaufhörliche Häufung überspielt. Mit der Verwendung des wieder aufgenommenen *mensche* nun als Maskulinum versetzt er dem Tod einen Stich, indem er auf diese Weise seine gegenteilige Einschätzung der eigenen Art als unübertreffliche Schöpfung Gottes herauskehrt: 25, 2; 9; 11; 15; 17; 21; 26; 40; 41; 42; 46; die Häufung von *wurken* in den verschiedensten Verbformen (25, 13; 15; 24; 29; 30; 44; 46) und Ableitungen (*wurker* 25, 16; *wurkung* 23; *verwurket* 29) verstärkt er noch durch die vielfach damit verknüpfte wortspielerische Heranziehung des verwandten *werk* als Simplex (25, 19; 45) wie im Kompositum (*menschwerk* 15; *werkstuck* 22; 25; *werkman* 24; *werkberlich* 25). Fast überhört man dabei die Wiederaufnahme des einmaligen *rein* 24, 10 und häufigen *vnrein* 24, 11; 13; 21; 22 des Todes durch des Ackermanns *vnrein* 25, 12; 13; 14. Beinahe bringt diese ungewohnte Art des Zurückschlagens, durch die der Tod eine bisher nur von ihm selbst gebrauchte Waffe plötzlich meisterhaft gegen sich gekehrt sieht, ihn aus dem Konzept. Er zieht sich vollends auf gelehrte Erörterung zurück.

Doch fehlt die wortmäßige Fesselung auch an dies inhaltlich so weit abstehende Kapitel nicht: zur abermaligen Nennung des *menschen* 26, 4 und 40 tritt die Aufnahme des zweimaligen *behende* aus 25, 21 und 45 im gleichen lobenden Sinne 26, 15; 16 und 26 wie des *sussen gedones*, vom Ackermann 25, 32 auf das Gehör des Menschen, vom Tod 26, 19 auf die Musik bezogen.

Erst das folgende 27. ist deutlich wieder mit dem 28. Kapitel verflochten: die Erwähnung des *eelichen Lebens* 27, 16 nimmt der Tod 28, 4; 5, die dazugehörige des *weibes* 27, 19; 24 (zweimal) sofort 28, 6; 12 auf, steigert sie in der kühnen Bildung *ein beweibter man* 28, 11; 32/3 und variiert sie mit *frawe* 28, 5; 35; die fast zufällige Schlußbeteuerung des Ackermanns *alle tage* 27, 28 parodiert er höhnisch 28, 11/2; 12; 15; 29. Zu dem Hinweis S. 289 auf die aus mehreren Gliedern bestehende Übereinstimmung der Ausgänge von Kapitel 28 und 29 wäre hier auf die feineren Verbindungsfäden aufmerksam zu machen, die sie außerdem kunstvoll zusammenhalten: aus dem zweimal gebrauchten Gegensatzpaar *loben/schenden*, mit dem der Tod 28, 1; 2 in seiner beliebten Allgemeinerörterung zu Kapitelbeginn anhebt, wählt sich der Ackermann den Ton, auf den er seine empörte Antwort stimmt: 29, 1 *Frawenschender mussen geschendet werden;* in seiner Erbitterung wiederholt er gleich noch einmal 29, 3 *frawenschenden,* 29, 4 *schentlich* und häuft im folgenden die Wörter *weib* 29, 6; 7; 13; 27 und *frawen* 29, 3; 4; 12; 15; 18 (zweimal); 20; 21; 22; 25.

Nur lose sind wieder die Kapitel 29 und 30 miteinander verbunden. Das Eindrucksvolle *bei golde blei* 29, 25/26 tönt in *goldes* zu Anfang von 30, 1 fort, und daß es in dem Gegensatz zwischen Tod und Ackermann um die Erkenntnis der Wahrheit geht, könnte infolge der recht versteckten Wiederholung dieses Wortes von 29, 8 in 30, 17 leicht überhört werden. Dagegen gehört die wortmäßige Verzahnung der Kapitel 30 und 31, wie ebenfalls S. 289 ausgeführt, zu den hervorstechendsten des ganzen Werkes. Auch die letzte Antwort des Todes in Kapitel 32 ist mit den voraufgehenden Worten des Ackermanns doppelt verstrickt. Der inhaltliche Gegensatz gegen Ende des 31. Kapitels zwischen *gebawet* 31, 27; 30 und *verwandelt* 31, 28/29 wird vom Tod ziemlich zu Anfang des 32. Kapitels als *gebawet/wandelber* 32, 5/6 wiederholt; die Schlußwendung des Ackermanns 31, 31: *Des berufe ich mich mit euch an got* variiert der Tod im letzten Satz, den er spricht 32, 56: *des kumen wir mit dir an got* – diese stilistische Abwandlung läßt den sonstigen Gleichlauf zwischen beiden demselben Gott als Richter über den Streit zugesprochenen Bitten in seiner künstlerischen Absicht besonders wirksam heraustreten.

Das Ergebnis dieser Übersicht ist wahrhaft erstaunlich. Nicht die einzelnen Entsprechungen – die Dichtigkeit der wörtlichen Wiederaufnahmen, Beziehungen und Anspielungen in den jeweiligen Reden und Gegenreden durch das ganze Gespräch hindurch überrascht. Selten nur bleiben

diese Wortverflechtungen so schwach wie zwischen den Kapiteln 11/12; 17/18; 29/30, oder fehlen sie gänzlich wie zwischen den Kapiteln 5/6; 18/19; 26/27. Daß die beiden letzten Kapitel an dieser deutlich als Absicht erkennbaren durchgängigen Verknüpfung durch Leitwörter keinen Anteil haben, begreift sich leicht: Der Richterspruch Gottes wie das Schlußgebet des Dichters sind dem festen Zusammenhang des unmittelbaren Zwiegesprächs der beiden Partner entnommen; sie schließen das Werk gleichsam auf einer anderen, einer höheren Ebene ab.

V

Dennoch läßt Johann von Saaz auch die Reden mit allzu dünner oder gar fehlender Bindung an die voraufgehende oder die folgende nicht aus dem Gesamtzusammenhang herausfallen. Schon beim Gang durch die Abfolge der Kapitel ist mehrfach eine Eigentümlichkeit berührt worden, auf die nunmehr der Lichtkegel der Aufmerksamkeit gerichtet werden muß. Der Tod wie der Ackermann lieben es nämlich, eine ihnen besonders wichtige Behauptung, ein ihnen wesentliches Wort, auf die der Gegner in seiner Antwort nicht oder nicht in dem gemeinten Sinn eingegangen ist, beharrlich zu wiederholen, manchmal über mehrere Gegenreden hinweg. Und wirklich führt diese Hartnäckigkeit gelegentlich zum Erfolg, indem eine solche Wendung schließlich vom andern aufgenommen und nicht selten nun in mehreren seiner anschließenden Darlegungen wiederholt wird. Gerade diese Eigentümlichkeit bezeugt besonders klar, wie die sachlichen Erörterungen in diesem Werk keine wirkliche gedankliche Entwicklung kennen, sondern wesentlich auf der Stelle treten.

Obschon die Beispiele für diese zweite Form der Wortbrücken nicht so dicht gestreut sind wie die für wörtliche Entsprechungen in unmittelbar aufeinander folgenden Kapiteln – die wortmäßige Bindung des Ganzen wird durch solche Überkreuzverstrickung weiter verfestigt. Die Eigenart dieser wortstilistischen Gestaltung bringt es mit sich, daß eine Reihe von Wörtern und Wendungen, die bereits behandelt worden sind, in diesem neuen Zusammenhang noch einmal erwähnt werden muß: so kunstvoll hat der Dichter sein Gewebe verknotet.

Die Verwünschung, in die der Ackermann den leidenschaftlichen Ausbruch seines allerersten Satzes hatte ausmünden lassen: 1, 2 *ir Tot, euch sei verfluchet!* wiederholt er als nicht minder leidenschaftlich erregten Abschluß seiner Entgegnung auf die verwunderte Einrede des Todes unverändert 3, 20/21: *Ir Tot, euch sei verfluchet!* Diese Responsion erfährt dadurch eine Verstärkung, daß der Ackermann dazu einleitend 3, 20 das Verbum *schreien* verwendet, das er bereits zu Ende der ersten Klageerhebung 1, 17 dem Tod ins Gesicht geschleudert hatte. Wörtlich wiederholt er dieses

zeter sei geschriren von 1, 17 in seinem dritten Anhub 5, 12. Die zweite und die dritte Rede des Ackermanns sind außerdem durch das wiederholte *ich . . . ackerman* 3, 1 und 5, 4 an ihrem Eingang ineinander verhakt.

In ähnlich auffälligem Gleichlauf hebt der Tod seine erste und seine zweite Gegenrede 2, 1/2 und 4, 1 mit dem *wunder* an, das ihn *vngehort anficht*. Demgegenüber pocht er auf das strenge Recht, das er übe, oder wehrt sich gegen das Unrecht, das ihm mit den Anschuldigungen des Ackermanns angetan werde: das geschieht in dem durch unmittelbare Wiederholung unterstrichenen *rechtfertig* 2, 21 und *vnrecht* 4, 3 wie in dem durch dreimalige Hintereinandersetzung zu stärkster rhetorischer Wirkung gesteigerten *rechte* 6, 7, nach kurzer Atempause wieder durch abermaliges *rechte* 12, 1, als Abwehr eines unmittelbaren Angriffs gleich mehrfach durch *vnrecht* 16, 3, *rechte* 16, 5, *rechtfertig* 16, 11. Nachdem der Ackermann nun endlich dieses wichtige Stichwort 15, 25 aufgenommen, damit aber seinerseits zum Angriff übergegangen war, bedient er sich seiner auch fernerhin: 17, 6 *rechtes* und steigert mit ihm seine Rede gegen Schluß zu ironischem Hohn (vgl. oben) 17, 24; 33; 35; 36, nennt in der folgenden Rede ernsthaft Gott 19, 22 den *rechten richter* und wirft gleichzeitig dem Tod 19, 24 seine *vngerechtigkeit* vor. So weit also vermag der Dichter die Bögen der Wortbrücken über die einzelnen Reden hinweg zu schlagen.

Mit dieser Einzelbeobachtung sind wir schon weit in den Fortgang des Gesprächs hineingeraten. Aus seinem Beginn wären weitere Verklammerungen dieser Art nachzutragen. Sein verzweifeltes *Hin ist hin!* 5, 4 wiederholt der Ackermann 13, 12; den Preis seiner Frau in der zunächst einfach verwendeten figura etymologica als *gotes gabe, die niemant dann got allein geben mag* 7, 5 baut er 9, 13–18 zu einem reich instrumentierten Wortspiel mit mehrfachem *got, gabe* und *begabet* aus. In den gleichen Reden wandelt er das Stichwort *trauren* 7, 6 im Anfang der nächsten 9, 2 zu *traurig* und der kühnen Bildung 9, 4 *traurenmacher* ab. Ein besonders eindruckvolles Beispiel für diese Technik, die aufeinander folgenden Reden des einen Partners über die Entgegnungen des anderen hinweg wortmäßig zu überwölben, bietet die damit verbundene Aufforderung an Gott 9, 3/4: *Der mechtige herre gereche mich an euch!* Sie erscheint in seiner nächsten Rede, wiederum zu Anfang, als Zuversicht 11, 1–4: daß *got, der mein vnd ewer gewaltig ist, . . . mich . . . strengelich an euch gerechen* werde und in der abermals folgenden zu ihrem wirkungsvollen Abschluß als selbständige Bitte 13, 28/29: *Gerich mich an dem erzschalke, . . . Got, aller vntat gerecher!*

Noch weiter ist dieser Bogen geschlagen, wenn die Zusammensetzung *herzenleit* als quälendes Leitmotiv zum Ausdruck dessen, was den Ackermann im tiefsten bewegt, immer wieder in seinen klagenden und anklagenden Worten aufklingt: 7, 14; 9, 23/24; 11, 6; wieder 19, 17; 21, 8; 23, 22, sodaß es schließlich selbst der hartherzige Tod nicht mehr überhören kann

und, wie wir S. 293/4 sahen, es in seine Erwiderung 22, 34 und 35 herübernimmt. In seinen Reden wiederum entsprechen sich *beweinet* 8, 17 und *beweinest* 10, 18, die ausdrückliche Rückbeziehung von *kunstig* 12, 4 auf 10, 13 wie die von *kunstenreich, edel* 12, 5 auf 2, 8, die beliebte Entgegenstellung der ‚geswistreit' *anfang* und *ende* 12, 21; 16, 16/17 (wo er sie auf sich selbst bezieht); 20, 10/11; 22, 21/22, die Wiederaufnahme des *gut* und *gutlich* von Anfang und Schluß des 16. Kapitels (16, 1; 42) im zweimaligen *gutlich* 20, 4. Der *beschedigte man* 13, 2 und die *leute* 13, 23; 24; 25 (zweimal), der *schuldige man* 15, 1 und die *schedelich, alt, siech, vnnutze leute* 15, 24 kehren 17, 1–5 in der Abwandlung *alter man, geleret man, ferre gewandert man* und abermals *alter man,* in den *leuten* 17, 11; 13; 20; 19, 2 und im *weisen man* 21, 1/2 wieder, begegnen also abermals hauptsächlich an den Eckstellen der Kapitel.

Das Vorbild des Ackermanns veranlaßt den Tod zu entsprechendem Wortspiel. Den *sinnlosen leuten,* mit denen er 16, 2 im Gegenschlag zu den voraufgehenden Schlußworten des Ackermanns seine Rede begonnen hatte, läßt er zu Beginn von 18 einen *richtigen man* (18, 3), von 20 einen *zornigen man* (20, 3), von 24 einen *weisen man* (24, 2) folgen und *die* oder *alle leute* 18, 32; 20, 1; 2 (zweimal); 12/3; 15; 23; 32/3; 34 auf den Gegner niederprasseln. Die Feststellung 22, 3/4, *das vnklegelich wesen sulle der tot der totlichen* mit ihrer markanten Doppelung der entscheidenden Bedeutungssilbe, bezeichnet der Tod selbst als Wiederholung von 20, 7/8, wie denn die verweisende Nennung des Klagens in diesen beiden Reden zu einem Lieblingsleitwort des Todes wird: 20, 5; 8; 25; 34; 22, 3. Wie der Ackermann den Tod wiederholt um Rat bittet (21, 4; 12; 18; 23, 26 [zweimal]; 27, 4; 5; 13 [zweimal]), so nimmt auch der Tod das gleiche Wort immer wieder in den Mund, allerdings in der gegenteiligen Meinung, er habe dieser Bitte Genüge getan (22, 14; 39; 24, 3/4 viermal). Die *strafunge aufnemen,* wie der Ackermann 19, 7 vom Tod fordert, wendet er in der folgenden Rede, stark gehäuft, auf sich selbst an: 21, 1 *gute strafung gutlich aufnehmen;* 2 *strafung*; 3 *ein guter strafer.* Die Dreiheit 11, 6/7 *aus den augen, aus den sinnen vnd aus dem mute* für die Unmöglichkeit, sein unsagbares Leid zu vergessen, wandelt der Ackermann 21, 6 zu *aus dem herzen, aus dem mute vnd aus den sinnen* ab; der Tod spielt sie dann, wie wir sahen, 22, 29 in leichter Umordnung gegen ihn zurück. Des Ackermanns eigentümliche Wendung für die Herkunft des Todes 17, 5/6 *in dem paradise gefallen* wiederholt er wortwörtlich 25, 5, beide Male ziemlich zu Anfang seiner Rede. Und mit dem Vorwurf des *schandens* und *schendens* im 25. Kapitel (25, 1; 19) bedenkt er den Tod noch reichlicher zu Anfang des 29. (1 *Frawenschender mussen geschendet werden;* 3 *frawenschender;* 4 *schentlich*).

Der Tod seinerseits läßt seine Schlußmahnung von 28, 36/37: *Wisse, was du lobest: du kennest nicht golt bei bleie!* zu Beginn seiner nächsten Erwiderung in 30, 1 *einen kloß goldes* und 30, 4 *also lobestu* nachklingen. Zuvor schon hatte er sich an dem Wort *mensche* in seiner verächtlichen neutralen Form 24, 9;

10; 20 wie 26, 4; 40 und noch stärker an dem Gegensatzpaar *anfang/ende* berauscht: 12, 21; 16, 16/17; 20, 10/11; 22, 21/22. Es scheint, als habe der Tod in seiner letzten Rede wie in einem Hohlspiegel, den er auf das Vergangene richtet, noch einmal eine nicht geringe Zahl der Stichwörter aufgefangen, die er in den vorausgegangenen 15 Verteidigungen und Auseinandersetzungen als solche Wortbrückenpfeiler verwendet hatte: der *mensche* 32, 12; 19; 44; die *totlichen* 32, 46; *tumm* 32, 49; *klagen* 32, 51; *gut* 32, 53; *rechte* 32, 55; *geraten* 32, 55 und das Paar *finden/suchen* 32, 52/54.

Dieses Stilmittel der mehrere Kapitel überspringenden absichtsvollen Wortresponsion verkettet nun auch das Schlußgebet mit dem eigentlichen Gespräch. 34, 15 wird Gott als *anfang vnd ende* angerufen und damit deutlich dem Tod widersprochen, der 16, 16/17 für sich in Anspruch genommen hatte, *anfang* und *ende* (wennschon in bestimmter Zuspitzung) zu sein und von dem überhaupt gern dieses Gegensatzpaar gebraucht worden war (s. o.). Dieselbe Bitte spielt mit dem stabreimenden Gegensatzpaar *schein/schate*, das der Tod 32, 18 genannt hatte, 34, 12/13 gleich zweimal. 34, 50 wird Gott als *allein rechter richter* bezeichnet und damit das Klangspiel aufgenommen, dessen sich der Ackermann ernst oder ironisch 15, 25/26; 17, 24; 33; 35; 36; 19, 22, und zwar in allen drei Reden gegen Ende oder gar zu ihrem Abschluß, bedient hatte. Die Dichtung schließt wirkungsvoll mit jenem 34, 78/79 *aus herzengrunde* gesprochenen *amen* Johanns von Saaz in deutlichem Gegenüber zu des Ackermanns 5, 12 *von herzengrunde geschrirenen zeter* und dem *bosen amen*, das er dem Tod ebenfalls als das letzte Wort seiner letzten Anklage 31, 32 zugewünscht hatte. Allein der Richterspruch Gottes im 33. Kapitel bleibt völlig für sich stehen: er enthält keine einzige Wortverzahnung.

In diesen Nachweisen ist das entscheidende Baugesetz freigelegt, durch das der Dichter die 34 Einzelglieder seiner Schöpfung zu der festen Einheit des geschlossenen Kunstwerks zusammenbindet. Es verwirklicht sich in zwiefacher Gestalt: entweder verspannt die wörtliche, die variierte oder die antithetische Wiederaufnahme bestimmter Wörter oder stilistischer Figuren zwei der unmittelbar Schlag auf Schlag folgenden Reden und Gegenreden der beiden Gesprächspartner, oder sie verkettet, die Zwischenglieder der Einsprüche des anderen ein oder mehrere Male überspringend, die Darlegungen des Ackermanns oder des Todes in sich. Wie bewußt und durchgängig Johann von Saaz dieses Kompositionsprinzip handhabt, das erhellt nicht nur aus der Fülle der verschiedengestaltigen Belege auf verhältnismäßig umzirktem Raum, sondern nicht weniger aus der offenkundigen Bevorzugung der beiden empfindlichsten, seit je von den Stilmeistern mit besonderer Sorgfalt behandelten und ausgestalteten Eckstellen der Unterabschnitte, in die sie das Wortkunstwerk gliedern, hier also der Kapiteleinsätze und -abschlüsse.

VI

Und wieder muß etwas als wahrhaft erstaunlich bezeichnet werden: es ist bis heute nicht bemerkt worden, daß Johann von Saaz selbst auf diesen entscheidenden Kompositionsgrundsatz, verdeckt zwar, aber immerhin hingedeutet hat. Gar nicht selten nämlich läßt er die Sprecher solche Wiederholungen, wie sie hier in III–V systematisch zusammengestellt sind, eigens als Zitate bemerklich machen.

In der einfachsten Weise geschieht das, wenn der Tod die Behandlung der fünf Gesichtspunkte, die ihm der Ackermann 15, 12/13 entgegengesprudelt hatte, in pedantischem Gleichmut jedesmal mit der Rückverweisung *Du fragest* 16, 4; 12; 21; 34; 39 einleitet. Diese Art parodierend, hatte der Ackermann ihm seine bildhafte Wendung 16, 5 *Vnser sense geet vur sich* in leichtem Hohn gleich viermal zurückzugeben (vgl. S. 292) und sie dabei zweimal durch die Einleitung 17, 9 *ir jecht*, 17, 24 *ir sprechet faste* als klares Zitat gekennzeichnet. Entsprechend wählt der Ackermann für seine Erwiderung ziemlich zu Anfang des 31. Kapitels als Ausgangspunkt die Schlußworte der voraufgehenden Rede des Todes, die er wiederum durch die Redeeinleitung 31, 5 *So sprechet ir nu* als bewußtes Zitat erkennen läßt. Im 25. Kapitel spielt der Ackermann mit seinem zweiten *als ir sprechet* 25, 12, das er den Worten *Solte dann der mensche so snode, bose vnd vnrein sein* hinzusetzt, auf die unmittelbar voraufgehende illusionslose Darstellung an, die der Tod vom Sein des Menschen im 24. Kapitel unter Häufung des Epithetons *vnrein* 11; 13; 21; 22 gegeben hatte. Noch deutlicher nimmt er mit seinen Worten 25, 13–15 *Solte gotes almechtige vnd wirdige hant so ein vnreines vnd vnfletiges menschwerk haben gewurket* durch den Zusatz – durch den er sich unwissentlich als sorgsam bosselnder Schreibtischstilist[16]) verrät – *als ir schreibet* des Todes Formulierung von dem *ganz gewurkten menschen* 24, 20 und dem *vnlustigen vnd vnreinen vnflat, das nicht vnreiners gewesen mag* 24, 21/22 auf. Und wenn der Tod 12, 6–8 sich ausdrücklich durch die Wendung *dannoch klaffestu vnd sprichest, alles dein gelucke sei an deinem reinen, frumen weibe gelegen* auf Worte seines Vorredners zurückbezieht, so meint er damit offenbar dessen breite Auseinandersetzung 11, 18–20: *Heil, selde vnd gelucke stunden mir bei durch iren willen. Das het sie an got erworben vnd verdienet, die reine hausere* mit jener uns so ärgerlichen Gewohnheit der ungenau zusammenziehenden Verkürzung, die den Ursprungswortlaut nur höchst ungefähr anklingen läßt (hier stimmen lediglich *gelucke* und *rein* überein). Erst Friedrich Panzer hat in seiner schönen Akademieabhandlung 'Vom mittelalterlichen Zitieren', Heidelberg 1950, diese Eigentümlichkeit,

[16]) Vgl. Verfasser: 'Schlüsselzahlen – Studie zur geistigen Durchdringung der Form in der deutschen Dichtung des Mittelalters' in: Beiträge zur deutschen und nordischen Literatur, Festgabe für Leopold Magon (= Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache und Literatur 11), Berlin 1958, S. 50/51.

die jedem, der sich in mittelalterlicher Literatur umgetan hat, schon einmal aufgestoßen ist, im einzelnen exakt nachgewiesen, in ihren Ursachen aus der Anschauungsweise des Mittelalters hergeleitet und in ihren weitreichenden Folgen für unsere textkritischen Einsichten beleuchtet.

Mehrfach begegnet solche Rückverweisung auch in der Form des Selbstzitats[17]). Wenn der Tod 22, 3 sagt: *Wir haben dir vor entworfen, das vnklegelich wesen sulle der tot der totlichen*, so bezieht er sich damit, wie schon S. 298 im Vorübergehen erwähnt, ausdrücklich auf die rhetorische Frage in seiner letztvergangenen Auseinandersetzung 20, 6–8: *Hastu nicht ... gelesen, das niemant sol klagen den tot der totlichen?*

Dieses Prinzip der Zitiertechnik tritt am eindringlichsten und häufigsten an jenen Stellen in die Erscheinung, wo der Sprecher expressis verbis auf ein eigenes Wort oder eine Wendung des andern zielt, die bereits mehrere Wechselreden zuvor gefallen sind. Der ausdrückliche Rückverweis von 12, 4/5: *Wir haben vor gesprochen, wie kunstig, ..., wie kunstenreich, edel, erhaft, frutig, ertig vnd alles was lebet* bezieht sich nicht nur auf das *kunstig* der vorigen Rede des Todes 10, 13, das für *alle irdische creature* gilt, sondern zugleich auf die im Augenblick, da er ausgesprochen wird, weit zurückliegende Darlegung in seiner ersten verwunderten Antwort auf die ungebärdige Klageerhebung des Ackermanns 2, 8 von den *kunstenreichen, edeln ... leuten*. Des Ackermanns heftiger Widerspruch zu Anfang des 25. Kapitels: *Aller erste prufe ich, das ir lugenhaftig seit vnd in dem paradise nicht getirmet, als ir sprechet* (25, 3–5), greift auf die Behauptung des Todes gegen Ende des 16. Kapitels zurück: *Wir sein von dem irdischen paradise. Da tirmte vns got* (16, 34/35). Jenes eingangs erwähnte: *Ir sprechet faste, wie rechte ir richtet vnd niemandes schonet ewer sense haw nach einander fellend* (17, 24/25) bezieht sich nicht nur auf den eindrucksvollen Vergleich in der unmittelbar vorhergehenden Rede des Todes 16, 5/6: *Vnser sense geet vur sich* – der Zusatz des *faste* erfährt seine Rechtfertigung erst durch die wiederholten Beteuerungen des Todes von der Gerechtigkeit, mit der er verfahre. Er hatte 16, 5 und 11 bloß noch einmal zusammengefaßt, was er zum ersten Male gleich bei Aufnahme des Wortgefechts 2, 21 vorgebracht und dann zu Anfang der eigentlichen Erwiderung 6, 6–8 in der Weise formuliert hatte, auf die sich der Ackermann so viel später in einer gemeinhin für die Erinnerung typischen Verknappung des ursprünglichen Wortlauts unmittelbar bezieht: *Wir wellen beweisen, das wir rechte wegen, rechte richten vnd rechte faren in der werlte: Wir niemands adels schonen.*

---

[17]) Vgl. außer den instruktiven Beispielen in Panzers Akademieabhandlung die zahlreichen von Gustav Ehrismann gesammelten Belege für diese Art des Selbstzitats in den Werken Rudolfs von Ems in seinen 'Studien über Rudolf von Ems', ebenfalls in den Sitzungsberichten der Heidelberger Akademie, phil.-hist. Klasse, 1919, 8. Abhandlung, S. 83–96.

Noch weiter reicht der Beziehungsbogen in des Ackermanns letzter Entgegnung, in der er außer dem ziemlich zu Anfang dieses Teils behandelten Fall nicht weniger als noch vier weitere Male immer wieder auf Worte zurückkommt, die der Tod gebraucht hat, um ihn darauf festzunageln und ihn damit der Widersprüchlichkeit und Unhaltbarkeit seines Standpunkts zu überführen. Wenn er nach der allgemeinen Weisheit, die er nach häufiger Übung voranstellt, die Auseinandersetzung 31, 2–5 mit den Worten eröffnet: *Ir habt vor gesprochen: ir seit etwas vnd doch nicht, auch nicht ein geist, vnd seit des lebens ende vnd euch sein alle irdische leute empfolhen* und die eine dieser Behauptungen noch einmal 31, 12/13 durch *Kein geist seit ir nach ewer rede*, die andere sogar zweimal durch 31, 9 *ir seit, als ir sprechet, des lebens ende* sowie 31, 24/25 *Ir sprechet, wie alle irdische lebende wesen sullen ende nemen* unterstreicht, so zitiert er hier, abermals mit jener kennzeichnenden Erinnerungsraffung wie jenem nicht minder charakteristischen bloßen Ungefähr des Beziehungswortlauts einzelne Aussagen aus der Selbstcharakteristik, die der Tod, weit zurückliegend, auf die Aufforderung des Ackermanns nach dessen vorgegebener Gliederung im 16. Kapitel gegeben hatte. Dort nämlich hatte er auf die zweite Frage *was wir sein* 16, 13–16 von sich gesagt: *Wir sein nichts vnd sein doch etwas. Deshalben nichts, wann wir . . . nicht geist sein . . .; deshalben etwas, wann wir sein des lebens ende.* Der Abschluß des Zitats (*vnd euch sein alle irdische leute empfolhen*) faßt die eingehende Angabe des Todes im gleichen Zusammenhang 16, 18–21 in einen knappen Satz eigener Prägung zusammen, in dem immerhin das *alle leute*, das der Tod 16, 18 gebraucht hatte, unmittelbar forttönt.

An dieser Stelle wirft die Erkenntnis dieses Kompositionsprinzips der Wortverzahnung einen unmittelbaren Ertrag für die Textkritik des Ackermann ab. Der Anfang des Zitats lautet in der gesamten Überlieferung übereinstimmend: *Ir seit etwas vnd doch nicht ein geist.* Burdach hatte hinter dem *nicht* ein zweites *nicht* hinzugefügt; dem haben sich Hammerich-Jungbluth, Gierach und Weber in ihren Ausgaben angeschlossen; Hübner hat diese Konjektur zu *auch nicht* erweitert, während Krogmann zum Überlieferungsstand zurückgekehrt ist. Die Antithese der ursprünglichen Formulierung des Todes ist derart einprägsam, daß man sie im Zitat, gerade auch in der bewußten Umstellung ihrer beiden Glieder, in unverminderter Schärfe erwarten muß. Der flüchtige Schreiber des Archetypus hat hier das Echte, leicht begreiflich, verstümmelt, indem er bei der Niederschrift des ersten *nicht* schon das zweite zu schreiben glaubte. Unentschieden muß bleiben, ob zwischen den beiden *nicht* noch anderes gestanden hat. Jedenfalls wird der überlieferte Text (und damit Krogmann) als falsch erwiesen. Andererseits rechtfertigt die Einsicht in den Zitatcharakter des Wortlauts die Beibehaltung des überlieferten *leut(e)* und die Ablehnung der von Hammerich–Jungbluth wie Krogmann auf Grund eines Analogieschlusses aus ihrer allgemeinen Be-

urteilung der Überlieferungsverhältnisse willkürlich vorgenommenen, nirgendwo gestützten Änderung zu *lant*.

Am kühnsten ist dieser Wortbogen am Eingang der Schlußrede des Todes gewölbt. Der Wortlaut macht unbestreitbar, daß er sich bei dem ausdrücklichen Selbstzitat 32, 3–5: *Wir haben gesprochen vnd sprechen noch . . .: die erde vnd alle ir behaltung ist auf vnstetigkeit gebawet* auf jene Darlegung zurückbezieht, die er bereits in seiner vierten Erwiderung über die Verteilung der Herrschaft in dem dreistöckigen Weltgebäude des Mittelalters gegeben hatte. Dort hatte er nach *himel* und *helle* über das *irdische lant* mit deutlichem stilistischen Achtergewicht gemäß dem Wortlaut der üblichen Textgestalt 8, 4–6 gesagt: *der erden kloß vnd meres stram mit aller irer behaltung hat vns der mechtig aller werlte herzog befolhen*. Die Entsprechung von *erde* zusamt der sonst im Werk nicht begegnenden Wendung *mit aller irer behaltung* mit *die erde vnd alle ir behaltung* macht die Wortresponsion an dieser Stelle zwingend. Inhaltlich freilich wollen beide Stellen so wenig zueinander stimmen, daß dafür nicht einmal Panzers schöner Nachweis von der grundsätzlichen Selbstverständlichkeit ungenauer Zitierweise in mittelalterlicher Zeit zur Erklärung ausreichte.

Hier nun strahlt zum zweiten Male in hellstem Lichte auf, was die Beobachtung des Prinzips der Wortbindebögen unter besonders günstigen Voraussetzungen für die so ungewöhnlich schwierige Textherstellung herzugeben vermag. Krogmann hat die Bezugsstelle 8, 4–6 auf Grund der Formulierung im 8. Kapitel des Tkadleček[18]) »Hier auf Erden ist jedem Geschöpf vom oberen Richtigmacher Unbeständigkeit gegeben, und das hat er uns mit aller Macht bis ans Ende verfügt« konjiziert zu: *der erden, luft* [19]) *und meres strame mit aller irer behaltung hat unstetigkeit der mechtig aller werlte herzog beschiden und sie uns befolhen*. Obschon kein deutsches Zeugnis der reichen Überlieferung einen Anhalt für diese Lesung bietet, hat Krogmann an dieser Stelle im Grundsätzlichen das Rechte getroffen – sonst bliebe das spätere Selbstzitat in der Schlußrede des Todes sinnlos. Die Entstehung der Verderbnis schon im Archetypus erscheint ebenso leicht begreiflich wie die der eben besprochenen Stelle 31, 3 mit dem zerstörten doppelten *nicht*: der eilige Schreiber meinte, als er mit den ersten Buchstaben von *vnstetigkeit* an-

[18]) Zeitschrift für deutsche Philologie 73 (1954) 86/87; Ausgabe 8, 5–7; dazu Lesarten S. 149.

[19]) Die Konjektur des allgemein überlieferten *kloß* in *luft* begründet Krogmann a. a. O. einleuchtend mit der üblichen Aufzählung der drei Bereiche, in denen sich alles Leben abspielt, in der stolzen Titelangabe des Todes 16, 38/39: *auf erden, in der luft vnd meres strame*. Er hätte auch auf das Schlußgebet hinweisen sollen, wo die gleiche Reihe noch einmal erscheint: 34, 32/33 *der erden kloß bawer, des meres stram temmer, der luft vnstetigkeit mischer* wie auf 25, 9/10, wo sie der Ackermann mittelbar bei der Anspielung auf den biblischen Schöpfungsbericht gibt: *der mensche* sei bestimmt, *den tieren des ertreichs, den vogeln des himels, den fischen des meres* zu herrschen.

setzte, bereits bei der Niederschrift von *vns* angelangt zu sein – gerade Versehen dieser Art unterlaufen ja den Schreibern aller Zeiten immer wieder.

Diese ausdrücklichen Rückverweise bezeugen also, daß all die Zusammenstellungen dieser Studie für die unmittelbaren Verklammerungen eines Kapitels mit dem voraufgehenden und mit dem folgenden wie für die über eine oder mehrere Gegenreden hinweggreifenden Verzahnungen durch bestimmte Leitwörter lediglich heutigen Menschen das sichtbar und hörbar ins Bewußtsein gehoben haben, was Johann von Saaz bei der Arbeit voll bewußt gewesen ist, was er absichtsvoll so gestaltet hat.

VII

Bei der Einzelbehandlung ist immer wieder einmal nebenher davon die Rede gewesen, daß der Großteil dieser leitwortartigen Kapitelverknotungen an einer dafür immer wieder bestimmten bevorzugten Stelle entgegentritt: den Kapitelanfängen und Kapitelschlüssen oder in ihrer unmittelbaren Nähe. Vom Wort her erfährt die Behandlung dieser so empfindlichen Eckstellen noch eine weitere Auszeichnung.

Weil offen zutage liegt, wie gern und in der zweiten Hälfte seines Werks nahezu regelmäßig Johann von Saaz beide Partner ihre Reden mit einer allgemeinen Lebensweisheit in geprägter Sentenz, als Sprichwort, als volkstümliche Redensart, als Anspielung auf eine Fabel beginnen und schließen läßt, ist schon öfter auf diese eindrucksvolle Art künstlerischer Kapitelrahmung hingewiesen worden, so daß ich mich hier mit der bloßen zahlenmäßigen Hindeutung auf die betreffenden Kapitel begnügen kann. Der Ackermann tut das im 13., 15., 17., 19., 21., 23., 27., 29., 31. Kapitel, und noch mehr liebt das sein Widerpart: die Eingänge und Schlüsse der Kapitel 6, 14, 16, 18, 20, 22, 24, 26, 28, 30, 32 bieten die Beispiele dafür.

Nicht gesehen hat man bisher, daß der Dichter solche energische Kapitelrundung auch durch das gleiche Mittel der Aufnahme bzw. Abwandlung desselben oder die Verwendung eines antithetischen Wortes zu erreichen versteht. Freilich erweist sich die Verwendung des Wortes in dieser Aufgabe als sehr viel eingeschränkter denn in der bislang behandelten. Auf dieses Stilmittel trifft man, von einer unscheinbaren Ausnahme abgesehen, nur in den Reden des Todes in der inhaltlich besonders locker gefügten zweiten Hälfte des Werkes.

Der Tod eröffnet das 16. Kapitel mit dem Fangeballspiel der Gegenwörter *gut* und *bose*, die törichte Menschen miteinander verwechseln (16, 1/2); er schließt es mit der nachdrücklichen Unterstreichung, daß dem Kläger *von vns so gutlichen ist geschehen!* (16, 42). Auch seine nächste Rede rahmt der Tod, nun unüberhörbar: voll beißenden Spotts behauptet er 18, 3/4: *wir haben dich lange zeit erkant* und wiederholt dreimal das Wort *weisheit* 18, 4–6: *Wir*

waren dabei, do fraw Weisheit dir die weisheit mitteilte, do her Salomon . . . dir sein weisheit vurreichte; dieselben Worte, die der übrigen Auseinandersetzung fehlen, nimmt er nachdrücklich am Ende wieder auf: 18, 31 *Hetten wir dich vor erkant*, 18, 30/31 *aller erste wurden wir deiner großen weisheit innen* und schließt kränkend mit dem Synonym 18, 33/34: *du bist zumale ein kluger esel!* In ähnlicher Technik stellt der Tod im 24. Kapitel seine desillusionierende Betrachtung vom wahren Wesen des Menschen zu Anfang und Ende auf das Gegensatzpaar *liebe* und *leit*: 24, 1 *liebe nicht alzu lieb, leit nicht alzu leide*, 24, 5 *es sei dir nu lieb oder leit*, 24, 30/31 *laß hin fließen lieb, laß hin fließen leit!* und verstärkt diesen Rahmen durch den Hinweis, daß Unempfindlichkeit gegenüber beidem das Kennzeichen des Weisen sei: positiv zu Anfang 24, 2 *bei weisem manne*, in höhnischer Schelte als Schlußwort 24, 32 *von Eseldorf weiser gotling!* Das regt den Ackermann an, seinen überschwenglichen Preis des Menschen als vollkommene Schöpfung Gottes seinerseits in den Wortgegensatz *vbel* 25, 1 und *kein gutes* 25, 47 einzuspannen. Der Tod wiederum rahmt seine bösartige Frauenschelte doppelt durch die Wiederholung von *loben* (28, 1 *loben on ende*; 28, 2 *bei loben*; 28, 3/4 *du lobest* und 28, 36 *du lobest*) wie die der höfischen Entschuldigung für seine ungeschminkte Darstellung (28, 5 *vngeruret aller reinen frawen*; 28, 34/35 *schonten wir nicht der biderben frawen*). Noch kunstvoller hatte er seine vorangehende Auseinandersetzung, daß alle Wissenschaft nichts gegen die Todverfallenheit des Menschen vermag, zu begründen gewußt, indem er zu Anfang entgegen der Meinung des Ackermanns festgestellt hatte: 26, 4–6 *ein mensche . . . muß in vnser netze fallen, mit vnserm garne muß es gezucket werden* und diese Feststellung zum Schluß in entsprechender Bilderreihe inhaltlich wiederholt hatte: 26, 40–42 *ieder mensche muß ie von vns vmbgesturzet, in vnserm walktroge gewalken vnd in vnserm rollfasse gefeget werden.* Auch dieses Kapitel, das eine knappe Übersicht über das ganze Wissenschaftssystem des ausgehenden Mittelalters geben soll, hat Johann von Saaz durch einen doppelten Rahmen ausgezeichnet. Um den eben nachgezogenen inneren legt sich ein aus verbreiteter Spruchweisheit des Volkes gefügter äußerer: 26, 1–3 *Schelten, fluchen, wunschen, wie vil der ist, kunnen keinen sack, wie kleine der ist, gefullen. Darzu: wider vil redende leute ist nicht zu kriegen mit worten* und 26, 42/43 die Schlußschelte: *du uppiger geuknecht!*

VIII

Wie aber vereinigt Johann von Saaz die beiden von ihm ebenso reich wie virtuos verwendeten Mittel der Kapitelverzahnung und der Kapitelrahmung miteinander, da er ja auch die Verzahnungen vorwiegend am Anfang und Schluß der Kapitel angebracht hat? Vielleicht ist dem aufmerksamen Leser schon bislang aufgefallen, wie häufig jene Wörter und Wendungen, die aufeinanderfolgende Kapitel verknüpfen, sich nicht im ersten und letzten,

sondern im zweiten und vorletzten Satz (oder der entsprechenden Stelle) eines Kapitels finden. Diese Tatsache ist in fast allen Fällen darin begründet, daß sich hier beide Techniken überschneiden. Da der Rahmen notwendig den genauen Anfang und das genaue Ende der Rede für sich beansprucht, muß die Verzahnung um dieses Stück ins Innere des Kapitels verrückt werden.

Mit der gegenseitigen Durchdringung dieser beiden Bauprinzipien erreicht das bedeutende kompositorisch-stilistische Vermögen des Dichters eine letzte Höhe. Wie scheinbar mühelos er die Aufgabe, die er sich damit gestellt hat, durch solche kunstvolle Überkreuzung bewältigt, das braucht hier nur für die drei Fälle aufgewiesen zu werden, in denen bestimmte Wörter oder Wendungen den Rahmen bilden. S. 304 wurde gezeigt, wie *gut* bzw. *gutlich* in der ersten und letzten Zeile eine schmale Wortleiste um das 16. Kapitel legen. Sie wird sowohl von der Verzahnung zwischen dem 15. und 16. Kapitel, die durch die mehrfache Wiederholung von *richten* und *(vn)recht* (16, 3; 5; 10; 11) gebildet wird, wie der zwischen dem 16. und 17. Kapitel überschnitten, die das Bild von der Sense für die Tätigkeit des Todes (16, 5/6) und seine Behauptung herstellt, er sei im Paradies geschaffen (16, 34/35). Entsprechend ist das 24. Kapitel gebaut. Das Gegensatzpaar *liebe/leit* (24, 1; 31) und das Adjektiv *weise* (24,2; 32) rahmen es (vgl. S. 305). In diesen Rahmen selbst ist diesmal das Verzahnungspaar *liebe/leit* hineingenommen (24, 1; 5; 31); im Innern stehen die beiden anderen Verzahnungswörter mit dem 23. Kapitel *rat* bzw. *raten* (24, 3/4) und *warheit* (24, 5) zu Anfang, die Verzahnungswörter mit dem 25. Kapitel *mensche* (24, 9; 10; 20) und *vnrein* (24, 11; 13; 21; 22) gegen Ende. In diesem selbst wieder folgen sie dem Anfangsglied des Rahmens *vbel/kein gutes* (25, 1; 47) (vgl. die Stellennachweise S. 294), während naturgemäß die Wortbindungen zum 26. Kapitel *behende* (25, 21; 24/25; 45) und *susses gedones* (25, 32) vor der Schlußleiste des Rahmens stehen. Nicht anders liegt es in den zahlreichen Fällen, in denen die geprägte Sentenz einer volksläufigen Wendung den sicher um den eigentlichen Kapitelinhalt herumgelegten Rahmen bildet. Falls es nötig erscheint, möge man das an Hand der S. 304 gegebenen Aufzählung der auf diese Weise gerundeten Kapitel nachprüfen.

Diese ungewöhnlich enge und nahezu regelmäßige Verknotung der beiden Kompositionsprinzipien miteinander empfängt ihren Sinn von der Gesamtkomposition des Werkes. Dadurch, daß – im zweiten Teil regelmäßig – der sachliche Inhalt der einzelnen Reden in einen festen, gelegentlich gar doppelten Rahmen eingespannt ist, wird jedes Kapitel als ebenmäßig gerundete Einheit auf sich selbst gestellt, erscheint es als durchaus eigenständiges, von der Umgebung klar abgegrenztes, ja abgeschlossenes Ganzes. In der gleichen Richtung wirkt die zu Eingang erwähnte Tatsache, daß der Reihe der Reden vom Inhalt her ein gedanklicher Fortgang in strenger Folgerichtigkeit fehlt.

Mit dieser Art der Gestaltung und des Ablaufs steht dieses sogenannte Streitgespräch dem hochmittelalterlichen Wechsel als einem Nacheinander von Monologen zweier Liebender, die sie einander zusprechen, ohne daß einer den andern wirklich hörte und ihm unmittelbar antwortete, wesentlich näher als der Form des literarischen Gesprächs im modernen Sinne. Durch diese lockere Art der Redeführung ist die unmittelbare Gefahr gegeben, daß das Ganze in 34 einzelne, für sich stehende, formal gut gerundete und inhaltlich nahezu selbständige Werkstücke auseinanderfällt. Ihr eben begegnet der Dichter, genau wie im mittelalterlichen Wechsel, mit dieser Technik der Kapitelverzahnung durch Wort- und Ausdrucksresponsion. Nicht in erster Linie an der im ganzen fehlenden inneren Folge eines klar entwickelten und zielstrebig weitergeführten Gedankens, sondern in der Hauptsache am äußerlich sicht- und hörbaren Leitseil des Wortanklangs und der Wortaufnahme tastet sich die scharfe Auseinandersetzung der beiden Partner von Rede zu Gegenrede fort. Dadurch werden die in sich gerundeten Einzelkapitel zu Gliedstücken eines gemeinsamen Ganzen, in das sie eingeordnet sind. Die Fülle der bunten, vielgestaltigen Blumen windet das vielverschlungene Band der Wortverzahnungen zu festem Strauß zusammen.

Nur das 33. Kapitel, der Richterspruch Gottes, bleibt von all solchen äußeren Bindungen frei: damit ist seine inhaltliche Sonderstellung – es löst den Streit, es bringt die überraschende Entscheidung – nun auch von der stilistischen Gestaltung her aufs feinste herausgehoben.

Mehr kann ein Dichter des 15. Jahrhunderts nicht geben. Daß Johann von Saaz das überhaupt und in diesem Reichtum und mit diesem Geschick zu geben vermocht hat, das stellt ihn in der Geschichte der deutschen Dichtung dahin, wohin man ihn seit Burdach zu stellen, mit Recht zu stellen gewöhnt ist: in die vorderste Reihe der großen Könner.

IX

Zumindest an den fachsprachlichen Termini, mit deren Hilfe hier die beiden Formen der von Johann von Saaz angewandten Kompositionstechnik, der Kapitelverzahnung wie der Kapitelrahmung, im einzelnen nachzuweisen unternommen wurde, ist bereits deutlich geworden, daß der Nordböhme sie nicht einfach aus dem Nichts geschaffen hat. Mit beidem steht er, wie mit so vielem anderen (was vor allem Arthur Hübner nachgewiesen hat), in einer festen Tradition. Bei ihnen handelt es sich um jene im höfischen Minnesang fast von seinen Anfängen an so ungemein hochgezüchtete sublime Kunst der Strophenbindung, die einen inhaltlich nur locker gefügten Strophenkreis zu der festen Einheit eines Liedes im modernen Gebrauch des Wortes zusammenschließt, und der Strophenrundung, die dem ursprünglich völlig selbständigen Gebilde der Strophe seine in sich ruhende Einheit verleiht.

Die hochmittelalterliche Lyrik hat dadurch, daß sie diese beiden Kunstmittel zu bewundernswerter Feinheit ausbildete, das zu erreichen vermocht, was neuzeitliche Wortkunst durch die strenge gehaltliche Entwicklung und Geschlossenheit der gliedernden Teile wie des gesamten Werks erreicht. Das besondere Verdienst, die künstlerische Leistung und damit die literarhistorische Bedeutung des Ackermann-Dichters besteht eben darin, daß er diese fast 200 Jahre alten Kunstformen des Verses nun auf die von ihm experimentierend als eine neue Möglichkeit zu dichterischer Aussage gewählte Form der Prosa übertragen und sie dieser neuen Form gemäß abgewandelt und ihr angepaßt hat.

Arthur Hübner hatte recht gesehen, wenn er als erster gegen Burdachs starke Autorität auf die erstaunlich weit verzweigte Verwurzelung des Ackermann in der früheren deutschen Dichtung hingewiesen und damit das schmale Werk aus der rätselhaften literarhistorischen Vereinsamung erlöst hatte, in der es, den Literaturgeschichten ein schlecht verhehltes Ärgernis, bis dahin gestanden. Auch mit dieser Kunstübung also steht der Ackermann deutlich auf der Grenze zwischen dem versinkenden Mittelalter und der heraufkommenden Neuzeit: in durchaus eigenständiger Weiterentwicklung trägt er beide Kompositionsprinzipien aus jenem in diese hinüber. Ob man deshalb nicht dazu übergehen sollte – schon um rein äußerlich die Verwurzelung des Ackermann im Mutterboden der heimischen Dichtung zu kennzeichnen und das notwendig von der modernen Bezeichnung her immer wieder neu entstehende Mißverständnis auszuschließen –, Johanns Werk in Zukunft einen Wechsel oder eine Wechselrede zu nennen?

The Owl and the Nightingale

Versuch einer formgeschichtlichen Ortsbestimmung

Von Wolfgang Iser (Heidelberg)

Das Streitgedicht *ON* gilt als eines der hervorragendsten Denkmäler mittelenglischer Literatur vor Chaucer. Der große englische Mediävalist Ker nannte das 1794 Verse umfassende Gedicht *the most miraculous piece of writing . . . among the medieval English books*[1]). Die Forschung schloß sich diesem Urteil an, so daß Huganir in den dreißiger Jahren schon feststellen konnte: *To the student of to-day the statement seems incontrovertible – a commonplace*[2]). In diesem Urteil indes gründet die letzte Gemeinsamkeit der kontroversenreichen Forschung, die sich um eine Interpretation des frühmittelenglischen Gedichts bemüht. Blickt man auf die zur Diskussion gestellten Thesen, so läßt sich ein überwiegendes Interesse an den Fragen der Datierung und des Autors feststellen. Dadurch erhielten zwangsläufig die zeitgeschichtlichen Anspielungen des Gedichts den Vorrang vor literarischen Aspekten, deren Auslegung vielfach im Zeichen dieser Abhängigkeit steht.

Die für die Abfassung vorgeschlagenen Daten schwanken um rund ein halbes Jahrhundert[3]); es dürfte indes heute als gesichert gelten, daß das Gedicht um 1200 im Südwesten Englands verfaßt wurde[4]).

---

[1]) Ker, W. P., English Literature Medieval (Home University Library). London 1912, S. 181.

[2]) Huganir, K., The Owl and the Nightingale. Sources, Date, Author. Diss. Philadelphia 1931, S. 5.

[3]) Vgl. hierzu Hinckley, H. B., The Date, Author and Sources of The Owl and the Nightingale: PMLA 44 (1929), S. 329 ff.; Ders., The Date of The Owl and the Nightingale: MP 17 (1919/20), S. 247 ff.; Tupper, F., The Date and the Historical Background of The Owl and the Nightingale: PMLA 49 (1934), S. 406 ff.; Gadow, W., Das mittelenglische Streitgedicht Eule und Nachtigall (Palaestra 65). Berlin 1909, S. 13; Huganir, op. cit., S. 63 ff.; Atkins, J.H.W., The Owl and the Nightingale. Cambridge 1922, S. XXXIV ff. und Wells, J. E., The Owl and the Nightingale (Belles Lettres Series). Boston und London 1907, S. XVII ff.

[4]) Vgl. dazu Tupper, op. cit., S. 406 ff.

Hat die Debatte um die zeitliche Einordnung einen gewissen Abschluß gefunden, so ist die literarische Interpretation des Gedichts durchaus noch im Fluß. Die Forschung begriff bisher das Gegensatzpaar Eule und Nachtigall als Allegorie, deren *significatio* unterschiedlich ausgelegt wurde. Ten Brink und Wells gewahren in dem Streit der Vögel das Wechselspiel von ästhetischer und moralischer Lebenshaltung[5]). Saintsbury deutet das Gedicht als Widerstreit von Jugend und Alter, Ernst und Fröhlichkeit[6]). Ker sieht in den Protagonisten den Konflikt von Kunst und Philosophie[7]), und für Courthope spiegelt die Debatte die Spannung zwischen mönchischer Disziplin und liberaler Geistlichkeit[8]). Atkins billigt in seiner kritischen Ausgabe des Textes vom Jahre 1922[9]) all diesen Auslegungen eine bedingte Richtigkeit zu. Sie dienen ihm als Folie seiner eigenen These, die er auch in seiner 1952 erschienenen Arbeit über die mittelalterliche Poetik[10]) beibehalten hat. Im Gegensatz zu Courthope ist für Atkins die Antinomie von *ON* nicht theologischer, sondern literarischer Natur. *The main theme of our poet is . . . one of considerable interest. He discusses the respective merits of two types of poetry: and while definitely commending the poetry that took love for its theme, as opposed to the older sort of religious kind, he also passes judgment on the contemporary limitations of that theme, and argues for a broader and healthier treatment*[11]). Eule und Nachtigall sind also für Atkins zwei Repräsentanten grundsätzlich unterschiedener poetischer Richtungen des Hochmittelalters. Er unterstellt damit dem Dichter ein eminent literarisches Selbstbewußtsein, das sich für das 12. Jahrhundert wohl kaum rechtfertigen läßt. Hässler dagegen glaubt, in Eule und Nachtigall Vertreter des spirituellen bzw. natürlichen Lebensprinzips zu erkennen[12]). Obgleich Hässler mehr als nur literarische Gegensätze in den Vögeln verkörpert sieht und sich zu der Ansicht von Atkins kritisch verhält[13]), so gruppieren sich doch auch für ihn die Grundgedanken um die von Atkins aufgezeigte Antinomie, die er in fragwürdiger Terminologie mit »theologischer Kunstidee« und »höfischen Kunstgedanken« umschreibt[14]). Wie eine Reaktion auf die bisher

---

[5]) Vgl. dazu Ten Brink, B., Geschichte der Englischen Litteratur I. Berlin 1877, S. 270 und Wells, op. cit., S. XLI.

[6]) Saintsbury, G., A Short History of English Literature. London, 1900, S. 60.

[7]) Ker, op. cit., S. 183.

[8]) Courthope, W. J., A History of English Poetry I. London 1911, S. 134.

[9]) Atkins, ON, S. LV f.

[10]) Ders., English Literary Criticism. The Medieval Phase. London 1952, S. 143 ff.

[11]) Ders., ON, S. LIX f.

[12]) Hässler, H., 'The Owl and the Nightingale' und die literarischen Bestrebungen des 12. und 13. Jahrhunderts. Diss. Frankfurt 1942, S. 129 ff. und 18.

[13]) Vgl. ibid., S. 165

[14]) Vgl. ibid., S. 164 f.

vorgetragenen Thesen mutet der Satz Baughs in seinem Abriß der mittelalterlichen Literaturgeschichte vom Jahre 1948 an: *It would seem that so delightful and lively a poem might be allowed to stand as an example of the bird fable, as a story told for its own sake, without our seeking to find in it a hidden meaning which isn't there*[15]). Mit Recht jedoch hat Peterson im jüngsten Beitrag zu *ON* darauf hingewiesen, daß ein Gedicht des Hochmittelalters mit einem Umfang von nahezu 1800 Zeilen wohl nicht einfach als ästhetisches Experiment konzipiert wurde[16]). Die Debatte der Vögel ist für ihn *something more than 'a story told for its own sake'. Superficially, it is a bird fable in which each bird strives in terms of service to man to establish her own position in the divinely created hierarchy of being as higher than her opponent's. Pedagogically, it is a dialectical exercise in which two irreconcilable attitudes toward human experience – the one, essentially traditional and Christian, and the other, sensual and heretical – are represented respectively by a logician in quest of truth and a rhetorician in quest of sophistical victory*[17]).

Bei aller Verschiedenheit der in den letzten 80 Jahren gegebenen Interpretationen bleibt die Antinomie der streitenden Partner das konstitutive Prinzip der Erklärung. Es erhebt sich aber die Frage, ob es nicht zweckmäßiger ist, die Blickrichtung für eine erneute Interpretation zu verändern. Wäre es nicht angemessener, statt des Trennenden das Gemeinsame der Partner herauszuarbeiten? Bedeutet das fehlende Urteil am Schluß des Konflikts wirklich nur das unversöhnliche Auseinandertreten grundsätzlicher Differenzen, oder lassen sich die Gegensätze ausgleichen?

Den Ansatzpunkt für eine konkrete Interpretation bietet die Form des Gedichts, dessen Aufbau eine deutliche Kombination von 1. Elementen der Tierfabel bzw. Tierdichtung, 2. des Streitgedichts und 3. der Spruchweisheit erkennen läßt. Diese drei *genera* mittelalterlichen Dichtens greifen ineinander und wandeln sich gegenseitig ab. Ihr Zusammenspiel muß zunächst sinnfällig gemacht werden, da sich von der Form her wichtige Ansatzpunkte einer geistesgeschichtlichen Einordnung ergeben.

Die ältere Forschung fragte kaum nach dem topischen Charakter der Protagonisten von *ON*. Nur gelegentlich wurden traditionelle Bedeutungen aufgegriffen, um die allegorische Deutung des Gegensatzes zu stützen[18]). Es scheint angemessener, von den *topoi* der Vögel auszugehen

---

[15]) Baugh, A. C., The Middle English Period: A Literary History of England. Ed. Baugh, A. C., London 1950, S. 155. (Die amerikanische Ausgabe erschien bereits 1948.)

[16]) Peterson, D. L., The Owl and the Nightingale and Christian Dialectic: JEGP 55 (1956), S. 13.

[17]) Ibid., S. 26.

[18]) Vgl. Atkins, ON, S. LXVIII ff.

und sie auf ihren Sinn hin zu befragen, um so die Perspektive für die Interpretation zu gewinnen. Schon ein oberflächlicher Blick auf die mittelalterlichen Fabelkompilationen, auf die zahlreichen Bearbeitungen des *Physiologus*[19]) und die spätantik-frühmittelalterliche Gegenstandspoesie[20]) belehrt über den Figuralsinn der Tiere. Es ist deshalb abwegig, die Eigenschaften von Eule und Nachtigall auf eine spezifische und geradezu naturwissenschaftliche Beobachtungsgabe des Dichters zurückzuführen, wie es einzelne Forscher immer wieder versuchten[21]).

Welches sind nun die traditionellen Figuralwerte von Eule und Nachtigall im Mittelalter?

Drei Züge der Eule kehren in der Tradition immer wieder: sie gilt als das Symbol des Unreinen und Abscheuerregenden, sie gilt als unnatürlich, weil sie das Licht meidet, und sie gilt als Prophetin des Elends, des Bösen und der Trauer. Das Charakteristikum des Unreinen und Abscheuerregenden ist biblischen Ursprungs[22]), das des Unnatürlichen ist Gemeingut mittelalterlicher Fabelliteratur[23]), und das der düsteren Prophetie geht auf weitverbreitete Anschauungen zurück: *The common consent of all nations has decided that it is a bird of evil omen*[24]). Die antike Mythologie assoziiert die Eule schon mit dem Styx[25]), Horaz und Ovid kennen ihren magischen Bezug, und das Mittelalter sieht in ihr vielfach ein Symbol des Teufels[26]). Ihre Identifikation mit dem *constable from the dark land*[27]) führt zur Verteufelung ihrer traditionellen Weisheit, die das Mittelalter häufig als Hexen-

---

[19]) Vgl. dazu Einzelheiten bei Lauchert, F., Geschichte des Physiologus. Straßburg 1889.

[20]) Vgl. dazu Sells, L., Animal Poetry in French and English Literature and the Greek Tradition (Indiana University Publications, Humanities Series 35). Bloomington 1955 und Ross, W., Rose und Nachtigall: Rom. Forschungen 67 (1955), S. 55 ff.

[21]) So u. a. Hinckley, H. B., Science and Folk-Lore in The Owl and the Nightingale: PMLA 47 (1932), S. 314. *Had the author of The Owl and the Nightingale employed a language easily intelligible to the great body of modern savants he would long ago have received an honorable mention from the historians of science.*

[22]) Vgl. 3. Mose XI, 16; 5. Mose XIV, 15, 16; Jesaja XXXIV, 11; XIII, 21 und Psalm CII, 7.

[23]) Vgl. u. a. 'De noctua, quae conqueritur contra lucem': Die beiden ältesten Fabelbücher des Mittelalters (Bibliothek des Litterarischen Vereins Stuttgart CXLVIII). Hrsg. Grässe, J. G. Th., Tübingen 1880, S. 93 f. Vgl. ferner 'De bubone, qui voluit habere dominium alitum': Grässe, op. cit., S. 227 f.

[24]) Swainson, Ch., Provincial Names and Folk Lore of British Birds. London 1885, S. 126.

[25]) Vgl. Kerényi, K., Die Mythologie der Griechen. Zürich 1951, S. 152.

[26]) Vgl. Swainson, op. cit., S. 127 und 129; ferner Fiske, Ch. F., Animals in Early English Ecclesiastical Literature, 650 – 1500: PMLA 28 (1913), S. 380.

[27]) Swainson, op. cit., S. 127.

kunst begreift[28]). Spuren dieser Verknüpfung finden sich schon gelegentlich in der antiken Dichtung[29]). Eines der ganz wenigen mittelalterlichen Beispiele, in dem die Eule nicht als dämonischer Vogel[30]) figuriert, bringt Hugo de St. Victor in seinem *De bestiis et aliis rebus*. Hier versinnbildlicht die Eule den christlichen Mystiker, der das Licht weltlichen Ruhmes flieht und zurückgezogen lebt[31]).

Gegen die düstere Tradition der Eule setzt sich die fröhliche und heitere der Nachtigall ab. Das Mittelalter kannte drei wesentliche Bedeutungen der Nachtigall: sie ist Künderin des Frühlings, Liebesbotin und Sängerin göttlichen Lobes[32]). Der sakrale und der weltliche *topos* der Nachtigall bilden in ihrem geschichtlichen Nacheinander ein aufschlußreiches Charakteristikum wechselnder Geisteshaltung. Ursprünglich nicht zu den Vögeln der Venus gehörend, ist die Nachtigall seit Petronius mit dem Liebeshain der Frühlingsgöttin verknüpft[33]). Die frühen Kirchenväter empfanden daher die Nachtigall mythologisch noch zu belastet, so daß erst bei Ambrosius, bei dem so viele heidnische Metaphern mystisch aufblühen, eine Spiritualisierung des Nachtigallengesangs erfolgt[34]). Paulinus von Nola fühlte sich schon als christliche Nachtigall, denn der Vogel ist nichts durch sich, er geht auf in seinem Lied. Bei Eugenius von Toledo, einem letzten Nachzügler auf dem Gebiet der Kleindichtung um die Mitte des 7. Jahrhunderts, figuriert die Nachtigall als christliche Muse und verkörpert den nie endenden nächtlichen Gesang der Mönche[35]). Die *Ekbasis Captivi* (9. oder 10. Jahrhundert) zeigt eine seltsame Motivdurchkreuzung. Die Nachtigall erscheint neben Schwan und Papagei als Hofsängerin, um den kranken und schlaflosen König zu beruhigen. Der König wird aber nicht eingeschläfert, sondern muß sich die von der Nachtigall vorgetragene Leidensgeschichte Christi anhören[36]). Bei Fulbert von Chartres zu Anfang des 11. Jahrhunderts wird die Nachtigall wiederum als Muse angerufen, aber nicht für den nächtlichen Chorgesang, sondern für die lustigen Lieder der Scholaren[37]). In dem Dialog *Kleriker und Nonne* ist sie bereits werbende Mitspielerin im Drama der Verführung. Ihr durch Jahrhunderte verdeckter mythologischer Gehalt bricht in der großen Pause der Weltlichkeit zwischen den Anstrengungen der Zisterzienser und dem Eifer der Bettelorden wieder durch.

---

[28]) Vgl. Swainson, op. cit., S. 127, und Hinckley, PMLA 47, S. 380.
[29]) Vgl. Hinckley, PMLA 47, S. 380.
[30]) Vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens II, Berlin und Leipzig 1929/30, S. 1073.
[31]) Vgl. Huganir, op. cit., S. 19.
[32]) Vgl. Atkins, ON, S. LXIX.
[33]) Vgl. Ross, op. cit., S. 59.
[34]) Vgl. ibid., S. 66. Im folgenden ist die Darstellung dem Aufsatz von Ross verpflichtet.
[35]) Vgl. ibid., S. 62.
[36]) Vgl. ibid., S. 64.
[37]) Ibid., S. 69.

Sie erscheint in ihrer alten Rolle als Liebesvogel[38]); sie wird Botin der Minne, Hüterin der trauten Geheimnisse und animierende Vorsängerin in den *Carmina Burana*[39]). Die Nachtigall ist nicht nur ein Stück Natur, eine poetische Stimme aus der Kulisse, sondern, wie Gaston Paris es formuliert hat, eine Priesterin der Liebe[40]). Bleibt sie eine bestimmende Figur der Frühlingsekphrasis, so versinkt ihr weltlicher *topos* im Missionseifer der Bettelorden des 13. Jahrhunderts. Die zwei berühmtesten geistlichen lateinischen Dichtungen englischer Franziskaner tragen den Titel *Philomena*. Bei John of Hoveden (gest. 1275) ist die Nachtigall eine fromme Sängerin, die die Leidensgeschichte Jesu vorträgt. John Peckam, der 1292 als Erzbischof von Canterbury starb, variiert den Vergleich zwischen der Sangeskunst der Nachtigall und der Glut der mystischen Seele in zahlreichen Strophen[41]).

Diese dem Mittelalter geläufigen *topoi* kehren in *ON* wieder; die Vögel jedoch treten in eine Beziehung zueinander, die sie in einem neuen Licht erscheinen läßt.

Die Nachtigall als Anklägerin zieht ihre Argumente aus den traditionellen *topoi* der Eule (*þe niztingale was al zare | ho hadde ilorned wel aiware:* 215 f.). Die Eule als Beschuldigte greift die Vorwürfe der Nachtigall auf und gibt ihnen einen anderen Sinn. Daß sie von unreinem und abscheulichem Getier lebe (V. 597 ff.), entkräftet sie mit dem Hinweis, sie halte so die Wohnungen der Menschen und die Gotteshäuser sauber. Ihre teuflische Unbarmherzigkeit sei durch die Naturgesetze gerechtfertigt, die sie symbolisiere (V. 265 ff.), und die man ihr nicht zur Last legen könne. Ihr Gesang in der Dunkelheit markiere den Umlauf der Nacht, deren Wendepunkte sie für den Menschen anzeige. Sie sei deshalb nicht lichtscheu (V. 363 ff.), sondern ruhe nur am Tag, um die waghalsigen Abenteuer der Menschen und ihre *gode neode* (V. 388) des nachts zu begleiten. Nicht Elend und Härte des Winters künde sie, sie bringe vielmehr den Armen und sich Sehnenden Hilfe und häusliches Glück (V. 473 ff.). Wenn auch ihr Singen wie Klage und Trauer klinge, so doch nur, weil sie dadurch die Strauchelnden zur Reue aufrufe und im Einfältigen die Sehnsucht nach dem Himmel erwecke (V. 869 ff.). Ihr Blick in die Zukunft sei keine Hexenkunst, sondern diene der Mahnung vor kommendem Unglück, das Gott selbst verhängt habe; sie zeige es den Menschen an, um ihm die Wucht des Plötzlichen zu nehmen (V. 1243 ff.).

Wie sehr sich in diesen Bestimmungen unkonventionelle Charakteristika der Eule zeigen, bezeugen die dramatisierten Übergänge des Wechsel-

[38]) Vgl. Ross, op. cit., S. 71, und Hensel, W., Die Vögel in der provenzalischen und nordfranzösischen Lyrik des Mittelalters: Rom. Forschungen 26 (1909), S. 600 ff. [39]) Vgl. Ross, op. cit., S. 71. [40]) Vgl. ibid., S. 71.
[41]) Vgl. Wilson, R. M., Early Middle English Literature. London 1939, S. 53.

gesprächs. Die Eule ist nie um eine Antwort verlegen, die Nachtigall dagegen gerät oftmals in äußerste Bedrängnis, wenn die Eule ihre Argumente zunichte macht (V. 391 ff.; 659 ff.; 933 ff.; 1291 ff.). Die Nachtigall glaubt, die Eule durch traditionelle Anschauungen entscheidend treffen zu können. Die Eule hingegen entwickelt aus den Anwürfen der Nachtigall Aspekte, die nicht zur Tradition des *topos* gehören, deren Evidenz aber die Nachtigall überrascht und für Augenblicke entwaffnet.

Die in der Debatte sichtbar werdende Abwandlung der *topoi* wird noch augenscheinlicher in der aggressiven Dialogführung der Eule. Nach wiederholter Verteidigung greift die Eule die traditionellen Embleme der Nachtigall auf, um ihre fatalen Konsequenzen darzutun: ihr pausenloses Singen müsse am Ende in Überdruß umschlagen (V. 341 ff.); ihr Jubilieren in der warmen Jahreszeit betöre die Menschen und führe sie auf Abwege (V. 498). Am heftigsten reagiert die Eule auf den sakralen *topos* der Nachtigall, auf die Behauptung, das Lob Gottes zu singen (V. 849 ff.). Schließlich verkehrt sie die zentrale Funktion der Nachtigall als Liebesbotin ins Gegenteil: statt die Liebessehnsucht zu stillen, verführe sie zu Ehebruch und wilder Leidenschaft (V. 1045 ff.). Die Nachtigall verteidigt sich, indem sie die Menschen für ihre Schwächen selbst verantwortlich macht; sie sei vielmehr die Hüterin der Ehe und bewahre die Unerfahrenen vor unbedachten Schritten (V. 1449 ff.). Diese Wendung bezeugt erneut, daß nicht nur die Eule, sondern auch die Nachtigall ihre letzte Rechtfertigung in der Abwandlung des traditionellen *topos* sucht.

Aus dieser Analyse ergibt sich, daß der von der Forschung herausgearbeitete Gegensatz die vielfältigen Bezüge des Gedichts nicht deckt. – Der Streit der Vögel nimmt von den traditionellen *topoi* seinen Ausgang; in dieser Hinsicht sind die repräsentierten Vorstellungen disparat. Wie sehr indes der *topos* nur als auslösendes Moment figuriert, zeigt der Gang des Dialogs. Eule und Nachtigall sind gleicherweise bestrebt, diejenigen Möglichkeiten aus dem *topos* herauszukehren, die der Gegner nicht erkennt.

Der Dialog macht deutlich, daß die ursprünglich konträren *topoi* Beziehungen entfalten, die auf einen gemeinsamen Nenner, den Nutzen für das menschliche Leben, gerichtet sind[42]). Eule und Nachtigall erblicken im traditionellen *topos* ihres Gegenübers die Gefahren für das menschliche Leben und gewahren in seiner Abwandlung die Möglichkeiten einer rechten Lebensführung. Nicht der Gegensatz ist das Entscheidende, sondern

[42]) Peterson, op. cit., S. 15, hat bisher als einziger auf die Nützlichkeit als ein verbindendes Moment der Partner aufmerksam gemacht. Doch das ist für ihn nicht das Wesentliche des Gedichts; er hält vielmehr an der Antinomie fest. Die Eule bleibt *the logician and defender of The Faith*, die Nachtigall *the sophistical rhetorician* (S. 26). Petersons These gilt dem fehlenden Urteil. Der Sinn des Gedichts scheint ihm darin zu liegen, daß der Dichter es dem Leser überläßt *to arrive at the final verdict intended by the poet* (S. 26).

das *tertium quid*, das in der bewegten Auseinandersetzung sinnfällig wird. Sicherlich ist das sich bildende Gleichgewicht ein sehr latentes. *ON* aber gehört zum »Geist des unruhig und leidenschaftlich suchenden 12. Jahrhunderts«[43]). Es wird noch zu zeigen sein, in welchem Maße das Gedicht als Ausdruck dieser Epoche deutbar ist. Der immer wiederkehrende Zug der sich aufhebenden Gegensätze in *ON* beruht letztlich auf etwas Tieferem als der bloß rhetorischen Neigung zum Oxymoron. Wenn sich auch die manifest werdende *utilitas* nicht definitiv fassen läßt, so geben doch die Symbolwerte der Vögel Anhaltspunkte für das, was in der Nützlichkeit zum Ausgleich gebracht werden sollte. Verkörpern Eule und Nachtigall zunächst Aspekte christlicher und höfischer Vorstellungen, so fehlt eine Radikalisierung der Standpunkte. Die Biegsamkeit des Dialogs schleift das Unvereinbare ab; die Positionen werden so weit verändert, bis sie sich treffen. In diesem latenten Gleichgewicht wird das *tertium quid* greifbar.

Die bisher beobachtete Erweiterung des traditionellen *topos* bewirkt die spezifische Form des Gedichts, denn *ON* ist eine *altercatio*. Die Streitgedichte gehören zu den repräsentativen literarischen Gattungen des 12. und 13. Jahrhunderts. Sie zeugen vom siegreichen Vordringen der Dialektik, die die Herrschaft der *auctores* erschütterte[44]). Abaelards *Sic et Non* kennzeichnet die dialektische Methode als Gegenüberstellung widerstreitender Autoritäten; sie dient ihm dazu, den Zweifel zu erwecken, um dadurch das Suchen nach der Wahrheit zu intensivieren[45]). In dieser »Revolte der Jugend gegen den traditionellen Schulunterricht«[46]) wurde die literarische Debatte eine angemessene Ausdrucksform, »die, auf den verschiedensten Inhalt angewendet, entgegengesetzten Tendenzen dienstbar« gemacht wird[47]). Das Zentralmotiv der *altercatio* ist die jeweils größere Vortrefflichkeit der diskutierenden Partner, die in strophisch gegliederter Wechselrede das Für und Wider der aufgeworfenen Fragen erörtern[48]).

---

[43]) Huizinga, J., Über die Verknüpfung des Poetischen mit dem Theologischen bei Alanus de Insulis (Mededeelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen, Afdeeling Letterkunde Deel 74, Serie B, No. 6). Amsterdam 1932, S. 13.

[44]) Vgl. Curtius, E. R., Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter. Bern 1954, 2. Aufl., S. 62.

[45]) Vgl. Atkins, ON, S. XLIX. [46]) Curtius, op. cit., S. 62.

[47]) Steinschneider, M., Rangstreit – Literatur (SB Wiener Akademie der Wiss., Phil.-Hist. Klasse 155, 4. Heft). Wien 1908, S. 20.

[48]) Vgl. zum ganzen Walther, H., Das Streitgedicht in der lateinischen Literatur des Mittelalters (Quellen und Untersuchungen zur lat. Philologie des Mittelalters 5, 2). München 1920; Jantzen, H., Geschichte des deutschen Streitgedichtes im Mittelalter (Germanistische Abhandlungen 13). Breslau 1896; Selbach, L., Das Streitgedicht in der altprovenzalischen Lyrik und sein Verhältnis zu ähnlichen Dichtungen anderer Litteraturen (Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der rom. Philologie 57). Marburg 1886 und Knobloch, H., Das Streitgedicht im Provenzalischen und Altfranzösischen. Diss. Breslau 1886.

Verglichen mit der großen Zahl kontinentaler *altercationes* weist *ON* bedeutsame Unterschiede auf. Die Disputanten des englischen Gedichts sind Fabeltiere; vor *ON* ist diese Verquickung nicht bezeugt[49]). Dadurch ergibt sich ein ganz anderes Verhältnis zwischen der Thematik des Streits und den Protagonisten. Der Streit kontinentaler *altercationes* nimmt von einer eng umrissenen Frage seinen Ausgang und spitzt sich auf eine Alternative zu. In *ON* dagegen entfaltet sich der eigentliche Konfliktstoff erst in der Debatte. Die im Tiertopos enthaltenen *figurae* liefern potentiell schon eine Mehrzahl von Themen, die der dialektische Zug der *altercatio* ausfaltet und zum Gegner in Beziehung setzt. Dadurch erweitert sich die Thematik des Streits, denn die Vögel sehen sich immer wieder aufgefordert, die Bedeutung ihres Widersachers für das menschliche Leben zu überbieten. Dieser Zug verknüpft die einzelnen Aspekte der Auseinandersetzung und bewirkt den fortwährenden Wechsel der Fragestellung. Verglichen mit den kontinentalen Streitgedichten geschieht in *ON* eine Umkehrung des Handlungsverlaufs. Statt vom gegebenen Thema sich auf eine Alternative zu verengen, weitet sich der Dialog zu einer umfassenden Darstellung der Aspekte menschlichen Lebens.

In Parenthese sei hierzu angemerkt, daß die aus *ON* ablesbare Verzahnung von Fabeltier und Streitgedicht nicht axiomatisch ist. Die *altercationes Thrush and Nightingale*[50]) (Ende des 13. Jahrhunderts), *Cuckoo and Nightingale*[51]) (Anfang des 15. Jahrhunderts) und *Merle and Nightingale*[52]) (Beginn des 16. Jahrhunderts) zeigen deutlich die kontinentale Struktur. Sie besitzen eine mehr oder minder deutliche Strophenteinteilung und diskutieren jeweils ein Thema, dessen Verbindung zum *topos* sehr lose ist. Ihnen fehlen die erzählenden Elemente, und schließlich enden sie alle in einem Urteil. Wenn man daher die Großartigkeit von *ON* augenfällig machen will, so scheint es weitaus angemessener, auf diese Beispiele zurückzugreifen, nicht aber, wie es die Forschung bislang tat, in einer ornithologi-

---

[49]) Das Auftreten zweier Fabeltiere als Protagonisten ist in der Streitgedichtliteratur vor ON nicht belegt. In 2 afrz. Bearbeitungen der *Altercatio Phyllidis et Florae* erscheinen Nachtigall und Papagei nur als Helfer im Streit der Blumenmädchen (vgl. Selbach, op. cit., S. 32 f.). In der mittellat. *altercatio* gibt es nur das Schaf als Partner in der *Altercatio Ovis et Linii*. In 2 frz. Tenzonen wird das Gespräch mit Tieren geführt. Ein Ritter diskutiert mit seinem Pferd, und einer höfischen Dame erscheint eine Schwalbe als Botin des Geliebten (vgl. Knobloch, op. cit., S. 24).

[50]) Vgl. English Lyrics of the 13th Century. Ed. C. Brown. Oxford 1950, S. 101–107.

[51]) Vgl. Chaucer, G., The Works. Ed. W. W. Skeat, vol. 7 'Chaucerian and Other Pieces'. Oxford 1897, S. 347–358.

[52]) Dunbar, W., The Poems. Ed. W. Mackey MacKenzie. London 1950, S. 134–137.

schen Beobachtungsgabe des Dichters[53]) oder in dem Vorklang moderner Naturauffassung[54]) zureichende Gründe für ihre Behauptung zu suchen. Der Vergleich mit den späteren Streitgedichten lehrt vielmehr, daß sich im beziehungsreichen Zusammenspiel von Fabeltier und *altercatio* das Einzigartige von *ON* manifestiert.

So wird durch den dialektischen Zug der *altercatio* das Stehende und Gestaute der abgesperrten Einzelbilder immer wieder aufgebrochen. Es knüpfen sich neue Beziehungen, die sich in kaleidoskopischem Wechsel scharfer Argumentation zu einer Vorstellung des Lebens runden. In der dialektischen Bewegung fallen die Gegensätze fortwährend zusammen, bis schließlich die disparaten Haltungen immer sinnfälliger in einen gemeinsamen Zweck münden.

Werfen wir von hier aus noch einen Blick auf die Funktion der Tiere in der Fabel, um die Veränderung zu begreifen, die den Vögeln durch ihre Transponierung in das Streitgedicht widerfährt. Die Fabel »bestätigt uns die Lehre von der Ungleichheit aller Geschöpfe; ihre Essenz ist Gradualismus«[55]). »Der Boden der Fabel ist die schiefe Ebene, auf der die Figuren von verschiedenen Niveaus aus handeln: der Starke wird überlistet, der Grade übertölpelt, der Kluge überwältigt, der Vertrauensselige hinters Licht geführt«[56]). Der Ablauf des Dialogs in *ON* hingegen zeigt ein durch alle Wendungen hindurch bewahrtes Gleichgewicht, das der Schluß noch unterstreicht: die für die Fabel konstitutive gradualistische Differenz wird aufgehoben. Entfällt aber die Abstufung, die die Tiere in der Fabel besitzen, dann verwischt sich die relative Eindeutigkeit des zu veranschaulichenden Sachverhalts. *ON* besitzt daher keine spezifische Moral, wie sie sich in der Fabel aus der gradualistischen Differenz der Tiere herleitet. Daraus erklärt sich ferner das Überwiegen der erzählenden Elemente über die didaktische Absicht. Wenn wir uns Lessings Formel der 'anschauenden Erkenntnis' für die Fabel zu eigen machen, so müßten wir *ON* eher als erkenntnisgeladene Anschauung charakterisieren, denn nicht die Lektion ist das Entscheidende, sondern das im Widerspiel sichtbar werdende Gleichnis des Ausgleichs.

Dennoch ist auch in *ON* der alte Zusammenhang von Fabeltier und Lehrsatz bewahrt. Er ist indes wiederum bezeichnend variiert. Statt einer Sentenz finden sich eine Anzahl von Sprichwörtern über das Gedicht verstreut. Die Vögel beziehen sich im Streit immer wieder auf die dem König Alfred

---

[53]) So Hinckley, PMLA 47, S. 304.

[54]) So ibid., S. 305 und 314; Atkins, ON, S. LXXXV und Wells, op. cit., S. XXXVIII f.

[55]) Schirokauer, A., Die Stellung Äsops in der Literatur des Mittelalters: Festschrift für W. Stammler. Bielefeld 1953, S. 182.

[56]) Ibid., S. 180.

zugeschriebene Spruchweisheit[57]). Es läßt sich durchweg beobachten, daß die jeweilige Anklage mit einem Proverbium schließt, in dem sich die Argumente kristallisieren. Das Sprichwort verkörpert die anwendbare Zusammenfassung des Gesagten, ja gelegentlich dienen sogar einzelne Fabeln diesem Zweck (V. 101 ff. und 809 ff.). Kann man hiergegen einwenden, daß auch die kontinentalen *altercationes* das Sprichwort als Stütze der Argumentation kennen – wenn auch nicht mit der in *ON* offenbaren Häufigkeit – so weicht doch die Verwendung der Proverbien in dem englischen Gedicht in einem wesentlichen Punkt von der der kontinentalen ab. In den erzählerisch ausgestalteten Übergängen des Wechselgesprächs nämlich dienen sie dem momentan bedrängten Partner dazu, seine Verlegenheit zu klären, um eine geordnete Ausgangslage für die Fortführung des Streits zu gewinnen.

Was besagen diese Beobachtungen? Das Proverbium ist zweifellos ein zusammenfassendes Moment der Streitführung. Denn was »sich im Sprichwort fassen läßt, gilt nicht nur für einen bestimmten Stand, sondern zeugt von der Menschlichkeit alles Menschlichen«[58]). Die Sprichwörter »sind Aussagen über den Weltlauf, die weder an den Willen noch an den Glauben irgendwelche Anforderungen stellen, sondern lediglich diejenige Fähigkeit in Gang setzen, die man den gemeinen Menschenverstand nennt«[59]). In dieser Funktion sind sie in *ON* begriffen. Die Nachtigall hebt ausdrücklich hervor, daß mit *skile* (V. 186) zu argumentieren sei. So heteronom die Positionen sind, im Proverbium finden sie eine Gemeinsamkeit, die beider Standpunkte gleichermaßen rechtfertigt. Nicht von ungefähr spitzen sich die Argumentationen auf das Sprichwort zu. Und da die gradualistische Differenz der Fabeltiere aufgehoben ist, vermag nicht eine Sen-

---

[57]) Ein genauer Quellenvergleich hat ergeben, daß nur ein sehr kleiner Teil der zitierten Sprichwörter mit den uns überlieferten *Proverbs of Alfred* identisch ist (vgl. Huganir, op. cit., S. 52 f.). Es muß daher offen bleiben, ob der Dichter aus einer umfassenderen, nicht auf uns gekommenen Sammlung geschöpft hat, oder ob er sich nur der Autorität des Namens bediente (zur Frage der Textüberlieferung vgl. South, H. P., The Dating and Localization of 'The Proverbs of Alfred'. Diss. Bryn Mawr 1931, S. 3–24 und Arngart, O. S., The Proverbs of Alfred I (Skrifter, utg. av. kungl. Humanistika Vetens Rapssamfundet i. Lund 32, 1). Lund und Leipzig 1942). Marie de France benutzte den Klang des großen Namens für ihre aus dem Englischen übersetzten Fabeln. Die Forschung hat indes relativ schlüssig nachgewiesen, daß die fraglichen Fabeln auf einen im 12. Jahrhundert lebenden Alfred the Englishman zurückgehen (vgl. Mall, E., Zur Geschichte der mittelalterlichen Fabellitteratur und insbesondere des Esope der Marie de France: Zs. für rom. Philologie 9 (1885), S. 174 ff. und Jacobs, J., The Fables of Aesop I. London 1889, S. 179). Die genuin alfredische Überlieferung verzeichnet weder Fabeln noch Sprichwörter.

[58]) Böckmann, P. Formgeschichte der deutschen Dichtung I. Hamburg 1949, S. 209.

[59]) Sternberger, D., Figuren der Fabel. Berlin und Frankfurt 1950, S. 44.

tenz die Summe der zu veranschaulichenden Sachverhalte zu ziehen; es bedarf vielmehr einer Abfolge mehrerer Proverbia, die fortwährend den Gegensatz harmonisieren. In ihrer Gesamtheit verdeutlichen sie den sinnfälligen Kompromiß, der sich aus dem Widerstreit entfaltet. Anders ausgedrückt, bedeuten die Proverbia die greifbare inhaltliche Füllung des *tertium quid*. Charakteristisch dafür ist, daß die Vögel nicht an christliche bzw. höfische Vorstellungen appellieren, um ihren Gegner zu überwinden, sondern in Gerechtigkeit und Gesetz die entscheidende gemeinsame Instanz erblicken (V. 184 ff. und 1690 ff.). Das Proverbium ist somit die augenfälligste Verkörperung der den Streit mediatisierenden *utilitas*, die sich an den Wendepunkten des Dialogs am augenscheinlichsten zeigt. Hier erfolgt die nutzbringende Anwendung der Spruchweisheit in den heiklen Lagen der Auseinandersetzung. So werden beständig Handlung und Sinn ineinander verschlungen. In diesem Zusammenspiel wird *ON* weder zu einer streng lehrhaften Sprichwortsammlung, noch verengt sich die Erzählung zu einer klar definierten moralischen Sentenz.

Die Analyse hat gezeigt, daß in *ON* drei *genera* mittelalterlichen Dichtens: 1. Elemente der Tierfabel, 2. die *altercatio* und 3. die Spruchweisheit miteinander verbunden werden. Das Gedicht unterscheidet sich dadurch wesentlich von den kontinentalen *altercationes* und von den nachfolgenden englischen Streitgedichten verwandten Typs. Wenn Ker und die sich ihm anschließende Forschung das Gedicht als *miraculous* bezeichnen, so besteht das 'Wunder' wesentlich in der Art der Kombination dieser drei *genera*. Die Interpretation hat ferner gezeigt, daß nicht im Gegensatz, sondern im *tertium quid* die tiefere Absicht des Gedichts verborgen liegt. Damit wird *ON* zum einzigartigen Ausdruck für die literarische Situation des Hochmittelalters. Es gehört zur didaktischen Literatur des englischen Südens, deren Ziel es war *to help men to live for their best good on earth and thereafter*[60]. Die Denkmäler des Südens gewahrten die Lösung in der christlichen Askese. *Asceticism, in short, is the general method at the base of the efforts of practically all of the writers toward a solution of the task of right living*[61]. Auch *ON* ist in seiner Grundintention von hier aus zu verstehen. Allein der wichtige Unterschied zur zeitgenössischen Literatur gründet darin, daß der Dichter von *ON* einen Weg aufzeigt, der es gestattet, christliche Askese und höfische Liebesvorstellung ineinander übergehen zu lassen. Was hier harmonisiert ist, zieht sich als Gegensatz durch das prägotische Mittelalter. Von Gregor dem Großen über den Sentenzenmeister Petrus Lombardus bis zu Hugo von St. Victor und den Scholastikern gilt dem christlichen Mittelalter das Liebesbegehren als sündhaft[62]. Wird die sinnliche Liebe vom Geist des Christentums ausgeschlossen, so manifestiert sie sich als

[60]) Wells, op. cit., S. XXXVI. [61]) Ibid., S. XXXVI.
[62]) Vgl. Lewis, C. S., The Allegory of Love. Oxford 1951, S. 14 ff.

widerchristliche Liebesreligion, die als bewußter Rivale oder als Parodie auf die eigentliche Religion begriffen wird. Eines der markantesten Beispiele dafür ist das um die Mitte des 12. Jahrhunderts im Elsaß entstandene *Concilium in Monte Romarici*. Die Nonnen versammeln sich zur Messe, in der statt der Evangelien Ovid gelesen wird. Die *cardinalis domina* fordert die Nonnen auf, ihre Liebespraktiken zu beichten und ermahnt sie, fortan nur die Kleriker zu lieben[63]). Am Ende des 12. Jahrhunderts bekennt Andreas Capellanus in seinem für den höfischen Kodex so wichtigen Buch *De amore: Amorem exhibere est graviter offendere deum*[64]). Strafe und Belohnung der Liebe reichen bei Andreas über den Tod hinaus. Nur diejenigen, die richtig geliebt haben, kommen nach *Amoenitas*, während die anderen in *Humiditas* und *Siccitas* ihr Nachleben als Buße für Versäumtes fristen. Charakteristisch ist die Palinodie am Ende des Traktats[65]). Andreas rät seinem fiktiven Zuhörer, von der Liebe zu lassen, falls er dazu imstande sei. Diese *retractio* wird in den folgenden Jahrhunderten zum bedeutsamen *topos*, um den Widerstreit zu lösen. In der englischen Literatur begegnet sie uns wieder in den höfischen Liebesallegorien des 14. und 15. Jahrhunderts. Man denke etwa an Chaucers *Troilus*, Thomas Usks *Testament of Love*, Henrysons *Testament of Cresseid* und Gowers *Confessio Amantis*, in der zum erstenmal die *retractio* nicht theologisch, sondern kreatürlich-realistisch motiviert ist.

Eine neue Entwicklung hebt mit dem *Kingis Quair* von James I an. Der Liebessehnsucht fehlen die höfischen Attribute des Unerlaubten und Heimlichen. Venus schickt den Dichter zu Minerva, die ihm die Erfüllung der Liebe nur dann verspricht, wenn sie im christlichen Gesetz, d. h. der Ehe gründet[66]). Hier klingen präludierende Töne auf, die in Spensers Glorifizierung der ehelichen Liebe münden.

Doch Spenser schrieb in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts. Wo sich aber das Hochmittelalter um einen Ausgleich von christlicher Vorstellung und höfischer Liebe bemühte, stoßen wir auf die Palinodie. Die Ausnahme bildet das dichterische Werk des Alanus ab Insulis, eines der bedeutendsten Theologen des 12. Jahrhunderts[67]).

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die wichtigsten Aspekte seines Werkes, um die spezifische Struktur des Ausgleichs zu begreifen, die Alans dichterisches Schaffen bestimmt. Aufschlußreich charakterisiert er sich als *ille quem constat nunquam scisse vel isse viam*[68]). Was ihn beschäftigte, war das Problem, wie die einzelnen Formen der Welt und des Lebens aus Gott hervorgehen. Er löste es nicht systematisch, sondern poetisch in seinen

[63]) Vgl. Neilson, W. A., The Origins and Sources of 'The Court of Love' (Harvard Studies and Notes in Philology and Literature 6). Boston 1899, S. 31 ff.
[64]) Zitiert nach Lewis, op. cit., S. 40.
[65]) Vgl. ibid., S. 37.
[66]) Vgl. ibid., S. 237.
[67]) Vgl. Huizinga, op. cit., S. 1.
[68]) Zitiert nach ibid., S. 13.

beiden Werken *De Planctu Naturae* und *Anticlaudianus*. Die irdischen Formen sind ihm die Schatten himmlischer Ideen, aber auch konstitutive Faktoren der Dinge. Die Verbindung von Form und Substanz begreift er als äußerst labil. *Connubium*, *osculum*, *concretio*, *unio*[69]) sind die unfesten *termini*, mit denen er das Verhältnis zu fassen versucht. Im Bilderreichtum seiner Allegorien überbrückt er immer wieder die kategorialen Differenzen. So wird ihm *Logica* zu einer in Nachtwachen abgemagerten Figur[70]), während *Dialectica* die Achse für den Wagen der *Prudentia* liefert. Von der göttlichen Weisheit über Noys – Natura – die Tugenden bis zu Venus – Hymenaeus – Cupido faltet sich in *De Planctu* die Pyramide der Schöpfungskräfte aus[71]). In dieser 'Verknüpfung des Poetischen mit dem Theologischen', wie sie für den Platonismus von Chartres kennzeichnend ist, strebt Alanus einen Ausgleich der logisch unvereinbaren Gegensätze an. Die immer wiederkehrende Figur der sich aufhebenden Antinomie ist das hervorstechendste Merkmal seines Werkes.

Für den vorliegenden Zusammenhang ist das Durchkreuzen höfischer und christlicher Vorstellungen das interessanteste Moment seiner elaborierten Allegorien. »Der Magister-Poet nimmt in seiner Behandlung von *Iuventus*, *Favor* und *Nobilitas*, vor allem aber in seiner hohen Lobpreisung der *Largitas*, wie von weitem Stellung zu den Lehren der höfischen Gesellschaft, halb anerkennend, halb ermahnend«[72]). Wir finden die Armut im *Anticlaudianus* unter den Lastern[73]); im 13. Jahrhundert wird sie wieder eine christliche Tugend sein. Adam de la Basée streicht in seinem *Ludus super Anticlaudianum* die Armut aus dem Katalog der Laster. Nur die weltliche Dichtung des 13. Jahrhunderts behält die Scheidung des Alanus bei; der Rosenroman schließt die Armut aus dem *hortus conclusus* aus[74]). Wie sehr bei Alanus die christliche Tugendlehre von den Begriffen der *courtoisie* gestreift wird, zeigt das Bild des *homo perfectus*, das Alan im *Anticlaudianus* entwirft. Neben den erwähnten Tugenden wird der vollkommene Mensch von *Decus*, *Risus* und *Fides* beschenkt[75]). *Fides* bedeutet aber keineswegs Glaube im christlichen Verstande, sondern Vertrauen, wie es später Guillaume de Lorris begreifen wird[76]). *Modestia* gibt dem *homo perfectus* Lektionen in

---

[69]) Vgl. Huizinga, op. cit., S. 33.

[70]) Vgl. Anticlaudianus III, C 1, S. 509 f. (Migne: Patrologia Latina 210).

[71]) Vgl. u. a. De Planctu, S. 476, 446, 454, 455 f. und 481 f.

[72]) Huizinga, op. cit., S. 70.

[73]) Vgl. Anticlaudianus VIII, C 5, S. 563 f.; IX, C1–2, S. 566 f.

[74]) Vgl. Lewis, op. cit., S. 102.

[75]) Vgl. Anticlaudianus I, C2, S. 489. Zum Schluß kämpfen 'Gloria', 'Laudes', 'Favor', 'Fama', 'Honor', 'Gaudia', 'Prosperitas' und 'Jocus' als Tugenden in der Psychomachia mit dem Jüngling gegen die Laster (Vgl. Anticlaudianus VII, C3, S. 551 f.; C4, S. 552 f.; VIII, C2–6, S. 560–65 und IX, C5,S. 571).

[76]) Vgl. Anticlaudianus VII, C7, S. 556 f. und Lewis, op. cit., S. 103.

gewandtem Benehmen, wozu auch Vorschriften über eine angemessene Haartracht gehören [77]). Es scheint so, als ob der *homo perfectus* weniger von den Idealen der Kirche her konzipiert sei als vielmehr von jenen, mit denen wir seit Castiglione, Elyot und Spenser vertraut sind. Es nimmt daher nicht wunder, daß Adam de la Basée in dem erwähnten *Ludus* [78]) mit dem vollkommenen Menschen nichts anzufangen weiß und ihn sogleich ins Kloster schickt. Heilsgeschichte und himmlische Hierarchie sind im *Anticlaudianus* nahezu ausgeschaltet. Es ist weder die Rede von der Menschwerdung noch von der Erlösung oder dem Heiland; Engel und Heilige werden beiläufig erwähnt. Curtius hat hervorgehoben, daß die »Renaissance' dieser Epoche . . . nur verständlich« wird »aus einem Lebensgefühl, das aus den Quellen des Bios gespeist ist« [79]). *Natura* ist bei Alanus *Dei gratia, mundanae civitatis prima vicaria procreatrix* [80]), jene Natur, die für Statius das Eine, für die Stoiker das Ganze, für Marc Aurel die Physis und für Chaucer die *kinde* war [81]). »Wenn auch nirgends die Superiorität der geistlichen Segnungen aus den Augen verloren wird, so zeigt Alanus doch in seiner ganzen Haltung einen entschieden weltbejahenden, sogar weltlichen Zug« [82]). *He ackowledges no breach; for the naturalism of Chartres has given him a tertium quid that can moderate both the rigours of theology and the wantonness of the court. Goodness does not mean asceticism; knighthood does not mean adultery. Both are brought together under the law of Natura who is the vicar of God . . . It is not a question of grace redeeming Nature: it is a question of sin departing from Nature . . . In an age of wilful asceticism and wilful Frauendienst they* (d. h. Bernhard Sylvestris und Alanus) *asserted the wholeness of the nature of man* [83]).

Das Werk des Alanus und die Dichtung von *ON* fallen in einen Zeitraum, an dessen Anfang die großen Spiritualen Bernhard von Clairvaux und Abaelard in schroffem Gegensatz zueinander das geistige Leben in Bewegung brachten, und an dessen Ende die Scholastiker und die Bettelorden die Bewegung abfingen, um ihr ein neues Gepräge zu geben [84]). In einer Epoche pointierter Gegensätze strebten Alanus und der Dichter von *ON*, das Gemeinsame zu finden; es zeugt vom Anflug der Weltlichkeit in jenen Jahrzehnten, daß sie es in der Ganzheit der menschlichen Natur gewahrten. *ON* integriert christliche und höfische Vorstellungen in der für die Lebensführung entscheidenden *utilitas*. Durch diese *coincidentia oppositorum* schimmert letztlich der Versuch, zum erstenmal in der Vulgärsprache die Vorstellungswelt der Eroberer mit der heimischen auf einen gemeinsamen Zweck zuzuordnen.

---

[77]) Vgl. Anticlaudianus VII, C3, S. 552.
[78]) Vgl. Huizinga, op. cit., S. 54.
[79]) Curtius, op. cit., S. 123.
[80]) De Planctu, S. 476.
[81]) Vgl. Lewis, op. cit., S. 58.
[82]) Huizinga, op. cit., S. 155.
[83]) Lewis, op. cit., S. 104 f., 110.
[84]) Vgl. Heer, F., Aufgang Europas. Wien und Zürich 1949, S. 203.

Eine neue Waltherausgabe

Von Helmuth Thomas †

In der jetzt von Hugo Kuhn betreuten Reihe der Altdeutschen Textbibliothek, die Hermann Paul mit seiner Waltherausgabe 1881 (als Heft 1) eröffnete (zuletzt in 8. Aufl., 1943, von Albert Leitzmann besorgt), ist mit Heft 43 und 47 durch Friedrich Maurer eine Neuausgabe des Dichters veranstaltet worden[1]). Die Anlage dieser zweiten Edition hat gegenüber derjenigen im ersten Hefte der Reihe so sehr ihr eigenes Gesicht, daß ihr neben der Paulschen ein besonderer Platz in der Altdeutschen Textbibliothek eingeräumt wurde.

Friedrich Maurer, der durch eine ganze Reihe zumeist formgeschichtlicher Untersuchungen vom frühen deutschen Minnesang an über Heinrich von Veldeke und Friedrich von Hausen bis zu Heinrich von Morungen bekannt ist (s. WW IV, 164 ff.), hat zuletzt in drei Studien über Walther von der Vogelweide einen Teil der Vorarbeiten für seine jetzige Ausgabe dargeboten: 'Das ritterliche Tugendsystem', DVjs. 23 (1949), S. 274 ff. (über die Sprüche im Reichston); 'Die politischen Lieder Walthers von der Vogelweide', Tübingen 1954 (eine Ausgabe der Spruchtöne und einiger anderer Stücke mit Darlegungen über ihren 'liedhaften' Charakter); 'Zu den religiösen Liedern Walthers von der Vogelweide', Euphorion 49 (1955), S. 29 ff. (formgeschichtliche Untersuchungen zum Aufbau des Leichs und zum Strophenbestand des 'Palästinaliedes' *Nu alrest lebe ich mir werde* = Lachmann 14, 38). Ihre Besprechung ist in die Würdigung der Ausgabe mit einzubeziehen, soweit sie deren Einrichtung mitbestimmen.

I

Der neuen Ausgabe Maurers gibt die wohldurchdachte 'Anordnung der Lieder' das Gepräge. Drei große Themenkreise bestimmen den Aufriß: der religiöse, der 'politische' (im weiteren Sinne der der Spruchthematik) und derjenige der Liebesdichtung. Innerhalb dieser Gebiete treten dann zunächst noch einmal inhaltliche Gruppierungen hervor: Teil I verbindet den Marienleich mit zwei Kreuzliedern und drei Stücken aus der Spätzeit; Teil II bringt die Spruchtöne bis zum König Heinrichs-Ton (Nr. 1–13), zwei Kreuzzugslieder (anderen Charakters als in I), ein spruchförmiges Lied und drei Einzelsprüche (Nr. 16–19) sowie das lehrhafte Palindrom *Nieman kan mit gerten* (Nr. 20 = Lachm. 87, 1); Teil III unterscheidet in den Unterabteilungen IV und V die teilweise gleichzeitig (nach

[1]) 'Die Lieder Walthers von der Vogelweide. Unter Beifügung erhaltener und erschlossener Melodien.' 1. Bändchen: 'Die religiösen und die politischen Lieder', Tübingen: M. Niemeyer 1955; 2. Bändchen: 'Die Liebeslieder', Tübingen: M. Niemeyer 1956.

Maurer seit 1205) entstanden gedachten Arten der 'Mädchenlieder' und der 'Lieder der neuen hohen Minne'. Unter den Spruchtönen II 1–13 wie unter den Liebesliedern wird dann aber auch die zeitliche Folge des Entstehens weitmöglichst zur Anschauung gebracht. Einzelne Spruchtöne lassen sich zwar nicht mit voller Gewißheit in den Rahmen der sicher datierbaren einfügen, Überlagerungen sind mit in Rechnung zu stellen, und 'Nachträge' erschweren eine rein chronologische Anordnung. Und ebenso muß bei der Zuordnung gewisser Liebeslieder zu den Periodengruppen von Teil III manches offen bleiben und als vorläufige Entscheidung gelten. Aufs Ganze gesehen wird man aber dankbar sein, die Stoffmenge in einer für Lehre wie Forschung durchaus übersichtlichen und brauchbaren Weise aufgeordnet zu sehen.

Daß im einzelnen hier und da auch anders disponiert werden könnte, weiß Maurer selbst (1. Bd. Vorw. S. 5). Als am wenigsten glücklich dürfte die Verteilung der vier Kreuzzugslieder auf die Abschnitte I und II anzusprechen sein. Maurer begründet sie damit, daß bei den beiden unter die 'politischen Lieder' aufgenommenen das politische Moment der 'Werbung' stärker hervortritt. Da die Thematik des II. Teils aber gemeinhin an die der Spruchdichtung anknüpft, wirken, zumal wenn man die verschiedenen gattungsmäßigen Ursprünge bedenkt, die beiden Kreuzzugslieder in dieser Umgebung fremdartig. Den Gattungsunterschied konnte Maurer allerdings deshalb unbekümmerter übergehen, weil er auch den Strophenfolgen der einzelnen Spruchtöne 'Liedcharakter' zuerkennt.

II

Dieser These gemäß wurden in der Fassung der Altdeutschen Textbibliothek die Strophen der 'Spruchtöne' als 'liedhafte Einheiten' dargestellt. Daß damit, vom bisherigen Standpunkt aus betrachtet, das chronologische Anordnungsprinzip einem gestalterischen untergeordnet erscheint, wird man im Hinblick auf Formstudien nur begrüßen. Eine andere Frage jedoch ist, ob man die Altersangaben, die zu den einzelnen Tönen gemacht werden, und die Strophenumstellungen, die sich gegenüber dem handschriftlichen Befunde innerhalb der gleichen Spruchtonfolgen finden, in jedem Falle gutheißen kann.

Beides beruht auf der Liederthese, die damit eine kritische Würdigung verlangt. Maurer gelangte zu ihr, als er unter ganz anderem Aspekt die drei Reichstonsprüche in seinem Aufsatz über 'Das ritterliche Tugendsystem' DVjs. 23, 274 ff.) untersuchte. Daß die drei zu verschiedenen Zeiten entstandenen Strophen (Str. 2: 1198, Str. 3: 1201) im Aufbau wie der Haltung nach aufeinander abgestimmt sind, ist nicht zu übersehen, Burdach machte bereits darauf aufmerksam und Rudolf Zitzmann suchte in der Nachfolge Maurers den gemeinsamen Grundton von dem gemein-mittelalterlichen Ordo-Bewußtsein her zu deuten ('Der Ordo-Gedanke des mittelalterlichen Weltbildes und Walthers Sprüche im ersten Reichston', DVjs. 25, 1951, S. 40 ff.; vgl. auch Wolfgang Mohr in: Der Deutschunterricht, 1953, Heft 6, S. 50). Entscheidend für die Beurteilung von Maurers Ansicht ist nun, wie weit man den Begriff des mittelalterlichen Liedes spannt. Bekanntlich bedeutet *daz liet* im Bereich der Strophendichtung gemeinhin soviel wie 'Einzelstrophe'; wenn man zur Bezeichnung der neuhochdeutschen Liedeinheit den Plural *diu liet* wählte, so wird man das dahingehend zu deuten haben, daß die mehrstrophige Gedichtform als aus der einstrophigen erwachsen galt. Welche Anforderungen nun aber das Kunstempfinden der Stauferzeit an die innere Verbindung einer Strophengruppe stellte, die eine

solche höhere Einheit bilden sollte, ist nicht ganz leicht auszumachen. In der weltlichen Poesie Deutschlands ist der Sinn für ein in sich geschlossenes Strophengefüge, das die gelegentliche ältere Paarung überstieg, zuerst im Minnesang unter romanischem Einfluß entwickelt worden. Der Vergleich mit moderner mehrstrophiger Gedichtkomposition weist hier für den ersten Eindruck jedoch leicht eine lockerere Fugung auf; es scheint häufig, wie Saran es für Walthers Lieder vermerkte, als würden die als in sich geschlossene Einheiten wirkenden Strophen allein durch ein gemeinsames Thema zusammengehalten. Nun ist zwar zuzugeben, daß im Aufbau des mittelhochdeutschen Liedes weniger das logisch fortschreitende Moment zum Ausdruck kommt als in jüngerer Dichtung. Dafür aber tritt dort eine heute zum Teil fremd anmutende Tektonik hervor, die vielfach unter Verwendung hergebrachter Topoi ein wohlerwogenes Gerüst aufführt, in der Weise des Epos auf Zentral- und Endgipfelkompositionen bedacht ist und teilweise in Nachfolge der Sequenz Responsionen gedanklicher und klanglicher Art (Reimresponsionen) verwendet, Eingangs- und Schlußstrophen durch Zierformen (wie Ausdehnung eines Reimklanges, grammatischen Reim u. ä.) auszeichnet oder durch Stichwörter und Anaphern Verbindungen zwischen den Teilen schafft. Man sieht, es gibt schon einen Maßstab für das höhere deutsche Kunstlied des Mittelalters. Veldeke kennt ihn bereits genau und konnte ihn in seiner lyrischen Kunst, die nach Gottfrieds von Straßburg Urteil die gleiche Anerkennung wie sein episches Werk beanspruchen durfte, seinen Nachfahren ebensogut übermitteln, wie er ihnen das Muster für den epischen Vers vermachte. Gewiß wurde sein Vorbild nicht in allen Stücken beachtet. Eine lediglich das gleiche Thema behandelnde 'Strophenkette' (Saran) aber als gelungenes Gedicht anzusehen, war seit seiner Erscheinung wohl schwer möglich. Jedenfalls wird man als Literarhistoriker zögern, den auch im mittelalterlichen Verstande höhere Ansprüche stellenden Begriff des 'Liedes' allzu freigebig zu verwenden.

Wenn man dagegen den von Maurer gebrauchten Ausdruck 'liedhafte Einheit' (Polit. Lied. S. 6) im Sinne von 'thematisch enger aufeinander bezogene Strophengruppe' faßt und vom mittelalterlichen 'Liede' in der charakterisierten durchgebildeten Form abhebt, läßt sich auch auf dem Gebiete der Spruchdichtung in eine Diskussion über die Mehrstrophigkeit eintreten. Man findet in dieser Gattung Gruppenbildungen von den Anfängen ihrer literarischen Überlieferung bei Herger bis zu Frauenlob und darüber hinaus; die Barbildung des Meistergesangs steht am Ausgang der Entwicklung. Es ist dabei nicht immer sicher festzustellen, ob die in den Handschriften stehenden Strophengruppen vom Dichter von vornherein als 'liedhafte Einheiten' konzipiert oder, wie bei Walthers im Laufe mehrerer Jahre entstandenem Reichston unter dem Gesichtspunkt der Zusammenfassung nach dem Muster des ältesten Stückes angelegt wurden, ob etwa nur an Zyklenbildungen oder 'Vortragsfolge' gedacht war oder ob schließlich jüngere Sänger und Sammler die Ordnung herstellten. Maurer zieht für die Walthersche Überlieferung nur die beiden ersten Möglichkeiten in Betracht. Aber weniger diese vom Befund des Reichstons her suggerierte Entscheidung gibt seiner Liedthese ihre einseitige Note, als vielmehr die Ansicht, daß sämtliche in einem Spruchton verfaßten Strophen wie beim ausgesprochenen Strophenliede eine solche 'liedhafte Einheit' bilden. Sie läßt sich wie für den Reichston (Nr. 1), aber in merklichem Abstand von dessen kompositorischer Abstimmung und dem übereinkommenden ordo-bestimmten Grundton, noch für die gleichfalls dreistrophigen Gruppen des 1. Atzetons (Nr. 4), des König Heinrichs-Tons (Nr. 13) und des 'Herrendienst'-Tons (Nr. 16) annehmen, weniger leicht für den Meißner-

Ton (Nr. 8). Bei den übrigen Tönen aber wird man, insonderheit wegen der Verbindung verschiedener Spruchthemata und wegen gewisser sich für ein Gedicht ausschließender Inhalte, mit der Anerkennung durchgehenden Liedcharakters zögern. Den im Leopoldston (Nr. 6) stehenden Nachruf auf seinen österreichischen Lehrer Reinmar und den Spotterguß auf den thüringischen Widersacher Gerhard Atze, zwischen denen allgemein gehaltene Sprüche über guten und schlechten *rât* und eine persönlich sich gebende Strophe stehen, kann man unter keinen Umständen auf einen Nenner bringen. Bitte um Hilfe und Dank für ihre Gewährung, wie im König Friedrichs-Ton (Nr. 9, Str. 5 und 11), Lobesapostrophe und Klage um den Tod des Gepriesenen wie im Kaiser Friedrichs-Ton (Nr. 12, Str. 2 und 3); auch die idealisierende Zeichnung Philipps von Schwaben und die sein Bild verzerrende Mahnung zur Freigebigkeit im 1. Philippston (Nr. 2, Str. 2/3 und 4) schließen den Gedanken an umfassende Liedeinheiten aus. Maurer sucht sich in den beiden vorletzten Fällen nun zwar mit der Annahme von 'Nachtragsstrophen' zu behelfen (Polit. Lieder S. 74 bzw. S. 107). Damit gibt er jedoch indirekt zu, daß Walther die Abfassung von Einzelsprüchen nicht als unbedingt überholt erschienen sein muß, wie solches denn auch aus der isolierten Existenz des zweiten Reichstonspruches (1198) vor Abfassung des dritten (1201) und aus entsprechenden Verhältnissen bei andern, in mehreren Jahren entstandenen Spruchtönen zu folgern ist. Die einstrophigen Töne Nr. 17–19 deuten in die gleiche Richtung, wenn man sie nicht als Trümmer verlorener Gruppen ansieht. Das Vorkommen von Einzelstrophen, die Verwendung der gleichen 'Weisen' für thematisch scharf unterschiedene Stücke sowie die über den üblichen Liedumfang hinausgehenden Strophenzahlen stellen nun aber Walthers Spruchtondichtung auf die gleiche Basis, die für die übrigen Spruchdichter gilt. Wirft man etwa den Blick auf Herger oder Reinmar von Zweter, um einen älteren und einen jüngeren Vertreter dieses Genres zu wählen, so ist es offensichtlich, daß die Strophenfülle (bei Herger 28, in Reinmars Ehrenbotenton 229) die Annahme von umfassenden Liedeinheiten ausschließt. Innerhalb eines solchen strophenreichen Tones hat man indessen mit Fug nach derlei Gruppenbildungen zu fragen. Die Überlieferungsverhältnisse Hergers wie Reinmars (in der Handschrift D) weisen entschieden darauf hin. Gleiches ist für Walther in Betracht zu ziehen. Für ihn gelangt auch Maurer einmal zur Ansetzung von zwei solchen Einheiten im gleichen Ton (Polit. Lieder S. 107: 'Das *ungehazzet liet*, das Walther hier [Str. 5] ankündigt, folgt' [Str. 6 ff.]).

Wenn nun auch nur wenige Töne ganze 'liedhafte Einheiten' darstellen und in den übrigen mit einer oder mit mehreren dieser Gruppenbildungen sowie mit Einzelstrophen zu rechnen ist, behält Maurers Fragestellung in ihrem Ansatz doch ihre Bedeutung. Die Sonderart des 'spruchthematischen Liedes', wenn man diesen Ausdruck einmal wählen darf, ist eine nicht zu übersehende Formerscheinung. Sie mag auf Walthers Bekanntschaft mit mittellateinischer mehrstrophiger Dichtung beruhen, die verwandte Stoffkreise behandelt. Das Palindrom 'Kinderzucht' (Nr. 20), ein fünfstrophiges Lied mit Spruchthematik, ist zweifellos nach mittellateinischem Vorbild geschaffen. Aber auch die häufige Schweifreimform der Spruchtöne hat Parallelen in den moralisch-satirischen Gedichten Walthers von Châtillon. Die gegenüber dem Minnelied schwächere Strophenverbindung der liedhaften Spruchgruppen läßt sich von der überhaupt lockereren Kompositionsweise jener Gattung aus verstehen; auch innerhalb eines Einzelspruchs stehen die Aussagen der einzelnen Perioden oft unvermittelt nebeneinander, man vergleiche etwa im Wiener Hofton Str. 2. Auch hier hat sich der Hörer das

'Generalthema' (Polit. Lieder S. 6), wie bei den liedhaften Einheiten, selbst zu vergegenwärtigen.

Für die Ausgabe hat Maurers Ansicht von der 'Liedeinheit' ganzer Töne, wie bereits angedeutet, zwei Nachteile gehabt. Sie führte zu der Prämisse, daß sämtliche Töne innerhalb eines kurzen Zeitraums entstanden sein müßten. Nach den bei den Spruchtontiteln gemachten Angaben übersteigt die Frist nicht drei Jahre; die längste Dauer für die Vollendung wurde dem dreistrophigen Reichston (Nr. 1) konzediert: '1198–1201' und mit einem zweiten Zeitansatz dem elfstrophigen Kaiser Friedrichs-Ton (Nr. 12): '1224 oder 1225/27'. Daß diese engen Zeitbemessungen nicht ohne Härten vollzogen werden können, zeigt bereits der erste Philippston (Nr. 2), bei dem die Altersangabe 'etwas 1202/03' lautet (1. Bd. S. 30). Denn das bedeutet, daß die auf Weihnachten 1199 bezügliche Strophe 3 nicht in engerer Beziehung zu dem Ereignis der Festkrönung Philipps, sondern in weiterem Abstand verfaßt worden sein müßte. Man darf sich aber ernstlich fragen, ob nach drei bis vier Jahren die Erinnerung an jene Begebenheit noch solches Gewicht haben konnte, daß sie dem 'politischen' Zweck der Strophe zu entsprechen vermochte. Im Wiener Hofton, datiert auf 'etwa 1206' (1. Bd. S. 33), schließt wirkungsvoll die Strophen der Zeitklage (Str. 9 ff.) Spruch 13 ab, der an die Sonnenfinsternis vom Jahre 1201 erinnert. Auch hier kommen Bedenken, ob sich ein etwa fünf Jahre zurückliegendes Naturereignis noch gut als Zeichen des Jüngsten Gerichtes denken läßt, vor allem, wenn seiner nur mit den Worten *diu sunne hat ir schin verkeret* gedacht wird; hier deutet die Formulierung doch allem Dafürhalten nach auf die Nähe jenes Eindrucks.

Der zweite Punkt, der zu Einwänden Anlaß gibt, ist die durch die Liedthese bedingte Anordnung der Strophen innerhalb der verschiedenen Töne. Maurer hat auf die Ermittlung der rechten Reihenfolge viel Sorgfalt verwandt und ist dabei streckenweise über die früheren Ausgaben hinausgekommen. Durch Anschluß an die bessere handschriftliche Überlieferung ist bei den Gruppen 2–5 und 9–13 des Wiener Hoftons (nach D) und zum Anfang des Unmutstons 1–4 (nach A) ein offensichtlich älterer Befund zur Anschauung gelangt als in Lachmanns und C. von Kraus' Editionen, die der Anlage von C folgten. Auch in den beiden dreistrophigen Tönen, dem Atzeton und dem Meißner-Ton, wo Maurer einmal die handschriftlich letzte, das andere Mal die am Anfang stehende Strophe ans entgegengesetzte Ende setzt, ist ihm gewiß beizupflichten; ebenso erscheinen die beiden Umstellungen im Ottenton sehr erwägenswert. Hingegen wird man Vorbehalte machen, wo eine ältere Strophenfolge nur zugunsten der Liederthese aufgelöst wurde. Im Kaiser Friedrichs-Ton liegt in den Strophen aus dem Zweige BC (B 1–5 = C 4–8) gegenüber den nur in C 35–40 erhaltenen eine thematisch abgestimmte Einheit vor, die durch Einschub von C 40 (bei Maurer Str. 10) unterbrochen wird. Unter den in C überlieferten Stücken gehört vermutlich das Paar C 37 und C 36 enger zusammen; die Placierung als Str. 1 und 5 aber verdeckt den Bezug. Im König Friedrichs-Ton, in dem die handschriftlichen Verhältnisse schwieriger liegen, dürften auf die geistliche Eingangsstrophe gemäß der Kombination der Folgen von A B C w die Sprüche auf die beiden deutschen Herrscher gefolgt sein; die Einfügung der drei in ihrer Echtheit zweifelhaften Strophen 2–4 über das doppelzüngige Geschlecht der Höflinge unterbricht den Zusammenhang des einleitenden Gebetes, das nach Burdach Walthers Übergang von Otto zu Friedrich II. begründet. Maurer rechtfertigt sein Vorgehen durch Hinweis auf die späte Kolmarer Handschrift (s. Polit. Lieder S. 74 f.), die hier aber, wie andere Meistersängerhandschriften, aus ihren Vorlagen nur herauspflückte, was dem reli-

giösen und didaktischen Anliegen jener bürgerlichen Kunst entsprach und daher ohne Gewicht ist. Der Wiener Hofton enthält zwei größere Strophengruppen, vier Lehrsprüche mit geistlichem Eingang und eine fünfstrophige Zeitklage (Maurer Str. 1, 2–5 und 9–13); die nicht von einer unmittelbaren gemeinsamen Vorlage abhängigen beiden Handschriften C und D schließen, offensichtlich nach einem älteren Befunde, das Ausfahrtsgebet und die Klage des Wiener Hofes über den Walther kränkenden Verfall von Ehre, Freigebigkeit und gesellschaftlichem Leben an (C 304/305; D 248/249) und bringen dann, auseinandergehend, noch je eine echte Strophe, die sich beide ebenfalls auf den Wiener Hof beziehen (C 307, nach der unechten Str. C 306; D 250 = C 295, dort zwischen die obigen Strophen eingesprengt), gewiß zusammengehören und ihrem Inhalt nach in zeitlichem Abstand von den beiden anderen verfaßt sein müssen. Die Überlieferungslage läßt damit das Ausfahrtsgebet und die indirekte Kritik an den unter Leopold veränderten Wiener Verhältnissen in einer Weise zusammenrücken, daß man diesen Bezug nicht gern gelöst sehen möchte, wie es bei der von Maurer vorgenommenen Placierung des geistlichen Stückes geschieht (C 304 = D 248 erscheint als Str. 1; C 305 = D 249 als Str. 8). Die Umgruppierungen im 1. und 2. Philippston, im Leopolds- und Bogenerton sind minder einschneidend.

In der Anordnung der Liebeslieder schließt sich Maurer, wie die meisten neueren Forscher, den von C. von Kraus in den 'Untersuchungen' S. 487 f. gebotenen Gruppierungen an. Die Periodisierung beruht hier in starkem Ausmaß auf der Thematik: die 'Älteste Gruppe' (I) enthält die stärker an Reinmars des Alten 'hoher Minne' orientierten konventionellen Minnelieder, die 'Gruppe des Preisliedes' (II), das man sich bei Walthers für 1203 urkundlich bezeugter Rückkehr nach Wien entstanden vorstellt, umfaßt Stücke selbständigeren Gepräges, die Lieder der 'niederen Minne' (III) bringen die Mädchen- und Naturlieder, die letzte für den Vergleich mit Maurers Aufstellung in Betracht kommende Abteilung 'Neuerliche hohe Minne' (IV) bietet das Schaffen Walthers, das in Fortsetzung der von I zu II führenden Linie ihren Höhepunkt darstellt. Die Einsätze der vier Gruppen liegen fraglos in der angezeigten Folge, wenn damit auch nicht ausgeschlossen bleibt, daß sich II und III teilweise überlagern und III und IV für eine Zeit nebeneinander hergehen, zwischen II und IV mithin keine längere Pause zu liegen braucht. Diesen Befund nun klärt in wünschenswerter Weise gegenüber mehrfach irrtümlichen Auffassungen Maurer in seinem Vorwort zum 2. Bändchen S. 10 ff. Bei der Unwahrscheinlichkeit, nach dem heutigen Stande der Forschung zu einer Annäherung an eine 'absolute Chronologie' zu gelangen (S. 26), behält er aber C. von Kraus' gruppenartige Anlage im großen ganzen bei; er unterteilt nur den Abschnitt vor 1203 (in der Anlage, nicht in der Auswahl, offenbar de Boor folgend) in eine Periode der 'frühen Lieder', die vor dem Aufbruch aus Wien (1198) entstanden, und in eine solche der 'Lieder der Wanderzeit' bis zur ersten, 1203 erfolgten Rückkehr nach Wien (Stücke, die C. von Kraus im Absatz 'niedere Minne' brachte) und fügt dem letzten Absatz noch eine kurze Folge von 'Späten Liedern' zu, die 'etwa aus dem letzten Jahrzehnt' stammen mögen ('nebst zeitlich unsicheren' S. 135).

Was die Stellung der Gedichte im einzelnen anlangt, so finden sich zahlreiche neue Zuteilungen zu den verschiedenen Gruppen. Sie beruhen zu einem guten Teil auf der Auseinandersetzung mit den neueren chronologischen Bestimmungen Hermann Schneiders, Halbachs, de Boors, Hugo Kuhns und vor allem Hennig Brinkmanns (in 'Liebeslyrik der deutschen Frühe', Düsseldorf 1952), im wesentlichen aber auf eigenen Studien, die sich einmal auf 'die Ent-

wicklung von Walthers Minneauffassung und die Auseinandersetzung mit Reinmar' (S. 19), zum andern auf die 'Entwicklung der Strophenformen' (S. 22) gründen. Was den ersten Punkt angeht, von dem, wie die meisten übrigen Forscher, auch Maurer sich leiten läßt, so hängt in vielen Fällen die Zuteilung zu den einzelnen Gruppen von der nicht stets eindeutigen Interpretation der Stücke ab. Wenn nach der übersichtlichen Liste der Divergenzen, die zwischen C. von Kraus', der genannten Gelehrten und Friedrich Maurers Ansätzen bestehen (S. 28 f.), für die bloßen Gruppenzuweisungen der 65 Liebes- und Naturlieder Walthers die Meinungen in 45 Fällen auseinandergehen, zeugt das mindestens für die hier herrschenden Schwierigkeiten. Damit, möchte man meinen, gewönne nun das zweite Kriterium, das nach Plenios wegbahnenden Strophenforschungen wenig beachtet wurde, größeres Gewicht. Aber auch hier meldet sich die Skepsis. Unter Walthers Spruchtönen Nrn. 2–12 (nach Maurers Zählung) heben sich zwar die zwischen 1198 bis 1212 datierbaren ersten sieben gemäß ihrer Struktur oder ihrer Kadenzbehandlung von den nächsten vieren deutlich ab, aber eine durchgehende Entwicklungslinie wird man aus dem Vergleich der bloßen Strophenschemata innerhalb der ersten Gruppe nicht ablesen können (s. Polit. Lieder S. 130–132). So läßt sich auch für die Lieder im Hinblick auf den Strophenbau nur allgemein feststellen, daß differenziertere Abgesänge vornehmlich den Liedern der 'neuen hohen Minne' angehören und daß die nicht kanzonenartigen Stücke zumeist nach 1205 liegen[2]). Wirklich weiterhelfen werden bei den vielfach vorgegebenen Strophentypen und Periodenformen nur subtile Untersuchungen, die vor allem das Verhältnis von metrischer und sprachlicher Kunstform zu berücksichtigen haben. Gewiß können auch rein metrische Einzelbeobachtungen von Wert sein, namentlich wo gewisse Erscheinungen in gleicher Kombination auftreten. Indessen ist dabei stets auf den Grad ihrer Geläufigkeit zu achten. Wenn Maurer etwa für seine erste Gruppe von Liedern (bis 1198) die Verwendung dreier 'Bausteine': zweigliedrige Stollen, für sich stehende vierhebige erste Abgesangszeile und dreizeiliger Abgesangsschluß, als typisch ansieht, so trifft er mit der ersten und letzten Bestimmung die üblichen Erscheinungen von Kreuzpaarstollen und Schlußterzinen, mit der zweiten aber die häufige Schwellenbildung, die auch sonst gern rhythmisch von ihrer Umgebung abgehoben wird und bei Walther zu allen Zeiten vorkommt. Man könnte nur die relativ anspruchslose Form als charakteristisch für die Frühzeit in Anschlag bringen, wenn man dabei auch bedenken muß, daß selbst eine so einfache Abgesangsform, wie sie das erste Lied (Nr. 31) in der Verbindung von Kurzvers und (zäsurierter) Langzeile aufweist, nach Maurer noch in der Zeit des Preisliedes (Nr. 50, vgl. auch 54) und der neuen hohen Minne begegnet (Nr. 88). Aber weiter zu gehen und etwa in Nr. 33 mit einem im übrigen fünfhebigen Schwellenvers und einer erst danach einsetzenden Terzine, in Nr. 34 mit einer nur syntaktisch, nicht durch Pausierung abgesetzten, dazu reimpaarigen Schwellenpartie, einer dann in einem Korn endenden (zäsurierten) Langzeile und einem den Abgesang beschließenden Reimpaar, schließlich in dem aus anderer Tradition herzuleitenden Terzinenstollenbau von Nr. 40 Verwandtschaften mit der erstgenannten Gruppe (Nr. 31, 32, 35, wo mit Wackernagel Vers 6 und 7 als eine Zeile zu fassen ist, und 36) zu erblicken, ist nicht angängig; die Polemik gegen Brinkmanns, de Boors und Kuhns spätere Ansetzungen (s. S. 24) erscheint mithin allein vom Strophenbau her unbegründet.

[2]) Bei Maurer Nr. 67. 69. 71. 84. 91, dazu nach C. v. Kraus und Brinkmann wohl auch das vordatierte daktylische Winterlied Nr. 44.

Es müssen schon entwicklungsmäßig deutbare Abwandlungen speziellerer metrischer Erscheinungen innerhalb vergleichbarer Formkomplexe aufgewiesen werden, um zu einer relativen Chronologie zu gelangen. Einwendungen gegen Maurers lediglich vom Strophenbau her unternommene Einordnungen von der gleichen Basis aus zu erheben, die er wählte, wäre ohne solche Einsichten verfehlt. Um seine Entscheidungen gerecht zu würdigen, wäre es ferner wertvoll, die Prinzipien zu kennen, nach denen er die Reihenfolge der Stücke innerhalb der sechs Gruppen bestimmte. Die inhaltlichen Verknüpfungen dürften die Zuordnungen vielfach plausibler machen als die metrischen Ähnlichkeiten. Aber darüber verspricht Maurer erst später einmal zu berichten (S. 27), desgleichen über die von ihm neu gebotenen Strophenfolgen (S. 30).

III

Maurer spricht im Vorwort zum ersten Bändchen aus, nach welcher Richtung hin er bemüht war, 'in der formalen Wiedergabe der Strophen ... der großen Kunst des Dichters Rechnung zu tragen' (S. 6). Was die hierbei erwähnte 'rhythmisch-melodische Gestalt' anlangt, so wird man als erstes gewiß die vielfache Regelung der Auftaktverhältnisse begrüßen. Walther scheint nach Ausweis der Spruchschemata (in den Polit. Liedern S. 130 ff.) bei dieser Gattung im wesentlichen nur an Periodeneinsätzen Auftaktfreiheit gekannt zu haben (vgl. namentlich Wiener Hofton, Meißner-Ton); das Gleiche gilt vom Leich[3]). Zu fragen wäre, ob Walther hier nicht etwa beschwerte Hebung (einsilbige Taktfüllung) verwandt habe. Maurer glaubt an die Beibehaltung dieses rhythmischen Mittels älterer Strophendichtung[4]); die Wahrscheinlichkeit für das Eintreten dieser rhythmischen Erscheinung ist aber seit dem Einwirken romanischer Vorbilder auf den deutschen Minnesang äußerst gering.

Bei den Strophenformen der Liebeslieder fällt auf, daß Maurer in längeren Zeilen keine reimlosen Zäsuren gelten läßt. Betrachtet man daraufhin die Abgesänge auf Kurzvers und Langzeile, so muß man für spätere Stücke wie Nr. 53 und 60 zwar zugeben, daß ohne stärkere Eingriffe keine derartigen Einschnitte anzusetzen sind. Aber in der Mehrzahl der Fälle markieren sich doch deutlich die Absetzungen, zuweilen mit Kadenzwechsel von voll [mit folgendem Auftakt] und weiblich voll [ohne Auftakt], z. B. Nrn. 31, 39, 50, 54 Bei der schließenden Langzeile von Nr. 40 (= Lachmann 71, 35), die S. 52 gleichfalls ohne Zäsur wiedergegeben ist, spricht Maurer S. 24, Z. 7 selber von zwei 'Vierern' (vierhebigen Versen). Sollte man da nicht auch in den obigen Fällen eher von einer Dreiversgruppe mit innerer Waise sprechen und damit den Zusammenhang mit anderen Abgesangsterzinen herstellen? Nr. 31 stünde nicht so isoliert am Anfang der Lieder, wenn man die Terzinen ins Auge faßte, die zur

[3]) Danach wäre auch im 1. Philippston Str. 1 wie in V. 7 so auch in V. 10, wo Maurer *nu* einfügt, der mangelnde Auftakt nicht zu beanstanden, im Periodeninnern bei V. 11 dagegen eine Silbe zuzufügen (etwa *alrerste* statt *erste*). Wie im letzten Falle würde man auch sonst noch öfter eine Regelung der Verhältnisse wünschen, beispielsweise im Reichston, der allgemein Auftakt hat; wenn Maurer hier gegen Lachmann, v. Kraus u. a. durch Ansetzung von einsilbigem *und* in 1, 20 und 23 sowie in 3, 2 und 12 Ausnahmen schafft, ist das schwer begreifbar; in 2, 4 wird bei der Aufzählung ein einsilbiges Glied ausgefallen sein oder früher *rorach* gestanden haben, in 3, 18 dürfte eine zweisilbige, dem Sinn gemäße stärkere Negationspartikel vorgelegen haben.

[4]) Vgl. Polit. Lieder S. 21 unten zum 1. Philippston Str. 5, 7 (1. aber evtl. *so ho(ch) gemuot* statt *so gemuot*), s. auch Liebeslieder Nr. 40, 2 V. 4 und 5.

Behebung der Reimlosigkeit vom mittleren Gliede seinen Schluß mit der Zäsur des Endverses binden wie in Nrn. 32 und 36 (4vc + 4wvd + 2wvd/4vc bzw. 4vc + 4wvd + 2wvd/3vc).

Im Falle des Leiches hat Maurer, anders als bei der Liedstrophik, auf die Muster dieser Gattung zurückgegriffen, wie sie in der mittellateinischen Sequenz vorliegen. Sein oben genannter Aufsatz 'Zu den religiösen Liedern Walthers von der Vogelweide' wirft eingangs richtig das entscheidende Problem auf, 'wie weit ... Freiheit des Baues, im Großen und im Einzelnen' geherrscht habe (S. 29). Durch die Bindung seines Blickes an die lateinische Sequenz wie infolge einer zu schmal gewählten Vergleichsbasis innerhalb der deutschen Leichbildungen gelangt er gegenüber Carl von Kraus zu einer anderen Beurteilung der Formenfreiheit, als es sich im Hinblick auf die selbständigen Gestaltungen des deutschen Leichs rechtfertigen läßt. Hätte er nur den von ihm selbst herangezogenen ältesten deutschen Leich, den Ulrichs von Gutenburg, genauer analysiert, so wäre ihm deutlich geworden, daß bei 'Leichstrophen', die aus verschiedenen Versikelarten (Periodenformen) zusammengesetzt sind wie hier in III (MF 70, 19 ff. bzw. 75, 6 ff.), die Gliederzahl der Versikel nicht gleich zu sein braucht (III^a hat zwei abschließende Reimpaare, III^b deren drei). Ein Blick auf Tannhäusers Leiche ergibt das gleiche Bild: die Zahl der Vorder- und Hinterglieder kann bei derlei Versikelverbindungen wechseln. Danach ist im Eingang von Walthers Leich (Lachmann 3, 1–12) einmal 3, 1–5 als Verbindung eines Reimpaares mit angereimter Terzine (aa + abb), 3, 6–12 als Verbindung zweier solcher Vorderglieder mit der gleichen Schlußbildung anzusprechen (cc + cc + cdd). Wenn Maurer die zwölf Verse ohne Rücksicht auf die Reimverhältnisse, die in der frühen und klassischen Lyrik noch allgemein Ausdruck der Strukturen sind, einfach zerlegt, dabei eine Reimgruppe auseinanderreißt und zwei respondierende Versikel mit den Reimfolgen aaa bbc und ccc ddc (mit einer syntaktisch schwer haltbaren Umstellung des letzten c-Verses hinter dd) herstellt, so wird er für diese Art Freiheit kaum plausible zeitgerechte Parallelen beibringen können. Für die Geschlossenheit der Gruppe aaabb spricht im übrigen ihre Wiederkehr in dem Schlußteil des Leichs (Lachmann 7, 28–32). Das von 7, 28 bis 8, 3 reichende Finale nimmt nach der einleuchtenden Beobachtung C. v. Kraus' die Melodiesätze der ersten fünf Versikelarten der beiden Duktus (Versikelfolgen) auf, ein Befund, der durch verwandte Verhältnisse in des österreichischen Walther-Epigonen Ulrichs von Lichtenstein Leich gestützt wird[5]). Maurer stellt hier wie im Eingangsteil ohne Beachtung der Reim- und Kadenzverhältnisse von 7, 25–40 zwei achtversige Gebilde her, die mit diesen Formlosigkeiten in der gesamten deutschen Leichdichtung ohne ihresgleichen dastehen. Auf dem Bestreben, Doppelversikel herzustellen, beruhen auch die Streichungen von zwei Versen in Teil II 2, 2 a, die schwer im Sinnzusammenhang zu entbehren sind, ebenso die Zerlegung der vierten Versikelform, die im Teil II (S. 13) zur Reimpaaraufspaltung führt (aab/bcc).

IV

Bei der Ermittlung des unechten Gutes hat Maurer gegenüber C. von Kraus und den älteren Herausgebern als ein neues Kriterium des öfteren die metrische Form in Betracht gezogen. Mit Recht scheidet er auf Grund der Auftaktverhält-

[5]) s. C. v. Kraus, Deutsche Liederdichter des 13. Jh., Bd. I S. 456: V. 77–94 = ½ B + ½ C + ½ D + ½ E + ½ F + ½ E; vgl. hinsichtlich der von Maurer S. 37 beanstandeten Versikelzerlegungen z. T. auch Tannhäusers IV. Leich, Ende des ersten Teiles.

nisse den bisher für echt gehaltenen Spruch Lachmann 25, 11 aus, der nur in C erhalten ist und dort am Ende des Spruchtons vor einer offenbar nachgetragenen echten Strophe steht, desgleichen des Auftakts und der Periodensprünge wegen die drei bislang unbeanstandeten Sprüche des Bogenertons Lachmann 79, 25; 79, 33; 81, 23. Man muß bei Anwendung solcher formalen Kriterien allerdings stets erwägen, ob Abweichungen von der erwarteten Norm nicht etwa dem Verschulden mittelalterlicher Abschreiber zuzuschreiben sind. Die Möglichkeit besteht bei dem ausgeschiedenen Spruch L. 29, 15 [6]); die Datierung des Spruches auf 1220 aber läßt Maurer bei seiner Liederthese, nach der die Strophen des Tones auf der Wende von 1212/13 entstanden sein sollen, einen negativen Entscheid fällen (s. Polit. Lieder S. 72 und 74; leider wurde versäumt, die Strophe wenigstens unter die 'Zusatzstrophen' des Anhangs 1 zu Bd. 1 aufzunehmen). In vielen Fällen stimmt Maurer mit C. von Kraus' Unechtheitserklärungen überein und kann sie wie im Falle der Minnesprüche des Bogenertones L. 81, 31 und 82, 3 vom Formalen her stützen. Anderseits glaubt er von jenem verdächtigte Stücke noch halten zu können [7]). Das einst von Lachmann für echt gehaltene Altersgedicht *Ein meister las, troum unde spiegelglas daz sie zem winde bi der staete sin gezalt* (L. 122, 24 = Maurer 1. Bd. I 6) wird Walther wieder zugesprochen. Unter den Liebesliedern finden sich keine Abweichungen gegenüber C. von Kraus. Man möchte sich hier indessen fragen, ob nicht an einzelnen Stellen Zusatzstrophen auszuscheiden gewesen wären [8]).

V

Was die Einrichtung der Ausgabe anlangt, so ist zunächst bemerkenswert, daß ihr Maurer eine Reihe von Melodien in der Umsetzung G. Birkners beigab, zum Palästinaliede (I 2), zu sechs Spruch- (Nr. 1, 3, 4, 5, 7, 9) und zu vier Liedtönen (Nr. 42, 61, 66, 91). Die Art der Übertragung ist unterschiedlich: beim Palästinaliede schließt Birkner sich an H. Husmann an und differenziert die Notenwerte (fragwürdig ist hier die Ansetzung der beiden Längen über den beiden letzten Silben von *geschehen,* denen in den anderen Strophen eine 'unaufgelöste' Silbe entspricht), bei den Liebesliedern verzichtet er auf solche Unterscheidung, die Spruchtöne aber sind mit Taktstrichen und im ersten Modus mit Auftakt wiedergegeben. Man erführe gern etwas über die Gründe dieses wechselnden Verfahrens. Desgleichen vermißt man eine Aufstellung über die handschriftliche Überlieferung der Melodien und über den Grad ihrer Authentizität. Nur für die Liebeslieder kommt Maurer (2. Bd. S. 32 f.) auf drei Sicherheitsgrade zu sprechen: 1. Überlieferung der Melodie zu einem echten Text (Nr. 66, wo in-

[6]) Der falsche Auftakt im zweiten Verse beruht hier jedenfalls auf einer Entstellung (l. *volget mime rate: ichn rate i u niht* statt *die volgen m. r.: i. r. in niht*), im nächsten Verse erklärt er sich vielleicht aus der Einfügung von *ich* (l. *schicke ich in* statt *ich schicke in*), die Auftaktlosigkeit von V. 7 läßt sich durch eine bessernde Umstellung beheben (l. *iu hie heime* statt *hie heime iu*).

[7]) So die Sprüche L. 30, 19; 29, 4, desgleichen den von Michels bezweifelten Spruch L. 30, 9 (s. König Friedrichston Nr. 2–4). Auch beim Palästinaliede (1. Bd. I 2) möchte Maurers Euphorionaufsatz die von C. v. Kraus für unecht erachtete Strophe L. 16, 1 (bei Maurer Str. 6) sowie die von Hugo Kuhn beanstandeten Strophen L. 15, 27 und 15, 34 (bei Maurer Str. 4 und 5) für Walther retten.

[8]) So die dem dreistrophigen Botenlied Nr. 32 folgende Frauenstrophe (Str. 4 = L. 113, 23), deren Auftaktverhältnisse in V. 1, 6 und 7b nicht in Ordnung sind. Auch die dem fünfstrophigen Preisliede Nr. 49 angeschlossene, von Lachmann, Wackernagel, Wilmanns-Michel, Kuhn, Neumann und Brinkmann abgetrennte, thematisch unterschiedene 6. Strophe dürfte unecht sein.

dessen die fragmentarische Neumierung nur ein annäherndes Bild der Melodieführung ermöglicht); 2. Überlieferung der Melodie als angeblich Waltherschen Eigentums in Meistersängerhandschriften über fremden Texten (Nr. 91); 3. Melodien romanischer Lieder, die verwandten Strophenbau besitzen, wonach vorstellbar wäre, daß im Deutschen Kontrafakturen vorlägen[9]). Von den Tönen des 1. Bändchens würden nur das Palästinalied und die Melodienfragmente des 2. Philippstons (Nr. 5) und des König Friedrichs-Tons (Nr. 9) zum ersten Sicherheitsgrade gehören, die anderen zum zweiten. Über die Erhaltung von Neumen zu Lied Nr. 42 in den Carmina Burana verlautet nichts.

Eingriffe zur rhythmischen Glättung erscheinen am häufigsten in der 'Elegie' (II 14), bei der Maurer bis auf V. 1, 12 weibliche Zäsuren durchführt. In den Wortformen bleibt Maurer zumeist bei den handschriftlichen Schreibungen, die Lachmann und C. von Kraus aufnahmen. Doppelformen[10]) hätte man getrost ausgleichen sollen; vor allem wäre die alem. Pluralendung der 2. Pers. auf *-ent*- gegenüber herrschendem *-et* zu streichen gewesen[11]).

Für den Apparat hätte man sich wie in C. von Kraus' Ausgaben Walthers und 'Des Minnesangs Frühling' eine Scheidung der Lesarten von den Besserungsvorschlägen früherer Editoren und Bearbeiter gewünscht, zumal die Handschriftensiglen und Namensabkürzungen bei der mangelnden Typenunterscheidung zu Mißverständnissen führen können[12]). Maurer versichert (2. Bd. S. 32), 'stets ... die Auffassungen der großen kritischen Ausgabe von Lachmann/Kraus berücksichtigt' zu haben; zur 'Elegie' (II 14) fehlen aber eine ganze Reihe von Lachmannschen Vorschlägen, die unter dem Gesichtspunkt der Synaphie von An- und Abvers durchaus diskutabel sind, z. B. L. 124, 5 *erwaht*, 13 *kande*, 27 *trûre*. Leider finden sich in den Angaben über die Strophenzählung nach den Handschriften Irrtümer[13]). Das macht sich namentlich bei der Nachprüfung von Umstellungen in den Spruchtönen unangenehm bemerkbar.

Die Verdienste von Maurers Waltherausgabe liegen in den vielfachen guten Ansätzen zu einer übersichtlichen Anordnung des dichterischen Werkes, in den Besserungen der rhythmischen Unebenheiten und in der Aussonderung unechten Gutes. Die Erfolge beruhen im besonderen auf der Beobachtung metrischer Formgesetze. Der Weg kann hier noch weiter fortgesetzt werden. Beeinträchtigt wird der Wert der Edition durch die Annahme von Formprinzipien, die dem Gegenstande nicht gemäß sind; das gilt vor allem für die freiere archaische Leichstruktur und die liedartigen Gruppenbildungen der Sprüche.

---

[9]) Nr. 42 und 61; drei andere Vorschläge Gennrichs wurden nicht in Betracht gezogen: für Nr. 44, 69 und die 'Absage an die Welt' 1. Bd. I, 4); gegen diese letzte Annahme s. jetzt Ursula Aarburg, ZfdA 87 (1956) S. 43 f.

[10]) Wie *maget* und *magt* Leich 5, 1 und 6, 3, *dur* und *durch* ebd. 5, 2 und 5, 3, *werlt* und *welt* Wiener Hofton 3, 1 und 12, 1, *kunde* und *konde* Lied 34, Str. 3, 6 und Reichston 1, 8, *solde* und *solte* Meißner-Ton 1, 1 und Reichston 1, 7 u. ä.

[11]) Z. B. *gebent* Hs. C Leopoldston 7, 12 u. ö.; das Nebeneinander von *-et-* und *-ent*= Formen im Kreuzlied I 3 Str. 1, 15. 17 bzw. 3, 13 ist dagegen aus mißverstandenem Adhortativ der 1. Pers. Plur. zu erklären.

[12]) In der 'Aufforderung zum Kreuzzug 1. Bd. II 15 unterlief dem Herausgeber selber eines, wo im Apparat zu 2, 2 B statt Br. = Brinkmann steht.

[13]) Z. B. zum Alterston (I 5) Str. 5: B 107 C 239 statt B 106 C 238, zum 1. Philippston Str. 3: C 291 statt C 292, zum 2. Philippston Str. 2: C 125 statt C 364, im Ottenton Str. 5: C 262 statt C 362, im Meißner-Ton Str. 2: C 268 statt C 368, im König Friedrichston Str. 8: C 31 statt C 310 (bei der 'Aufforderung zum Kreuzzug' 1. Bd. II 15 Str. 4 fehlen die Angaben B 11 C 15 ganz).

Eingesandte Bücher

Bonnet, Hans: Reallexikon der ägyptischen Religionsgeschichte. Mit 199 Textabb. Berlin: de Gruyter & Co. 1952. (XV, 883 S. Lex. 8°) Leinen DM. 92.–

Helck, Wolfgang, u. Otto, Eberhard: Kleines Wörterbuch der Ägyptologie. Wiesbaden: Otto Harrassowitz 1956. (418 S. kl. 8°) Leinen DM 18.–

Hunger, Herbert: Lexikon der griechischen und römischen Mythologie, mit Hinweisen auf das Fortwirken antiker Stoffe und Motive in der bildenden Kunst, Literatur und Musik des Abendlandes bis zur Gegenwart. 5., erweit. u. ergänzte Aufl. Mit 52 Taf. Wien: Verlag Brüder Hollinek 1959. (XII S., 54 S. Abb., 387 S. 8°) Leinen DM 25.–

König, Franz: Religionswissenschaftliches Wörterbuch. Die Grundbegriffe. Mit 4 Religionskarten. Freiburg i. Br.: Verlag Herder 1956. (LXVI S., 956 Sp., 8°) Leinen DM 32.–

Nyanatiloka: Buddhistisches Wörterbuch. Kurzgefaßtes Handbuch der buddhistischen Lehren u. Begriffe in alphabetischer Anordnung. (Buddhist. Handbibliothek. 3.) Konstanz: Verlag Christiani 1952. (277 S. 8°) Leinen DM 8.80

*

Borst, Arno: Der Turmbau von Babel. Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker. Bd 2: Ausbau, Tl 2. Stuttgart: Anton Hiersemann 1959. (VII S., S. 617–952, 8°) Leinen DM 49.–

Hartmann, Peter: Das Wort als Name. Struktur, Konstitution u. Leistung der benennenden Bestimmung. (Wissenschaftl. Abhandlungen der Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen. Bd 6.) Köln: Westdeutscher Verlag 1959. (88 S. gr. 8°) Karton. DM 7.–

Schneider, Wilhelm: Stilistische deutsche Grammatik. Die Stilwerte der Wortarten, der Wortstellung u. des Satzes. Freiburg i. Br.: Herder 1959. (XIII, 522 S. 8°) Leinen DM 22.–

Sprache. Schlüssel zur Welt. Festschrift für Leo Weisgerber. Hrsg. v. Helmut Gipper. Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann 1959. (385 S., 1 Taf., gr. 8°) Leinen DM 28.–

Wasserzieher, Ernst: Woher? Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache. 14., neubearb. Aufl., besorgt v. Werner Betz. Bonn: Ferd. Dümmlers Verlag 1959. (441 S. 8°) Leinen DM 11.80

*

Ammon, Hermann: Deutsche Literaturgeschichte in Frage und Antwort. Bd II: Von 1500 bis zur Gegenwart. 5., erweit. Aufl. Bonn: Ferd. Dümmlers Verlag 1959. (231 S. 8°) Karton. DM 7.40

Böschenstein, Hermann: Der neue Mensch. Die Biographie im deutschen Nachkriegsroman. Heidelberg: Wolfgang Rothe Verlag 1958. (130 S. 8°) Karton. DM 9.80

Heilfurth, Gerhard: Glückauf! Geschichte, Bedeutung u. Sozialkraft des Bergmannsgrußes. Essen: Verlag Glückauf 1958. (224 S. mit Abb., 32 S. Abb., gr. 8°) Leinen DM 22.–

Kayser, Wolfgang: Die Wahrheit der Dichter. Wandlung eines Begriffes in der deutschen Literatur. (rowohlts deutsche enzyklopädie. Sachgebiet: Literaturwissenschaft.) Hamburg: Rowohlt 1959. (161 S. kl. 8°) Karton. DM 1.90

Kieslich, Günter: Das »Historische Volkslied« als publizistische Erscheinung. Untersuchungen zur Wesensbestimmung und Typologie der gereimten Publizistik zur Zeit des Regensburger Reichstages und des Krieges der Schmalkaldener gegen Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig 1540–1542. (Studien zur Publizistik. Bd 1.) Münster: C. J. Fahle 1958. (162 S., 1 Falttaf., gr. 8°) Karton. DM 12.–

Ibel, Rudolf: Weltschau deutscher Dichter. Novalis, Eichendorff, Mörike, Droste-Hülshoff. Frankfurt: Verlag M. Diesterweg 1959. (VIII, 228 S. gr. 8°) Halbleinen DM 11.60

Lehmann, Rudolf: Die Niederlausitz in den Tagen des Klassizismus, der Romantik und des Biedermeier. (Mitteldeutsche Forschungen. 13.) Köln: Böhlau Verlag 1958. (XII, 335 S., XII S. Abb. gr. 8°) Karton. DM 26.–

Oppel, Horst: The Sacred River. Studien u. Interpretationen zur Dichtung der englischen Romantik. (Die neueren Sprachen. Beiheft 4.) Frankfurt: M. Diesterweg 1959. (68 S. 8°) Karton. DM 3.20

Rehm, Walther: Götterstille und Göttertrauer. Aufsätze zur deutsch-antiken Begegnung. München: Leo Lehnen 1951. (365 S. gr. 8°) Leinen DM 23.80

Schöffler, Herbert: Protestantismus und Literatur. Neue Wege zur englischen Literatur des 18. Jahrhunderts. 2., unveränd. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1958. (VI, 240 S. gr. 8°) Karton. DM 12.80

*

Altheim, Franz: Aus Spätantike u. Christentum. Mit 10 Taf. v. E. Trautmann-Nehring. Tübingen: M. Niemeyer 1951. (IV, 169 S. gr. 8°) Leinen DM 22.–

Aufstieg und Untergang der Großreiche des Altertums. Hrsg. v. Walter Felix Mueller. Stuttgart: W. Kohlhammer 1938. (136 S. 8°) Leinen DM 9.80

Hommel, Hildebrecht: Schöpfer und Erhalter. Studien zum Problem Christentum u. Antike. Berlin: Lettner Verlag 1956. (159 S. 8°) Leinen DM 6.80

Humboldt. – Stadler, Peter Bruno: Wilhelm von Humboldts Bild der Antike. (In der: Erasmus-Bibliothek.) Zürich: Artemis-Verlag 1959. (212 S. kl. 8°) Leinen DM 16.80

Kerényi, Karl: Apollon. Studien über antike Religion u. Humanität. Neuausgabe mit einer Folge von Betrachtungen über Mysterien des Humanen. Düsseldorf: Eugen Diederichs Verlag 1953. (310 S., 1 Taf., 8°) Leinen DM 16.80

Ders.: Die Mythologie der Griechen. Die Götter- u. Menschheitsgeschichten. Mit 66 Abb. 2. durchges. Aufl. Zürich: Rhein-Verlag 1956. (312 S. 8°) Leinen DM 19.–

Lesky, Albin: Geschichte der griechischen Literatur. Lfrg 12/13 (Schluß). Bern: A. Francke 1959. (S. 705–827, gr. 8°) DM 8.90

Otto, Walter F.: Theophania. Der Geist der griechischen Religion. (rowohlts deutsche enzyklopädie. Sachgebiet: Religionswissenschaft.) Hamburg: Rowohlt 1956. (134 S. kl. 8°) Karton. DM 1.90

Peterich, Eckart: Vom Glauben der Griechen. 3. Aufl. (Der Bilderkreis. 17.) Freiburg i. Br.: Herder & Co 1953. (15 S., 25 S. Abb., kl. 8°) Geb. DM 3.80

Pfister, Friedrich: Götter- und Heldensagen der Griechen. Heidelberg: Carl Winter 1956. (312 S. 8°) Leinen DM 14.80

Pindar: Die Dichtungen und Fragmente. Verdeutscht u. erläut. v. Ludwig Wolde. Wiesbaden: Limes Verlag 1958. (XXXIX, 367 S. kl.8°) Leinen DM 15.–

Rose, Herbert Jennings: Griechische Mythologie. Ein Handbuch. [A Handbook of Greek Mythology. 1928.] Aus d. Engl. [nach der 5., verm. Aufl. 1953] v. Anna Elisabeth Berve-Glauning. München: C. H. Beck 1955. (XI, 364 S. 8°) DM 17.–, Leinen DM 21.–

*

Nebel, Gerhard: Die Not der Götter. Welt u. Mythos der Germanen. Hamburg: Hoffmann & Campe 1957. (217 S. 8°) Leinen DM 12.80

Stammler, Wolfgang: Frau Welt. Eine mittelalterliche Allegorie. (Freiburger Universitätsreden. NF, Nr 23.) Freiburg/Schweiz: Universitätsverlag 1959. (112 S., 22 Abb. auf 16 Taf., 8°) Karton. DM 12.–

de Vries, Jan: Altgermanische Religionsgeschichte. 2 Bde. 2., völlig neu bearb. Aufl. (Grundriß der germanischen Philologie. Bd 12/I u. II.) Berlin: de Gruyter & Co. 1956/57. (XLIX, 505; VIII, 492 S. gr. 8°) Leinen je DM 44.–

Wolfram von Eschenbach. – Koppitz, Hans-Joachim: Wolframs Religiosität. Beobachtungen über das Verhältnis Wolframs von Eschenbach zur religiösen Tradition des Mittelalters. (Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft. Bd 7.) Bonn: H. Bouvier & Co. 1959. (488 S. 8°) Karton. DM 19.50

— Rahn, Bernhard: Wolframs Sigunendichtung. Eine Interpretation der »Titurel«-Fragmente. (Geist u. Werk der Zeiten. H. 4.) Zürich: Fretz & Wasmuth 1958. (106 S. 8°) Karton. DM 9.50

*

von Arnim, Bettina: Werke und Briefe. Hrsg. v. Gustav Konrad. Bd I. Frechen: Bartmann-Verlag 1959. (572 S. 8°) Subskr.-Preis: Leinen DM 19.50

— Hahn, Karl-Heinz: Bettina von Arnim in ihrem Verhältnis zu Staat und Politik. Mit e. Anhang ungedruckter Briefe. Weimar: H. Böhlaus Nf. 1959. (72 S. 8°) Karton. DM 4.20

Benn. – Wellershoff, Dieter: Gottfried Benn. Phänotyp dieser Stunde. Eine Studie über den Problemgehalt seines Werkes. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1958. (253 S. 8°) Karton. DM 13.80, Leinen DM 16.80

Brecht. – Mann, Otto: B. B. – Maß oder Mythos? Ein kritischer Beitrag über die Schaustücke Bertolt Brechts. Mit e. Geleitwort des Verlegers. Heidelberg: Wolfg. Rothe Verlag 1958. (119 S. 8°) Karton. DM 7.80

Goethes Faust. Hrsg. u. erläut. v. Erich Trunz. 5. Aufl. Hamburg: Christian Wegner 1959. (648 S. 8°) Leinen DM 15.–

Goethe-Handbuch. Goethe, seine Welt u. Zeit in Werk u. Wirkung. 2., vollkommen neugestaltete Aufl. Hrsg. v. Alfred Zastrau. Lfrg 8: Bernoully-Blessenbach. Stuttgart: J. B. Metzler 1959. (Sp. 1121–1280, Lex.-8°) DM 9.–

— Goethe et l'Esprit Français. Actes du Colloque Internationale de Strasbourg. (Publcations de la Faculté des Lettres de l'Université de Strasbourg. Fasc. 137.) Paris: Société d'Editions Les Belles Lettres 1958. (XVII, 346 S. gr. 8°)

— Ibel, Rudolf: Der junge Goethe. Leben u. Dichtung. 1765–1775. 2. Aufl. Frankfurt: Verlag M. Diesterweg 1959. (VII, 163 S. 8°) Karton. DM 6.40

— Pfeiffer-Belli, Wolfgang: Goethes Kunstmeyer und seine Welt. (Goethe-Schriften. H. 7.) Zürich: Artemis-Verlag 1959. (79 S. 8°) Karton. DM 3.80

— Weniger, Erich: Goethe und die Generale der Freiheitskriege. Bildung, Geist, Soldatentum. 2., erweit. Aufl. Stuttgart: J. B. Metzler 1959. (XI, 241 S. 8°) Leinen DM 19.50

Grimmelshausen. – Rohrbach, Günther: Figur und Charakter. Strukturuntersuchungen an Grimmelshausens Simplicissimus. (Bonner Arbeiten zur Deutschen Literatur. Bd 3.) Bonn: H. Bouvier & Co. 1959. (91 S. gr. 8°) Karton. DM 9.–

Hauptmann, Gerhart: Phantom. Aufzeichnungen eines ehemaligen Sträflings. Gütersloh: C. Bertelsmann 1959. (200 S. 8°) Leinen DM 2.80

Ders.: Schlafende Feuer. Gedichte. Ausgew. u. hrsg. v. Gerhard Ulrich. (Das kleine Buch. 124.) Gütersloh: C. Bertelsmann 1959. (64 S. 8°) Geb. DM 2.20

van Hoddis, Jakob: Weltende. Ges. Dichtungen. Hrsg. v. Paul Pörtner. Zürich: Verlag der Arche 1958. (132 S., 1 Taf. kl. 4°) Leiden DM 9.80

Hoffmann, E. T. A.: Poetische Werke. 6 Bde. Bd 1: Kleine Schriften, Fantasiestücke in Callots Manier, Seltsame Leiden eines Theaterdirektors. Bd 2: Die Elixiere des Teufels, Nachtstücke. Bd 3/4: Die Serapionsbrüder. Bd 5: Klein Zaches, genannt Zinnober, Lebensansichten des Katers Murr, Prinzessin Brambilla. Bd 6: Meister Floh, Briefe aus den Bergen, Letzte Erzählungen. Redaktions-Leitung: Gerhard Seidel. Berlin: Aufbau-Verlag 1958. (LV, 684 S., 1 Taf.; 755, 692, 661, 799, 905 S. 8°) Leinen DM 63.–

Kafka, Franz: Amerika. Roman. 63./87. Tsd. (Fischer-Bücherei. 132.) Frankfurt: Fischer Bücherei 1957. (235 S. kl. 8°) Karton. DM 1.90

Ders.: Das Urteil und andere Erzählungen. 223./247. Tsd. (Fischer-Bücherei. 19.) Ebda 1958. (203 S. kl. 8°) Karton. DM 1.90

— Brod, Max: Verzweiflung und Erlösung im Werk Franz Kafkas. Frankfurt: S. Fischer 1959. (90 S. 8°) Karton. DM 5.80

— Emrich, Wilhelm: Die Weltkritik Franz Kafkas. (Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Abhandlungen der Klasse der Literatur. 1958, Nr 1.) Wiesbaden: Franz Steiner 1959. (23 S. gr. 8°) DM 2.20

Keller, Gottfried: Sämtliche Werke. 8 Bde. Bd 1/2: Gedichte. Bd 3: Der grüne Heinrich (Erste Fassung). Bd 4: Der grüne Heinrich. Bd 5: Martin Salander, Sieben Legenden. Bd 6: Die Leute von Seldwyla. Bd 7: Züricher Novellen, Das Sinngedicht. Bd 8: Kleine Schriften. Redaktions-Leitung: Peter Goldammer. Berlin: Aufbau-Verlag 1958. (727 S., 1 Taf.; 556, 925, 875, 461, 635, 715, 758 S. 8°) Leinen DM 90.–

Lessing, Gotthold Ephraim: Gesammelte Werke. 2 Bde. Hrsg. v. Wolfgang Stammler. München: Carl Hanser 1959. (1138, 1188 S. 8°) Leinen DM 48.–, Leder DM 68.–

Mercier. – Rombach, Elisabeth: Die Mariendichtungen von Louis Mercier (1870–1951). (Forschungen zur roman. Philologie. H. 5.) Münster i. W.: Aschendorff 1959. (III, 103 S. gr. 8°) Karton. DM 7.80

Meyer, Conrad Ferdinand: Sämtliche Werke. Histor.-kritische Ausgabe. Bd 10: Jürg Jenatsch. Eine Bündnergeschichte. Hrsg. v. Alfred Zäch. Bern: Benteli-Verlag 1958. (416 S., 1 Taf., 2 Faks., 8°) Leinen DM 30.–, Subskr.-Preis DM 26.–

Mombert, Alfred: Sfaira der Alte. Mythos. Nachw. v. Richard Benz. (Veröffentlichungen der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, Darmstadt. 14.) Heidelberg: Verlag Lambert Schneider 1958. (316 S. mit 4 Abb., 8°) Karton. DM 16.–, Halbleinen DM 18.50

Rilke, Rainer Maria: Sämtliche Werke, Bd III: Jugendgedichte. Hrsg. v. Rilke-Archiv. In Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke besorgt durch Ernst Zinn. Wiesbaden: Insel-Verlag 1959. (971 S. 8°) Leinen DM 30.–, Leder DM 56.–

— Holthusen, Hans Egon: Rainer Maria Rilke in Selbstzeugnissen und Dokumenten. Dargestellt. (rowohlts monographien. 22.) Hamburg: Rowohlt 1959. (172 S. mit Abb., 8°) Karton DM 2.20

Schiller, Friedrich: Der Geisterseher. Erzählungen u. historische Charakteristiken. Hrsg. mit e. Einleitung v. Bernhard Zeller. (Uni.-Bibl. Nr 8253/57.) Stuttgart: Reclam 1959. (550 S. kl. 8°) Leinen DM 8.50

— von Heiseler, Bernt: Schiller. Gütersloh: C. Bertelsmann 1959. (220 S., 8 Taf. mit 53 Bildern, 8°) Leinen DM 11.50

— Lotar, Peter: Friedrich Schiller. Leben u. Werk. Aus seiner Dichtung, aus Briefen u. Zeugnissen der Zeitgenossen dargestellt. Stuttgart: Scherz & Goverts 1955. (340 S., 1 Taf. 8°) Leinen DM 11.80

— Mayer, Hans: Schiller und die Nation. Düsseldorf: Progress-Verlag 1958. (46 S. gr. 8°) DM 1.80

— von Scholz, Wilhelm: Friedrich Schiller. Stürmende Jugend. Lebenswerk. München: Deutsches Verlagshaus Bong 1956. (304 S. 8°) Leinen DM 9.80

— Storz, Gerhard: Der Dichter Friedrich Schiller. Stuttgart: Ernst Klett Verlag 1959. (XII, 516 S. 8°) Leinen DM 26.50

— Wertheim, Ursula: Schillers »Fiesko« und »Don Carlos«. Zu Problemen des historischen Stoffes. (Beiträge zur deutschen Klassik. Abhandlungen, Bd 7.) Weimar: Arion Verlag 1958. (220 S. gr. 8°) Leinen DM 14.–

— von Wiese, Benno: Friedrich Schiller. Stuttgart: J. B. Metzler 1959. (XXIII, 867 S. gr. 8°) Leinen DM 38.50

— von Wilpert, Gero: Schiller-Chronik. Sein Leben und Schaffen. (Kröners Taschenausgabe. Bd 281.) Stuttgart: A. Kröner 1958. (336 S. kl. 8°) Leinen DM 9.80

— Windstoßer, Ludwig, u. Zeller, Bernhard: Marbach am Neckar. Die Geburtsstadt Friedrich Schillers. Aufnahmen u. Text. Lindau: Jan Thorbecke 1959. (48 S. mit Abb. kl. 4°) Halbleinen DM 8.80

— Witte, William: Schiller and Burns and other essays. (In: Modern Language Studies.) Oxford: Basil Blackwell 1959. (IX, 118 S. 8°) Leinen sh. 21/–

Schlegel. – Atkinson, Margaret E.: August Wilhelm Schlegel as a Translator of Shakespeare. A comparison of three plays with the original. Oxford: Basil Blackwell 1958. (VII, 67 S. kl. 8°) Leinen sh. 8/6 net.

Shakespeare, William: Gesammelte Werke. 6 Bde. Eingel. v. Reinhold Schneider. Hrsg. v. Hans Jürgen Meinerts. Bd 5: Tragödien; Bd 6: Tragödien. Gütersloh: C. Bertelsmann 1958. (520, 566 S. 8°) Je Leinen DM 6.85

Spitteler, Carl: Gesammelte Werke. Hrsg. v. Gottfried Bohnenblust, Wilhelm Altwegg, Robert Faesi. Bd 10: Geleitband I/II. Zürich: Artemis-Verlag 1959. (XV, 728; III, 703 S. 8°) Je Leinen DM 31.–

Tolstoj. – L. N. Tolstoj. Bibliographie der Erstausgaben deutschsprachiger Übersetzungen und der seit 1945 in Deutschland, Österreich und der Schweiz in deutscher Sprache erschienenen Werke. Mit e. einleit. Artikel v. Anna Seghers. (Neujahrsgabe der Deutschen Bücherei. 1959.) Leipzig: Deutsche Bücherei 1958. (57 S. 8°)

Vischer. – Schlawe, Fritz: Friedrich Theodor Vischer. Stuttgart: J. B. Metzler 1959. (XII, 419 S. gr. 8°) Leinen DM 24.50

Volksdichtung der Ketschua. In den Tälern von Cochabamba gesammelt von Jesús Lara. Ketschua u. Deutsch. Hrsg. v. Ludwig Flachskampf u. Hermann Trimborn. Berlin: Dietrich Reimer 1959. (166 S. 8°) DM 10.–

Voltaire. – Gay, Peter: Voltaire's Politics. The Poet as Realist. Princeton/New Jersey: Princeton University Press 1959. (XIII, 418 S. 8°) Leinen $ 6.–

Wolf. – Pollatschek, Walther: Das Bühnenwerk Friedrich Wolfs. Ein Spiegel der Ge-

schichte des Volkes. Unter Mitwirkung von Otto Lang u. Manfred Mössig. Berlin: Henschelverlag 1958. (468 S., 40 S. Abb., 8°) Leinen DM 18.–

Wolfenstein. – Mumm, Carl: Alfred Wolfenstein. Eine Einführung in sein Werk u. e. Auswahl. Mit 1 Taf. (In d. Reihe: Verschollene u. Vergessene.) Wiesbaden: Fr. Steiner 1955. (86 S. gr. 8°) Karton. DM 4.80

*

Bachofen, J. J.: Der Mythus von Orient und Occident. Eine Metaphysik der alten Welt. Mit e. Einleitg. v. Alfred Baeumler hrsg. v. Manfred Schroeter. 2. Aufl. München: C. H. Beck 1956. (CCXCIV, 628 S. gr. 8°) DM 50.–, Leinen DM 56.–

Bavink, Bernhard: Weltschöpfung in Mythos und Religion, Philosophie und Naturwissenschaft. Aus d. Nachlaß hrsg. u. mit e. Anhang versehen v. Aloys Wenzl. 2., ergänzte Aufl. (Glauben u. Wissen. Nr 4.) München: Ernst Reinhardt Verlag 1951. (128 S. 8°) DM 2.80, Leinen DM 4.50

Bertholet, Alfred: Grundformen der Erscheinungswelt der Gottesverehrung. Eine nachgelassene Vorlesung, für den Druck durchges. v. Johannes Hempel. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge u. Schriften aus d. Gebiet der Theologie u. Religionsgeschichte. 205/206.) Tübingen: J. C. B. Mohr 1953. (68 S. 8°) DM 3.80

— Festschrift für Alfred Bertholet. Zum 80. Geburtstag. Hrsg. durch Walter Baumgartner, Otto Eisfeldt, Karl Ellinger, Leonhard Rost. Tübingen: J. C. B. Mohr 1950. (VIII, 578 S., 1 Taf., gr. 8°) DM 58.–

Braden, Charles Samuel: The Scriptures of Mankind. An introduction. New York: The Macmillan Company 1952. (XV, 496 S. 8°) Leinen $ 6.50

Burckhardt, Titus: Vom Sufitum. Einführung in die Mystik des Islam. (In d. Reihe: Weisheit aus dem Osten.) München-Planegg: O. W. Barth Verlag 1953. (131 S. 8°) Leinen DM 8.80

Eliade, Mircea: Der Mythos der ewigen Wiederkehr. [Le mythe de l'éternel retour.] Aus d. Französ. v. Günther Spaltmann. Düsseldorf: E. Diederichs Verlag 1953. (252 S. 8°) Leinen DM 12.50

Ders.: Die Religionen und das Heilige. Elemente der Religionsgeschichte. [Traité d'Histoire des Religions. 1949). Aus d. Französ. v. M. Rassem u. I. Köck. Salzburg: Otto Müller Verlag 1954. (601 S. kl. 8°) Leinen DM 15.70

Gehlen, Arnold: Die Seele im technischen Zeitalter. Sozialpsychologische Probleme in der industriellen Gesellschaft. (In der Reihe: rowohlts deutsche enzyklopädie. Sachgebiet: Soziologie.) Hamburg: Rowohlt 1959. (132 S. kl. 8°) Karton. mit Leinenrücken DM 1.90

Hainchelin, Charles: Les Origines de la Religion. Nouvelle Édition revue et corrigée. Préface de Georges Sadoul, Introd. par V. Nikolski. En annexe: Contribution à l'histoire du christianisme primitif, par Friedrich Engels. Paris: Edition Sociales 1955. (336 S. 8°) ffrs 700.–

Hamann. – Gründer, Karlfried: Figur und Geschichte. Johann Georg Hamanns »Biblische Betrachtungen« als Ansatz einer Geschichtsphilosophie. (Symposion. 3.) Freiburg: Verlag Karl Alber 1958. (XI, 192 S. 8°) Karton. DM 13.80

Hasenfuss, Josef: Weltreligionen als sozial-kulturelle Gestaltungsmächte. Eine religionssoziologische Studie. Würzburg: Echter-Verlag 1955. (156 S. gr. 8°) Karton. DM 9.80

Jirku, Anton: Die Welt der Bibel. Fünf Jahrtausende in Palästina-Syrien. (In der Reihe: Große Kulturen der Frühzeit.) Stuttgart: Gustav Kilpper Verlag 1957. (257 S., davon S. 129–240: Abb., 1 Kte, 4°) Leinen DM 24.50

Jonas, Hans: Gnosis und spätantiker Geist. Tl 2, Hälfte 1: Von der Mythologie zur mystischen Philosophie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1954. (XV, 223 S. gr. 8°) DM 18.–

Jung, C. G.: Mysterium Coniunctionis. Untersuchung über die Trennung u. Zusammensetzung der seelischen Gegensätze in der Alchemie. Tl 3: Aurora Consurgens. Ein dem Thomas von Aquin zugeschriebenes Dokument der alchemistischen Gegensatzproblematik v. M.-L. von Franz. (Psycholog. Abhandlungen. Bd XII.) Zürich: Rascher 1957. (VII, 480 S. 8°) Leinen DM 31.50

Kant. – von Glasenapp, Helmuth: Kant und die Religionen des Ostens. Mit 8 Abb. (Beihefte zum Jahrbuch der Albertus-Universität Königsberg/Pr.) Kitzingen: Holzner-Verlag 1954. (XX, 193 S., 8 Taf., 8°) Karton. DM 14.–

— Marquard, Odo: Skeptische Methode im Blick auf Kant. (Symposion. 4.) Freiburg: Verlag Karl Alber 1958. (110 S. 8°) Karton DM 7.50

Kellerhals, Emanuel: Der Islam. Seine Geschichte, seine Lehre, sein Wesen. 2., durchges. Aufl. Basel: Verlag der Basler Missionsbuchhandlg. Stuttgart: Evang. Missionsverlag 1956. (405 S. 8°) Leinen DM 19.80

Kerényi, Karl: Umgang mit Göttlichem. Über Mythologie u. Religionsgeschichte. (Kleine Vandenhoeck-Reihe. 18.) Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1955. (79 S. 8°) Karton. DM 2.40

Kierkegaard, Sören: Abschließende unwissenschaftliche Nachschrift zu den Philosophischen Brocken. Zweiter Teil. (Ges. Werke. 16. Abt.) Aus d. Dän. v. Hans Martin Junghans. Düsseldorf: E. Diederichs Verlag 1958. (XI, 419 S. 8°) Leinen DM 23.–

Lamaismus. – Filchner, Wilhelm: Kumbum. Lamaismus in Lehre u. Leben. Mit Originallegenden u. 7 Bildtaf. Zürich: Rascher & Cie. 1954. (298 S. mit Faks., 7 Taf., gr. 8°) Leinen DM 19.–

— Hermanns, Matthias: Mythen und Mysterien. Magie u. Religion der Tibeter. Köln: Verlag Balduin Pick 1956. (400 S., 16 S. Abb., 1 Kte, 8°) DM 17.50, Leinen DM 19.50

— Himmelstier und Gletscherlöwe. Mythen, Sagen u. Fabeln aus Tibet. Ges. u. hrsg. v. Matthias Hermanns. (In d. Reihe: Das Gesicht der Völker.) Kassel: Erich Röth-Verlag 1955. (259 S. mit Abb., 8°) Halbleinen DM 4.80

— Hoffmann, Helmut: Die Religionen Tibets. Bon u. Lamaismus in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Freiburg: Karl Alber 1956. (VIII, 214 S., 8 Taf., 1 farb. Taf., 8°) Leinen DM 15.80

— Milaräpa. Tibets großer Yogi auf dem Weg zu Wissen und Erlösung. Aus d. tibet. Original ins Französ. übers. v. Jacques Bacot (1925), aus d. Französ. ins Deutsche v. Berndt Heisz. Pfullingen: Baum-Verlag 1956. (XIX, 204 S. 8°) Leinen DM 12.80

Lange, Erwin Rudolf: Sterben und Begräbnis im Volksglauben zwischen Weichsel und Memel. (Beihefte zum Jahrbuch der Albertus-Universität Königsberg/Pr. XV.) Würzburg: Holzner-Verlag 1955. (IX, 176 S. 8°) DM 9.80

Lavater. – Pestalozzi, Rudolf: Lavaters Fremdenbücher. (122. Neujahrsblatt) Zürich: Beer & Co. 1959. (131 S., 8 Taf. gr. 8°)

Leben und Legende der Religionsstifter. Texte, ausgewählt u. erklärt v. Gustav Mensching. Baden-Baden: Holle Verlag 1955. (348 S. 8°) Leinen DM 14.–

Leipoldt, Johannes, u. Morenz, Siegfried: Heilige Schriften. Betrachtungen zur Religionsgeschichte der antiken Mittelmeerwelt. Leipzig: VEB Otto Harrassowitz 1953. (217 S., 13 S. Abb., gr. 8°) Leinen DM 11.–

Lévy-Bruhl, L.: Die geistige Welt der Primitiven. [La mentalité primitive.] Aus d. Französ. v. Margarethe Hamburger. Unveränderter Nachdruck. Düsseldorf: Eugen Diederichs Verlag 1959. (X, 353 S. gr. 8°) Leinen DM 24.–

Malone, Kemp: Studies in Heroic Legend and in Current Speech. Ed. by Stefán Einarsson and Norman E. Eliason. Copenhagen: Rosenkilde and Bagger 1959. (XXVIII, 297 S., 1 Taf. gr. 8°) d. Kr. 48.–, geb. d. Kr. 56.–

Maringer, Johannes: Vorgeschichtliche Religion. Religionen im steinzeitlichen Europa. [De Godsdienst der Prachistorie. 1952.] Erweit. u. durchges. deutsche Ausgabe. Einsiedeln: Benziger Verlag 1956. (328 S. mit Abb., 10 Taf., 8°) Leinen sfr. 20.–

Mensching, Gustav: Toleranz und Wahrheit in der Religion. Heidelberg: Quelle & Meyer 1955. (196 S. 8°) Leinen DM 12.50

Nigg, Walter: Des Pilgers Wiederkehr. Drei Variationen über ein Thema. Zürich: Artemis-Verlag 1954. (189 S. gr. 8°) Leinen DM 17.80

Ohm, Thomas: Die Liebe zu Gott in den nichtchristlichen Religionen. Die Tatsachen der Religionsgeschichte u. die christliche Theologie. Durchgesehene Titelaufl. Freiburg: Erich Wewel Verlag 1957. (XVI, 545 S. Lex.-8°) Leinen DM 22.–

Otto, Walter F.: Die Gestalt und das Sein. Ges. Abhandlungen über den Mythos u. seine Bedeutung für die Menschheit. Düsseldorf: E. Diederichs Verlag 1955. (VII, 419 S. gr. 8°) Leinen DM 24.–

Parrinder, Geoffrey: African Traditional Religion. London: Hutchinson's University Library 1954. (156 S. kl. 8°) Leinen sh. 10/6

Radin, Paul: Gott und Mensch in der primitiven Welt. [The World of Primitive Man.] Aus d. Engl. v. Margherita von Wyss, vom Autor revidierte u. erweit. deutsche Ausgabe. Zürich: Rhein-Verlag 1954. (436 S. 8°) Leinen DM 18.50

Ringwald, Walter: Die Religion der Akanstämme und das Problem ihrer Bekehrung. Eine religions- u. missionsgeschichtliche Untersuchung. Stuttgart: Evang. Missionsverlag 1952. (363 S. 8°) Karton. DM 9.80

Rohrbach, Paul: Aufgang der Menschheit. Der Gottesgedanke in der Welt. Stuttgart: W. Kohlhammer 1953. (368 S. 8°) Leinen DM 15.60

Rosenberg, Alfons: Michael und der Drache. Urgestalten von Licht und Finsternis. Mit

e. Geleitw. v. Ida Friederike Görres. Olten: Walter-Verlag 1956. (329 S., 10 Taf. 8°) Leinen DM 15.80

Rüsch, Ernst Gerhard: Toleranz. Eine theologische Untersuchung u. eine aktuelle Auseinandersetzung. Zollikon-Zürich: Evangelischer Verlag / München: Chr. Kaiser 1955. (152 S. 8°) Leinen DM 11.35

Sargant, William: Der Kampf um die Seele. Eine Physiologie der Konversionen. [Battle for the Mind. 1957.] Aus d. Engl. v. Marianne von Eckart. München: R. Piper & Co. 1958. (285 S., 8 S. Abb. 8°) Leinen DM 17.80

Schamanengeschichten aus Sibirien. Aus d. Russ. übers. u. eingel. v. Adolf Friedrich u. Georg Buddruss. München-Planegg: O. W. Barth-Verlag 1955 (327 S. 8°) Leinen DM 17.80

— Eliade, Mircea: Schamanismus und archaische Ekstasetechnik. [Le Chamanisme. 1951.] Aus d. Französ. v. Inge Köck. Zürich: Rascher Verlag 1956. (VIII, 472 S. gr. 8°) Leinen DM 29.50

— Findeisen, Hans: Schamanentum, dargestellt am Beispiel der Besessenheitspriester nordeurasiatischer Völker. (Urban-Bücher. 28.) Stuttgart: W. Kohlhammer 1957. (240 S., 4 S. Abb., kl. 8°) Karton. DM 4.80

Schering, Ernst: Die innere Schaukraft. Träume, Erscheinungen des Zweiten Gesichts u. Visionen des Johannes Falk. München: Ernst Reinhardt Verlag 1953. (171 S. 8°) DM 6.80, Leinen DM 8.50

Schilling, Werner: Religion und Recht. (Urban-Bücher. 26.) Stuttgart: W. Kohlhammer 1957. (191 S. kl. 8°) Karton. DM 3.60

Scholem, Gershom: Die jüdische Mystik in ihren Hauptströmungen. [Major Trends in Jewish Mysticism. 3. Aufl. 1954.] Frankfurt: Alfred Metzner 1957. (XVI, 490 S. 8°) Leinen DM 29.–

The Scrolls. – Bruce, F. F.: Die Handschriftenfunde am Toten Meer. Nach dem heutigen Stand der Forschung. [Second Thoughts on the Dead Sea Scrolls. 1956]. Aus d. Engl. v. U. u. M. Rost. Mit 4 Taf. München: Chr. Kaiser 1957. (176 S., 2 Taf. 8°) DM 7.50, Leinen DM 9.50

— Burrows, Millar: Die Schriftrollen vom Toten Meer. [The Dead Sea Scrolls. 1956.] Aus d. Amerik. v. Friedrich Cornelius. Mit 9 Abb. u. 2 Kten. 2. Aufl. München: C. H. Beck 1958. (VIII, 379 S., 8 Taf., gr. 8°) DM 20.–, Leinen DM 24.–

— Davies, A. Powell: Der Fund von Qumran. Die Schriftrollen vom Toten Meer und die Bibel. [The Meaning of the Dead Sea Scrolls. 1956.] Aus d. Amerik. v. Fred u. Jessica Schmitz. Mit 24 Abb. sowie 3 Kartenskizzen. 4. Aufl. Wiesbaden. F. A. Brockhaus 1958. (200 S., 8 Taf., 8°) Leinen DM 9.80.

— Wilson, Edmund: Die Schriftrollen vom Toten Meer. [The Scrolls from the Dead Sea. 1955.] Aus d. Amerikan. v. Josephine Ewers. 4. Aufl. München: Winkler-Verlag 1956. (133 S. 8°) Leinen DM 9.80

Suzuki, Daisetz T.: Mysticism. Christian and Buddhist. London: G. Allen & Unwin 1957. (VI, 214 S. kl. 8°) Leinen sh. 13/6

Upanishaden. Altindische Weisheit aus Brâhmanas und Upanishaden. Übertragen u. eingel. v. Alfred Hildebrandt. 6./9. Tsd. (Diederichs Taschenausgabe. 13.) Düsseldorf: E. Diederichs Verlag 1958. (243 S. kl. 8°) Leinen DM 10.80, Leder DM 22.–

Vivekanada, Swami: Erkenntnisse des Hinduismus [Essentials of Hinduism.] Übers. u. eingel. v. Reginald Földy, mit Anm. v. Karl Ammer. Stuttgart: Paul Neff Verlag 1953. (96 S. kl. 8°) Karton. DM 4.80

Wach, Joachim: Religionssoziologie. [Sociology of Religion.] Nach der 4. Aufl. [1949] übers. v. Helmut Schoeck. Tübingen: J. C. B. Mohr 1951. (X, 461 S. gr. 8°) DM 29.50

Walther, Gerda: Phänomenologie der Mystik. 2., umgearbeit. Aufl. Freiburg i. Br.: Walter Verlag 1955. (264 S. 8°) Leinen DM 15.80

Zbinden, Ernst: Die Djinn des Islam und der altorientalische Geisterglaube. Bern: Paul Haupt 1953. (XVI, 162 S. 8°) Karton. DM 12.10

*

Bhagavadgita. Des Erhabenen Sang. Übertr. v. Leopold von Schroeder. 28./30. Tsd. (In d. Reihe: Diederichs Taschenausgaben.) Düsseldorf: E. Diederichs Verlag 1955. (119 S. kl. 8°) Leinen DM 5.80, Leder DM 16.–

Buddha. – Oldenberg, Hermann: Buddha. Sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde. Hrsg. v. Helmuth von Glasenapp. 13. Aufl. Stuttgart: J. G. Cotta 1959. (XII, 535 S. 8°) Leinen DM 32.–

— Rieker, Hans-Ulrich: Bettler unter Toren. Als buddhistischer Bettelmönch in Indien. Zürich: Rascher 1958. (255 S. 8°) Leinen DM 16.50

— Schmidt, Kurt: Buddha und seine Jünger. (Buddhistische Handbibliothek. 7.) Konstanz: Verlag Christiani 1955. (135 S. 8°) Geb. DM 4.80

Frauwallner, Erich: Die Philosophie des Buddhismus. 2., unveränd. Aufl. (Philosoph. Studientexte. Bd 2.) Berlin: Akademie-Verlag 1958. (XIII, 423 S. 8°) Leinen DM 18.–

von Glasenapp, Helmuth: Buddhismus und Gottesidee. Die buddhistischen Lehren von den überweltlichen Wesen u. Mächten u. ihre religionsgeschichtl. Parallelen. (Akademie der Wissenschaften u. d. Literatur. Abhandlungen der Geistes- u. Sozialwissenschaftl. Klasse. Jg 1954, Nr 8.) Wiesbaden: Franz Steiner 1954. (131 S. gr. 8°) DM 9.–

Kungfutse: Gespräche. ‹Lun Yü.› Aus d. Chines. verdeutscht u. erläut. v. Richard Wilhelm. 13./17. Tsd. besorgt v. Herbert Nette. Düsseldorf: E. Diederichs Verlag 1955. (220 S. kl. 8°) Leinen DM 8.50, Leder DM 19.–

Der Pfad zur Erleuchtung. Grundtexte der buddhistischen Heilslehre, in deutscher Übersetzung von Helmuth von Glasenapp. Düsseldorf: E. Diederichs Verlag 1956. (220 S. kl. 8°) Leinen DM 9.60, Leder DM 20.–

Die Stadt der tausend Drachen. Götter- u. Dämonengeschichten. Sagen u. Volkserzählungen aus Kambodscha. Übers. u. hrsg. v. Hans Nevermann. (In d. Reihe: Das Gesicht der Völker.) Kassel: Erich Röth-Verlag 1956. (182 S. mit Abb., 8°) Halbleinen DM 3.80

Sutta-Nipāta. Früh-buddhistische Lehr-Dichtungen aus dem Pali-Kanon. Mit Auszügen aus den alten Kommentaren. Übers., eingel. u. erläut. v. Nyanaponika. (Buddhist. Handbibliothek. 6.) Konstanz: Verlag Christinai 1955. (398 S. 8°) Geb. DM 9.80

*

Droysen, Johann Gustav: Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie u. Methodologie der Geschichte. Hrsg. v. Rudolf Hübner. 3. Aufl. München: R. Oldenbourg 1958. (XXI, 444 S. gr. 8°) Leinen DM 20.–

Heer, Friedrich: Die dritte Kraft. Der europäische Humanismus zwischen den Fronten des konfessionellen Zeitalters. Frankfurt: S. Fischer 1959. (742 S. gr. 8°) Leinen DM 34.–

Koch (†), Karl, u. Hegel, Eduard: Die Vita des Prämonstratensers Hermann Joseph von Steinfeld. Ein Beitrag zur Hagiographie und zur Frömmigkeitsgeschichte des Hochmittelalters. (Colonia Sacra. Bd 3.) Köln: Balduin Pick Verlag 1958. (130 S., 3 Taf. gr. 8°) Leinen DM 9.50

Trier – und wie weiter? Materialien, Betrachtungen u. Schlußfolgerungen über die Ereignisse auf dem Trierer Historikertag am 23. 9. 1958. Hrsg. im Auftrage des Präsidiums der Deutschen Historiker-Gesellschaft v. Ernst Engelberg unter Mitwirkung v. Werner Berthold u. Rolf Rudolph. Berlin-Ost: Rütten & Loening 1959. (64 S. kl. 8°) Karton DM 1.50

*

Haftmann, Werner: Malerei im 20. Jahrhundert. 2., durchges. Aufl. München: Prestel-Verlag 1957. (550 S., 48 S. Abb. 8°) Leinen DM 28.50

van der Leeuw, Gerard: Vom Heiligen in der Kunst. (Wegen en Grenzen. 3. Aufl. 1955.] Aus d. Holländ. v. A. Piper. Gütersloh: C. Bertelsmann 1957. (358 S. 8°) Leinen DM 23.–

Peterich, Eckart: Göttinnen im Spiegel der Kunst. 2. Aufl. Freiburg i. Br.: Walter Verlag 1954. (266 S. mit Abb., 8°) Leinen DM 13.80

Pleßner, Hans: Sterngeborenes Olympia. Die Entstehung des sakralen Maßes. Mit 57 Abb. Düsseldorf: Werner-Verlag 1956. (97 S., 23 Taf., gr. 8°) Geb. DM 26.–

Rapp, Urban: Das Mysterienbild. Münsterschwarzach: Vier-Türme-Verlag 1952. (161 S., XXIV S. Abb., kl. 4°) Leinen DM 14.50

Rosenberg, Alfons: Die christliche Bildmeditation. München-Planegg: O. W. Barth Verlag 1955. (302 S. mit Abb., 8°) Leinen DM 16.80

Seckel, Dietrich: Buddhistische Kunst Ostasiens. Stuttgart: W. Kohlhammer 1957. (384 S. mit Abb., Bildteil: S. 305–372, 4°)

*

Mendelssohn. – Jacob, Heinrich Eduard: Felix Mendelssohn und seine Zeit. Bildnis u. Schicksal eines Meisters. Frankfurt: S. Fischer Verlag 1959. (434 S. mit Abb., 5 Taf., 8°) Leinen DM 22.50

BENNO VON WIESE

Friedrich Schiller

1959. XXIII, 867 Seiten gr. 8°. Leinen mit Schutzumschlag DM 38.50

Dr. Erwin Laaths schreibt in »Der Mittag« (Düsseldorf) am 31. März 1959:

»... Benno von Wiese ist der Typ des modernen Gelehrten, der gleichzeitig Schriftsteller und künstlerischer Darsteller ist. Sein Schiller-Buch geht nicht nur sorgfältig den verschlungenen Wegen des persönlichen Lebens, sondern auch den Einwirkungen der Epoche des Dichters nach. Zum erstenmal wird hier Schiller nicht bequem vereinfacht etwa als der Dichter, der ›außerdem‹ noch befähigt war für die Geschichtsschreibung und Philosophie, sondern die Dreieinigkeit in seinen schöpferischen Talenten erscheint so, daß sich das Dichterische offenbart in der Geschichtsschreibung und in der philosophischen Abhandlung. Andererseits erscheint der Historiker im Dichter und Philosophen, der Philosoph im Dichter und Historiker. Benno von Wiese legt überzeugend und zuweilen überraschend, oft original, jedoch nicht eigentlich originell, dar, wie sich diese Dreieinigkeit als Einerleiheit schon früh zeigt: in den Beeinflussungen Schillers durch die Umwelt, in seiner produktiven Antwort auf das Zeitalter. ... Natürlich ist die ältere und die gegenwärtige Schiller-Forschung gewissenhaft berücksichtigt. Das geschah in einem Umfang, daß mit Benno von Wieses ›Friedrich Schiller‹ die vorhergegangene Sekundärliteratur im allgemeinen als erledigt, weil verarbeitet angesehen werden kann. So, wie sich heute die Situation der einschlägigen Forschung anläßt, dürfte kaum damit zu rechnen sein, daß in absehbarer Zeit dieses Standard-Werk überholungsbedürftig oder gar ersetzbar erscheint...«

J. B. METZLERSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
STUTTGART

Rilkes Sonette an Orpheus

von Hermann Mörchen

496 Seiten mit Literatur- und Namensverzeichnis. Leinen DM 36.–

»Mörchen geht schon dem Umfang seiner Arbeit nach weit über das bisher Getane hinaus. Aber er bleibt auf der Spur der Dichtung, dringt nur immer weiter in ihr Innerstes ein, indem er den weitläufigen Wurzelgeflechten ihrer Verbindung mit dem Gesamtwerk sorgfältig nachspürt. Das ist das eine, nicht genug zu würdigende Verdienst seiner Untersuchung. Es wird, wie gesagt, die Forschung noch über den engern Umkreis der Sonette hinaus befruchten.«

Neue Zürcher Zeitung

Rilke

von Otto Friedrich Bollnow

2. Auflage. 352 Seiten. Leinen DM 19.60

»Zu würdigen ist hier vor allem neben der klaren und übersichtlichen Gliederung die durchweg kritische Stellungnahme zu Rilkes Gesamtwerk, die gleichwohl von Liebe und großer Einfühlung zeugt und das Bestreben, die Bedeutung Rilkes und sein Bild von jener süßlichen Verbrämung zu befreien, die jahrelange Übung darangeheftet hat, und jene Linien aufzuzeigen, die Rilke und sein Werk mit den wesentlichsten Anliegen unserer unmittelbaren Gegenwart und auch der Zukunft verbinden, ist genau das, was die gegenwärtige Rilke-Forschung zum Ziel haben muß.«

Westdeutsche Allgemeine

Von der Keilschrift zum Alphabet

Grundlagen einer Schriftwissenschaft

von Ignace J. Gelb

291 Seiten. 95 Strichzeichnungen und Tabellen. Kart. DM 29.–

»Gelbs Arbeit ist grundlegend und bisher wohl die bedeutendste Arbeit auf diesem Gebiet. Gelb bewältigt einen gewaltigen Stoff in zwölf Kapiteln und behandelt Schrift, Schriftarten, Quellenkunde, Methode und Ziele einer Schriftwissenschaft sowie angewandte Schriftsysteme, führt Sinn und Wert der Hieroglyphen und Keilschriften der Sumerer, Ägypter, Hethiter, Babylonier und Perser an, behandelt die chinesische Wortschrift und die verschiedenen Silbenschriften, sodann das bzw. die Alphabete und ihre Vorstufen.«

Süddeutsche Zeitung

Novalis als Philosoph

von Theodor Haering

648 Seiten. Brosch. DM 60.–

»Theodor Haerings Buch bedeutet eine außerordentlich wertvolle Arbeit in der Geschichte der Novalisforschung, die künftig von jedem zu berücksichtigen ist, der um die Aufhellung der Problematik Novalisschen Wesens sich bemüht, und es ist wohl ein Fortschritt zu nennen, wenn Novalis nun auch als Philosoph dem Bewußtsein erschlossen wurde. Dieses neue Verstehen des Novalis, durch das schlaglichtartig bisher unbekannte Gebiete seines seelischen wie dichterischen Verhaltens erhellt werden: dafür ist dem Tübinger Emeritus für Philosophie Theodor Haering zu danken.«

Philosophischer Literaturanzeiger

W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

EPOCHEN DER DEUTSCHEN LITERATUR

Geschichtliche Darstellungen

VON DER MYSTIK ZUM BAROCK (1400-1600) von Wolfgang Stammler (Band II/1) 2., durchgesehene und erweiterte Auflage 1950. Halbleinen DM 31.–

DEUTSCHE GEGENREFORMATION UND DEUTSCHES BAROCK. Die deutsche Literatur im Zeitraum des 17. Jahrhunderts von Paul Hankamer (Band II/2). 2. Auflage 1947. Halbleinen DM 24.50

DIE DEUTSCHE DICHTUNG DER AUFKLÄRUNGSZEIT von Ferdinand Schneider (Band III/1). 2., durchgesehene Auflage 1948. Halbleinen DM 24.–

DIE DEUTSCHE DICHTUNG DER GENIEZEIT von Ferdinand Schneider (Band III/2). 1952. Halbleinen DM 28.50

KLASSIK UND ROMANTIK DER DEUTSCHEN. DIE GRUNDLAGEN DER KLASSISCH-ROMANTISCHEN LITERATUR von Franz Schultz (Band IV/1). 3., unveränderte Auflage 1959. Halbleinen DM 30.–

KLASSIK UND ROMANTIK DER DEUTSCHEN. WESEN UND FORM DER KLASSISCH-ROMANTISCHEN LITERATUR von Franz Schultz (Band IV/2). 3., unveränderte Auflage 1959. Halbleinen DM 31.–

(Die Reihe wird fortgesetzt)

J. B. METZLERSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
STUTTGART

ANTAIOS

Zeitschrift für eine freie Welt

Wir lieferten soeben:

Band I, Nummer 1

Herausgeber: Mircea Eliade · Ernst Jünger

Schriftleiter: Philipp Wolff-Windegg, Basel

Jenseits aller konfessionellen, weltanschaulichen oder politischen Programmatik stellt sich ANTAIOS in den Dienst der lebendigen Überlieferung, weil der heutige Mensch, will er nicht völlig den Weg in die Knechtschaft der von ihm geschaffenen Automaten gehen, wieder in Berührung mit dem Beständigen, dem Zeitüberdauernden kommen muß, das seinen Ausdruck im Symbol, im Mythos und in der Dichtung findet. Sie bilden den Kern der Zeitschrift, doch von hier aus sind Ausstrahlungen bis in die modernsten Wissenszweige und bis in die dringlichsten Probleme unserer Zeit möglich. Dabei bemüht sich ANTAIOS insbesondere um die Verbindung zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften. – ANTAIOS hat namhafte Gelehrte und Denker des In- und Auslandes zur Mitarbeit verpflichten können.

Jährlich erscheinen 6 Hefte
Umfang je 100 Seiten. Einzelheft 4,80 DM
Jahresabonnement 26,– DM
Halbjahresabonnement 13,20 DM
Bezug durch jede Buchhandlung
und durch den Verlag

ERNST KLETT VERLAG STUTTGART

VORSCHAU AUF DIE FOLGENDEN HEFTE

Kurt von Fritz, Ziele, Aufgaben und Methoden der klassischen Philologie und Altertumswissenschaft. – Constantin Floros, Das Kontakion. – Klaus Heitmann, Kunst und Moral. Zur Problematik des Prozesses gegen die 'Fleurs du Mal'. – Johannes Hoffmeister †, Beitrag zur sogenannten Kantkrise Heinrichs von Kleist. – Friedrich von der Leyen, Mythus und Märchen. – Judy Mendels und Linus Spuler, Landgraf Hermann von Thüringen und seine Dichterschule. – Karl Musiol, Carl Hauptmann und Josepha Kodis. – Christoph Petsch, Hofweisen. – Heinz Ritter, Ein unbekanntes Novalisfragment. – Olive Sayce, Der Begriff *edelez herze* im Tristan Gottfrieds von Straßburg. – Wolfgang Schadewaldt, Faustens Grablegung und die 'Achilleis'. – Fritz Schalk, Das Problem der Spaniendeutung. – Joachim Seyppel, Adel des Geistes: Thomas Mann und August von Platen. – Rudolf Stamm, Das Spätwerk O'Neills. – Klaus Wagenbach, Jahreszeiten bei Kafka? – Kurt Wais, Die Errettung aus dem Schiffbruch. Melville, Mallarmé und einige deutsche Voraussetzungen.

In Aussicht stehen ferner Beiträge von Richard Alewyn, Willy Andreas, Leonhard Beriger, Wolfgang Binder, Paul Böckmann, O. Friedrich Bollnow, August Buck, Herbert Cysarz, Alois Dempf, Melitta Gerhard, Romano Guardini, Willibald Gurlitt, Hermann Kunisch, Victor Lange, August Langen, Friedrich Maurer, Kurt Oppert, Walter Pabst, Rudolf Pfeiffer, Karl Roos, H.-M. Rotermund, Richard Samuel, Georg Scheja, Walter Schirmer, Wieland Schmidt, Levin Ludwig Schücking, Emil Staiger, Paul Stöcklein, Werner Vordtriede, L. A. Willoughby u. a.

FORSCHUNGSREFERATE von Wolfgang Kayser (Lyrik und Vers), Walter Pabst (Epische Formen), Eckehard Catholy (Drama und Theater), Kurt May (Interpretationen), Gerhard Kaiser (Literatursoziologie), Paul Böckmann (Gesamtdarstellungen der deutschen Literaturgeschichte), Heinz Rupp (Althochdeutsche Literatur), Hendricus Spaarnay (Höfisches Epos), Bruno Boesch (Minnesang I), Günther Jungbluth (Minnesang II), Anneliese Hofmann (Mittelalterliche Mystik), Karl Heinz Weimann (Paracelsus), Erich Trunz (Barockliteratur), Arthur Henkel (Humann), Hans-Egon Hass (Goethezeit), Benno von Wiese (Schiller), Walter Müller-Seidel (Romantik), Manfred Windfuhr (Heine), Fritz Martini (Deutsche Literatur im Zeitalter des Realismus), Claude David (Gerhart Hauptmann), Wolfdietrich Rasch (Deutsche Literatur um 1900), Klaus Wagenbach (Kafka), Hans Schwerte (Stilkonservative moderne Dichter), Ludwig Erich Schmitt (Sprachwissenschaft), Carl Becker (Römische Literatur der augusteischen Zeit), Michael Freund (Zur englischen Geistesgeschichte), Erwin Wolff (Englische Literatur des 18. Jahrhunderts), Fritz Schalk (Dante), August Buck (Romanische Renaissance), Hans Flasche (Hispanistik), F. W. Müller (Französische Literatur von der Revolution bis zur Gegenwart), Alfred Rammelmeyer (Realistische Literatur der Russen), Erich Angermann (Universalgeschichte und historische Bibliographie), Gerhard Kaiser (Nationalismus), Helmut Beumann (Mittelalterliche Geschichte I), Otto Herding (Mittelalterliche Geschichte II), Stephan Skalweit (Das Zeitalter des Absolutismus), Kurt Goldammer (Religionswissenschaft), Willibald Gurlitt und zahlreiche Mitarbeiter (Musikwissenschaft), Hans Tintelnot (Barock in der bildenden Kunst), Erich Rothacker (Anthropologie, Kultur- und Geschichtsphilosophie), Karlfried Gründer (Neuere Philosophiegeschichte), Odo Markquard (Schelling), Odo Markquard (Nietzsche) u. a.